

Miriam Lind (Hg.)

MENSCH TIER MASCHINE

Sprachliche Praktiken an und jenseits
der Außengrenze des Humanen



[transcript]

Human-Animal Studies

Miriam Lind (Hg.)
Mensch – Tier – Maschine

Miriam Lind, geb. 1985, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Institut der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie promovierte 2018 zum Namenwechsel transgeschlechtlicher Menschen und forscht zur sprachlichen Aushandlung sozialer Zugehörigkeiten.

Miriam Lind (Hg.)

Mensch - Tier - Maschine

Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Miriam Lind (Hg.)**

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5313-7

PDF-ISBN 978-3-8394-5313-1

<https://doi.org/10.14361/9783839453131>

Buchreihen-ISSN: 2702-945X

Buchreihen-eISSN: 2702-9468

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort	7
----------------------	---

Von Menschen, Tieren und Maschinen

Die sprachliche Aushandlung ontologischer Grenzziehungen,
Grenzüberschreitungen und Grenzverwischungen

<i>Miriam Lind</i>	9
--------------------------	---

Teil 1: Mensch und Tier

Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze

<i>Damaris Nübling</i>	27
------------------------------	----

Wir und Die

Zur Diachronie der lexikalischen Basisunterscheidung *Mensch* vs. *Tier*

<i>Lena Späth</i>	77
-------------------------	----

Grenze zwischen MENSCH und TIER?

Erkenntnisse aus den Großschreibpraktiken in den frühneuzeitlichen
Hexenverhörprotokollen

<i>Renata Szczepaniak</i>	107
---------------------------------	-----

Dehumanisierungsstrategien im öffentlich-politischen Bioethikdiskurs um Präimplantationsdiagnostik

<i>Constanze Spieß</i>	121
------------------------------	-----

Tiermetaphern zur Diffamierung queerer Menschen

Beispiele gruppenbezogener Hasssprache in YouTube-Kommentaren

<i>E. A. Mathias</i>	149
----------------------------	-----

»Ich nenne die Kohlmeise Karl...«

Eine strukturelle und benennungsmotivische Analyse
zur Namengebung bei Wildtieren

Sandra Herling/Stéphane Hardy 163

Versuche der Grenzüberschreitung

Zur Rolle der Empathie in der Interspezies-Interaktion

Heike Rettig 195

Übergriffige Sprache

Die Dekonstruktion des animalischen Subjekts
im interspezifischen Dialog

Anna K. E. Schneider 229

Gefährte, Haustier oder Spielobjekt?

Analysen des Umgangs mit virtuellen Tieren an und ausgehend vom
digitalen Spiel *THE LAST GUARDIAN*

Hiloko Kato 245

Teil 2: Mensch und Maschine

Posthumanismus und sprachliche Praxis

Literatur am Rande des Menschlichen am Beispiel von Emma Braslavskys
Roman *Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten*

Lisa Jüttner 287

**Zur Adressierung des Unbelebten –
Grenzen von pragmatischer Konzeption**

Netaya Lotze 305

Von Gutenberg zu Alexa

Posthumanistische Perspektiven auf Sprachideologie

Britta Schneider 327

»Alexa, 3, Sprachassistentin, hat die Religion für sich entdeckt«

Die sprachliche Anthropomorphisierung von Assistenzsystemen

Miriam Lind 347

Zu den Autor*innen 371

Vorwort

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines gleichnamigen Workshops im Rahmen der 45. Österreichischen Linguistiktagung in Salzburg im Dezember 2019, der von der Herausgeberin gemeinsam mit Damaris Nübling veranstaltet wurde. Die Idee für diesen Workshop entstand im Kontext des Mainzer Forums *Humandifferenzierung*, einer Fortführung der DFG-geförderten Forschungsgruppe *Un/Doing Differences: Praktiken der Humandifferenzierung*.¹ Im Zentrum stand die Überlegung, sprachliche Praktiken des *boundary-making* ebenso wie Prozesse der Grenzverschiebung, -überschreitung und -verwischung entlang der Humanaußengrenze genauer in den Blick zu nehmen, also Fragen danach zu stellen, wie sich der Mensch zum Nicht-Menschlichen, insbesondere aber zu Tieren und maschinellen und digitalen Entitäten verhält: Mit welchen diskursiven, kommunikativen, lexikalischen und grammatischen Mitteln grenzen sich Menschen von Tieren, aber auch von Maschinen, ab? Wie und mit welchen Effekten werden Menschen(-Gruppen) sprachlich aus der Sphäre des Menschlichen ausgeschlossen und auf welche Weise lassen wir Tiere, zunehmend aber auch Roboter und sprachgesteuerte Assistenzsysteme an unserer Sozialwelt teilhaben? Diesen und verwandten Fragestellungen widmet sich der vorliegende Band.

Das Thema des Workshops stieß auf reges Interesse in ganz unterschiedlichen Teilbereichen der Linguistik sowie in benachbarten Disziplinen, sodass auch der vorliegende Sammelband eine große Bandbreite an Perspektiven, disziplinären Hintergründen und methodischen Herangehensweisen vereint. Mit ihm liegt der erste explizit linguistische Sammelband im Bereich der Human-Animal Studies vor, der außerdem neben Mensch-Tier-Verhältnissen auch die sprachliche Beziehung mit und Behandlung von digitalen Entitäten einschließt und so ein breites Spektrum der Interaktionen entlang der Außengrenze des Menschlichen darstellen kann.

Bedanken möchte ich mich zuallererst bei den Beiträger*innen, die eine so vielseitige Diskussion des Themas ermöglicht haben. Judith Winterberg gilt für die Unterstützung beim Layout mein größter Dank. Der Forschungsgruppe *Un/Doing*

1 (FOR 1939), s. [https://www.undoinifferences.uni-mainz.de\(02.03.2021\)](https://www.undoinifferences.uni-mainz.de(02.03.2021)).

Differences sowie dem Open Access-Publikationsfonds der Mainzer Universitätsbibliothek danke ich für die finanzielle Unterstützung der Publikation. Für die Aufnahme des Bandes in die Reihe *Human-Animal Studies* bedanke ich mich herzlich beim Verlag und ganz besonders bei Christine Wichmann für die engagierte Unterstützung und angenehme Zusammenarbeit.

Mainz, im März 2021
Miriam Lind

Von Menschen, Tieren und Maschinen

Die sprachliche Aushandlung ontologischer Grenzziehungen, Grenzüberschreitungen und Grenzverwischungen

Miriam Lind

1. Un/doing Differences

Die bedeutungsvolle Unterscheidung des Menschen anhand kontingenter sozialer Differenzen wie Geschlecht, Ethnizität, Religion oder Nationalität ist im Laufe der letzten Jahrzehnte vielfältig zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse geworden. Dabei hat sich das Verständnis dieser Differenzen grundlegend gewandelt: von primordial gegebenen Merkmalen und Eigenschaften einzelner Personen und Personengruppen hin zur interaktiven Vollzugsleistung, die Mitgliedschaft in und Zugehörigkeit zu diesen Differenzen erst in der Herstellung hervorbringt. Von zentraler Bedeutung für eine solche Konzeptualisierung der Performativität sozial bedeutsamer Unterscheidungen war die Etablierung des Konzepts des *Doing* und *Undoing Differences* (z.B. West/Fenstermaker 1995, Hirschauer 2017), das aus der intensiven Beschäftigung mit der Differenz Geschlecht hervorgegangen ist (West/Zimmermann 1987, Butler 1988, Hirschauer 1994). Im Vordergrund steht in diesen Überlegungen die Idee, dass soziale Zugehörigkeiten und Mitgliedschaften interaktiv hervorgebracht, eingeschrieben und dargestellt werden. In diesem Sinne ist *Doing Difference* zu verstehen als »eine sinnhafte Selektion aus einem Set konkurrierender Kategorisierungen« (Hirschauer 2014: 173). Das Potential zur Differenzierung liegt in dieser Betrachtungsweise nicht in einzelnen Individuen, sondern in der sozialen Praxis. Dabei kann die Relevanz einzelner Differenzen in den Fokus gerückt, in ihrer Bedeutung aber auch herabgestuft werden, sodass es zu Konjunkturschwankungen von Unterscheidungen kommen kann (vgl. Hirschauer 2014). Dies ist z.B. dann der Fall, wenn die gesamtgesellschaftliche Bedeutung von (christlich-konfessioneller) Religionszugehörigkeit im Zuge der Säkularisierung abnimmt, dann jedoch als »populäre Religion« (Knoblauch 2009) in der Form von Spiritualität erneut bedeutsamer wird oder im Kontext des religiös-extremistisch motivierten Terrorismus neue Relevanz erlangt. Während

in diesen beiden genannten Fällen die Relevantsetzung der religiösen Kategorisierung als Selbstzuschreibung von den Religionsausübenden selbst ausgeht, kann *Doing Religion* – ebenso wie die Markierung anderer sozialer Zugehörigkeiten und Mitgliedschaften – auch als »soziologisch asymmetrische« (Hirschauer 2014: 174) *wir/die*-Unterscheidung in der Fremdzuschreibung salient gemacht werden, etwa wenn in westlichen Ländern zunehmend eine Opposition zwischen »uns Christ*innen« und »den Muslim*innen« gezogen wird. Am deutlichsten sichtbar wurde die Fremdkategorisierung anhand der rassifizierte(n) Differenz Religion in der Zeit des Nationalsozialismus, die mehrere materielle Sinnschichten – vom Tragen des Judensterns über die Zwangsnamen *Sara* und *Israel* bis hin zur systematischen Inhaftierung und Ermordung – umfasste und die in Victor Klemperers »LTI – Notizbuch eines Philologen« (1947) eindrücklich beschrieben wurde.

Auch andere Arten sozialer Differenz werden über verschiedene Zeichensysteme auf unterschiedlichen Ebenen markiert, sei es Geschlecht, an dessen Produktion u.a. Kleidung, Frisuren, Berufswahl und Stimmfrequenzen beteiligt sind (z.B. Ayaß 2008), oder Ethnizität, die an Hautfarben, Regionen und Religionen, Ritualen und geteilter Kultur festgemacht wird (z.B. Purkayastha 2005). Innerhalb der Zeichensysteme, die an der Her- und Darstellung von Differenzen beteiligt sind, kommt der Sprache eine besondere Rolle zu, wenn wir davon ausgehen, dass sich Kategorisierungsprozesse fast zwangsläufig das Medium Sprache zunutze machen (z.B. Whorf 1963). Gehen wir davon aus, dass wir nur das sinnhaft selektieren, was wir auch benennen können und nur solche Bezeichnungen schaffen, die wir für die relevante Unterscheidung von Entitäten, Zuständen, Handlungen und Vorgängen benötigen, zeigt sich Sprache als zentrales Instrument des *Doing Difference*, mit dem wir die Welt – allem voran uns selbst – systematisieren, kategorisieren und in ihrer sozialen Bedeutung erst erschaffen.

Die Linguistik hat sich bereits früh der Interaktion von Sprache und Formen sozialer Differenz gewidmet und maßgeblich beeinflusst von Austins Frage danach, wie wir mit Worten Dinge tun (1962), den Blick für das Handeln durch und mit Sprache geschärft. Gerade die Genderlinguistik spiegelt – im engen Austausch mit den Frauen- und Geschlechterstudien – die Entwicklung von einem Verständnis des Sprachgebrauchs als Ausdruck und Merkmal prädiskursiv gegebener Differenzen (z.B. von Geschlecht, vgl. Lakoff 1973) hin zu einer Konzeptualisierung von Sprache als Mittel der Her- und Darstellung sozialer Zugehörigkeiten wider. Dies bringt Günthner auf den Punkt, wenn sie schreibt:

Wir haben [...] eine reflexive Beziehung zwischen Sprache und sozialen Identitäten, die weitaus komplexer und weniger additiv ist als traditionell angenommen. Sprache reflektiert nicht nur soziale Identitäten, sondern trägt zu deren Konstruktion bei. (Günthner 2001: 208)

Die Herstellung und Markierung von Differenzen durch und mit Sprache erfolgt auf allen Ebenen von Sprachsystem und Sprachgebrauch, sei es in Form sedimentierter Bestände früherer kultureller Ordnungssysteme in der Grammatik (z. B. Aikhenvald 2016, Floyd 2010, Pietraszewski/Schwartz 2014), in der direkten Interaktion (z. B. Artamonova 2016, Kotthoff 2012, Walther 2018) oder im diskursiven Sprechen über (z. B. Lautenschläger 2018, Niehr/Böke 2000, Ott 2017). Bei der Auseinandersetzung mit dem – nicht nur sprachlichen – *Doing Difference* wurde rasch deutlich, dass Differenzen und Kategoriensysteme regelmäßig aufeinander verweisen, miteinander interagieren und teils ineinander subsumiert werden. Es kommt also eher selten vor, dass nur eine einzige Differenz in einer konkreten Situation relevant ist (vgl. Holmes/Stubbe 2003, Kotthoff 1992), was insbesondere in der Ungleichheitsforschung unter dem von Kimberle Crenshaw (1989, 1990) geprägten Begriff *Intersektionalität* verhandelt wird (zur Anwendung des Intersektionalitätsbegriffs im Kontext der Gender- und Queerlinguistik s. Levon 2015).

2. Die Grenzen zwischen Menschen und Nicht-Menschen

Bemerkenswert ist bei der Menge an Forschung zu sozialen Differenzen und der Kategorisierung von Menschen durch Menschen, dass sie nahezu ausschließlich auf die menschliche Binnendifferenzierung, also die Abgrenzung von Menschen und Menschengruppen untereinander, abzielt. Im Zentrum stehen also meist Fragen nach der Bildung von Gruppen, der Mitgliedschaft und Zugehörigkeit von Menschen anhand bestimmter Kategorien oder Differenzen sowie dem Ausschluss oder Austritt aus eben diesen Gruppen. Lange wurde die als ontologisch gesetzt verstandene Grenze zwischen dem Menschen und anderen (Lebe-)Wesen nur in Ausnahmefällen ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Dies hat sich vor allem mit der Etablierung des interdisziplinären Forschungsfelds der Human-Animal Studies gewandelt, das die Abgrenzung des Menschen vom Tier kritisch in Frage stellt und diese als kategorielle Basisunterscheidung durch neue Formulierungen wie *human and non-human animals* bzw. auf Deutsch *menschliche und nicht-menschliche Tiere* zurückweist (z. B. DeMello 2012, Flynn 2008, Kompatscher/Spanning/Schachinger 2017, Wiedenmann 2002). Die Linguistik – insbesondere die deutschsprachige – hat sich bislang nur in sehr begrenztem Umfang in die Analyse von Mensch/Tier-Verhältnissen eingebracht; die wenigen und durchweg rezenten Arbeiten, die linguistische Perspektiven auf die Human-Animal Studies anbieten, beschränken sich weitgehend auf den Bereich der synchronen Lexik (z. B. Habermann 2015, Heuberger 2015, Trampe 2015), häufig aus der ethisch-kritischen Perspektive der Ökolinquistik. Dabei steht in der Regel die utilitaristische Anthropozentrik in der Kritik, also die Perspektivierung des Tiers aus der menschlichen Nutzungsperspektive, die sich auch in der sprachlichen Differenzie-

rung in *Nutz-, Versuchs- und Gesellschaftstiere* widerspiegelt (vgl. Heuberger 2015, 2017). Für das Englische haben Cook und Sealey eine Analyse des gegenwärtigen Tierdiskurses in Großbritannien vorgelegt, die neben diskursiv-lexikalischen Mustern (z.B. Cook/Sealey 2017) auch Animatizität als grammatischen Parameter des Mensch-Tier-Verhältnisses erkannt hat (Sealey 2018).

Die im Deutschen auffällige lexikalische Segregation menschlicher und tierlicher Prozesse und Zustände (*schwanger/trächtig, essen/fressen* etc.) wird von Habermann (2015) angemerkt und auf Basis einer umfangreichen Korpusstudie von Griebel (2020) bearbeitet. Die Nutzbarmachung dieser sprachlichen Abgrenzungspraktiken zur Abwertung von Menschen geschieht vor allem in rassistischen, rechtsextremen Kontexten, in denen offensichtlich *Andere*, also z.B. Ausländer*innen, Migrant*innen oder Linke, als Tiere und ganz besonders als Schädlinge verunglimpft werden (Mathias 2015, 2017); auch hier beschränkt sich die Forschung allerdings vorrangig auf den Bereich der lexikalischen Metaphorik. Der gegenläufige Prozess, die sprachliche Vermenschlichung von Tieren, ist bisher vor allem im Kontext der Namengebung und -verwendung analysiert worden (z.B. Anward/Linke 2015, Linke/Schröter 2018). Auch das Sprechen und Interagieren mit Tieren, das Tannen (2004) als Nutzung des Tiers als kommunikative Ressource in der Interaktion mit anderen Menschen beschrieben hat, ist bisher überraschend wenig thematisiert worden, wobei Steens (2020) und Rettigs (2020) Ansatz, das kommunikative Empathisieren mit Tieren als eine Brückenpraktik der Mensch-Tier-Interaktion zu verstehen, einen vielversprechenden Ausgangspunkt für das Verständnis multimodaler Kommunikation zwischen Menschen und (anderen) Tieren bietet.

Mit der technischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte sind weitere Entitäten an der Außengrenze des Menschlichen entstanden, deren Sozialstatus als Interaktionspartner zunehmend diskutiert wird (vgl. Cerulo 2009, Muhle 2016, 2018): Roboter, Künstliche Intelligenzen und sprachgesteuerte Assistenzsysteme. Linguistische Fragen nach der Kommunikationsgestaltung, der Pragmatik von Mensch-Maschine-Interaktion oder dem Einfluss künstlicher Sprachteilnehmer*innen auf Sprachwandel und Varietäten sind bislang selten – Ausnahmen bilden u.a. die Arbeiten von Briggs/Williams/Scheutz (2017), Kato et al. (2015), Lotze (2016) und Williams et al. (2018), wobei meist funktionale Aspekte stärker im Fokus des Interesses stehen als die ontologischen Implikationen, die die Interaktion von Menschen und Maschinen haben könnte. Hier bieten benachbarte Disziplinen wie die Kommunikationswissenschaften vielfache Anknüpfungspunkte (z.B. Pradhan/Findlater/Lazar 2019, Schroeder/Epley 2019), und auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit gibt neue Impulse (z.B. Dickel/Schmidt-Jüngst 2021). Außerdem findet sich gerade in der Kommunikationswissenschaft eine Anzahl neuerer Forschung, die der medial inszenierten Sorge um den vermeintlichen negativen Einfluss der häufig in Imperativen stattfindenden Interaktion mit Assistenzsystemen auf die Mensch-Mensch-Interaktion folgt und Vorschläge unterbreitet, wie eine höflichere Inter-

aktion mit diesen Systemen aussehen könnte (z.B. Bonfert et al. 2018, Williams et al. 2020). Studien konnten allerdings bislang nicht eindeutig nachweisen, ob das befehlsartige Sprechen mit Systemen wie Amazons Alexa und Apples Siri tatsächlich zu einer reduzierten Verwendung von pragmatischen Höflichkeitsmarkern in der zwischenmenschlichen Kommunikation führt (vgl. Burton/Gaskin 2019, Lopatovska/Williams 2018). In weiten Teilen bleibt jedoch die linguistische Forschung zur Mensch-Maschine-Interaktion auf angewandte Bereiche der Computerlinguistik, insbesondere mit Fokus auf *Natural Language Processing* und *Machine Learning*, beschränkt.

Es sollte deutlich geworden sein, dass eine systematische linguistische Auseinandersetzung mit der Außengrenze des Menschen, ihrer Entstehung, Konturierung und Stabilisierung, also den verschiedenen Formen des *boundary-making* (Barth 1969, Lamont/Molnar 2002) bisher weder für das Grenzgebiet zwischen Mensch und Tier noch für das zwischen Mensch und Maschine stattgefunden hat. Ebenso sind interaktive Praktiken, die diese Grenze kommunikativ überbrücken und durch die wiederholte Überschreitung permeabel machen könnten, bisher nur unzureichend untersucht. Offene Fragen sind unter anderem, inwieweit die meist ontologisch gedachten Grenzen zwischen Menschen und Tieren und zwischen Menschen und Maschinen zum einen Ähnlichkeiten untereinander aufweisen und welche Ähnlichkeiten und Unterschiede sie zum anderen zu den Grenzen aufweisen, die Menschen in Kategorisierungsprozessen untereinander ziehen und wieder einreißen. Audehm/Velten beschreiben zwei mögliche Effekte von performativen Abgrenzungs- und Entgrenzungspraktiken:

Ein Effekt der performativen Bearbeitung von Grenzen kann ihre Verschiebung und Veränderung sein, ein anderer ihre Stabilisierung. So können etwa Transgressionen die Normen und Grenzen, die sie in Frage stellen, auf längere Sicht durch-aus festigen. (Audehm/Velten 2007: 11 – Hervorhebung im Original)

Was geschieht also mit der Abgrenzung des Menschlichen vom Nicht-Menschlichen, wenn sich beispielsweise Menschen in Alexa *verlieben*,¹ Roboter *heiraten*² oder sich als *Eltern* ihrer Haustiere verstehen (vgl. Owens/Grauerholz 2018)? Verschwimmen durch derartige interspezifische Beziehungskonstellationen die Unterscheidungspraktiken, mit denen wir zwischen Menschen, Tieren und Maschinen differenzieren, oder treten Grenzen umso deutlicher hervor, wenn wir den transgressiven, spezieübergreifenden Charakter solcher Verbindungen betonen? Vorausgehen müsste diesen Überlegungen wohl zumindest die Frage, inwieweit wir überhaupt

1 [https://www.theguardian.com/technology/2020/jul/20/alexa-i-love-you-how-lockdown-made-men-lust-after-their-amazon-echo\(01.02.2021\)](https://www.theguardian.com/technology/2020/jul/20/alexa-i-love-you-how-lockdown-made-men-lust-after-their-amazon-echo(01.02.2021)).

2 [https://www.theguardian.com/technology/2020/jul/20/alexa-i-love-you-how-lockdown-made-men-lust-after-their-amazon-echo\(01.02.2021\)](https://www.theguardian.com/technology/2020/jul/20/alexa-i-love-you-how-lockdown-made-men-lust-after-their-amazon-echo(01.02.2021)).

bereit sind, die Verbindungen von Menschen mit anderen Spezies, seien diese artifiziieller oder biologischer Natur, überhaupt unter Begriffen wie *verlieben*, *heiraten*, *Elternschaft* oder *Partnerschaft* zu subsumieren, die bislang exklusiv für Humanbeziehungen gegolten haben. Mindestens ebenso bedeutsam sind die Konsequenzen, die die entgegengesetzte Überquerung der Grenze zwischen Menschen und Nicht-Menschen bereithält, wenn wir also Menschen und Menschengruppen sprachlich aus der Sphäre des Menschlichen ausschließen. Die Sozialpsychologie sieht darin sowohl eine Vorstufe zu als auch eine Legitimationsstrategie von physischer Gewalt gegen die so Ausgegrenzten (z.B. Pfeiler/Wenzel 2015). Hier zeigt sich bereits, wie eng Bezeichnungspraktiken und die diskursive Rahmung des Verhältnisses von Mensch und Tier und Mensch und Maschine mit ethisch-philosophischen sowie soziologischen und psychologischen Fragestellungen zusammenhängen, deren Beantwortung interdisziplinärer Kollaborationen bedarf – und die im Rahmen dieses Sammelbands nur angerissen, aber nicht beantwortet werden können.

Vielmehr verfolgt der vorliegende Band das Ziel, das Feld der linguistischen Auseinandersetzung mit Mensch/Tier- sowie Mensch/Maschine-Verhältnissen abzustecken und den Blick darauf zu richten, was entlang der sprachlichen Außengrenze des Menschen passiert, welche Prozesse der Grenzziehung und -profilierung, aber auch der Verwischung, Überschreitung und möglicherweise gar Auflösung dieser Grenzen auftreten. Es geht also im weitesten Sinne um eine linguistische Anthropologie, die das Menschliche »von seinen Grenzen her denken« (Lindemann 2009) möchte. Eine solche sprachliche Kartierung der Humansphäre soll dazu beitragen, die ontologische Kategorisierung von Menschen, Tieren und artifiziiellen Entitäten zu beleuchten, kritisch zu befragen und Praktiken aufzuzeigen, die möglicherweise zur Hervorbringung einer »posthumanen Linguistik« in Anlehnung an Pennycook (2018) beitragen können. Der Band sammelt 13 Beiträge von 14 Autor:innen aus ganz unterschiedlichen Bereichen der Linguistik und benachbarter Disziplinen, die das Interesse daran verbindet, wie Sprache das Verhältnis des Menschen zu anderen Wesen prägt, abbildet und verändert.

3. Beiträge

Den Auftakt macht *Damaris Nüblings* Beitrag »Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze«, in dem sie die bisher nur punktuell bestehende systemlinguistische Forschung zur Abgrenzung von Mensch und Tier zusammenfasst und so einen Überblick über genuin linguistische Beiträge zum interdisziplinären Gebiet der Human-Animal Studies bietet. Der Aufsatz nimmt seinen Ausgangspunkt in lexikalischen Abgrenzungspraktiken (*essen* vs. *fressen*, *Mann/Frau* vs. *Männchen/Weibchen*), behandelt mit Kookkurrenzen, Binomialen und Phraseolo-

gismen die kontextuelle Einbindung tierlicher und menschlicher Bezeichnungen und zeigt auf, wie vielfältig nutzbar Namen und Benennungspraktiken für das Verständnis von Tier/Mensch-Beziehungen sind. Auf grammatischer Ebene macht Nübling deutlich, wie tief die Differenzierung von Menschen und Tieren in unser Sprachsystem eingelassen ist: semantische Rollen, Wortbildung und Movierung, die Genusklassifikation und selbst die synchron arbiträr erscheinenden Deklinationen tragen zur binären Unterscheidung von Menschen und anderen Tieren bei und sichern so auf sprachstruktureller Ebene die anthropozentrische Klassifikationsleistung, mit der sich der Mensch von seiner belebten Umwelt distanziert.

Lena Späth greift die lexikalische Differenzierung von Menschen und Tieren, die bereits in Nüblings Beitrag thematisiert wurde, auf, indem sie unter dem Titel »Wir und Die. Zur Diachronie der lexikalischen Basisunterscheidung Mensch vs. Tier« die sprachgeschichtliche Versäntlichung verschiedenster Spezies unter dem Begriff *Tier* in Abgrenzung vom Menschen untersucht. Auf der Basis von Korpora, Wörterbüchern und Vokabularen kann der Aufsatz nachweisen, dass die Bezeichnung *Tier*, die bis ins Frühneuhochdeutsche vorrangig auf Raub- und Säugetiere in Feld und Wald referierte, eine Bedeutungserweiterung erfährt und seit der Zeit der Aufklärung und spätestens mit der Industrialisierung auch Vögel, Fische und Würmer unter sich subsumiert. Diese speziesübergreifende Extension des Begriffs dient so der binären Abgrenzungslogik des Menschen von anderen Lebewesen, indem die Differenz zwischen Mensch und Tier lexikalisch verfestigt und die Bindendifferenzierung der nichtmenschlichen Tiere sprachlich in den Hintergrund gerückt wird.

Dass die dichotome Unterscheidung von Mensch und Tier nicht in allen Kontexten und auf allen sprachlichen Ebenen gleichermaßen stringent verlaufen ist, zeigt der Beitrag »Grenze zwischen MENSCH und TIER? Erkenntnisse aus den Großschreibpraktiken in den frühneuzeitlichen Hexenverhörprotokollen« von *Renata Szczepaniak*. Ihre Analyse der Substantivgroßschreibung in Hexenverhörprotokollen zeigt, dass diese Schreibpraktik, die sich insgesamt entlang der Parameter Individuiertheit und Belebtheit entwickelt hat, nicht etwa der allgemein angenommenen Belebtheitshierarchie Mensch > Tier > Konkreta > Abstrakta folgt, sondern vielmehr eine geschlechtliche Segregation aufweist: Während Personenbezeichnungen, die auf Männer referieren, im Korpus bereits überwiegend der Substantivgroßschreibung folgen, werden Frauenbezeichnungen noch überwiegend kleingeschrieben. Eine klare Tendenz zur Großschreibung lässt sich bei weiblichen Personenbezeichnungen nur dann nachweisen, wenn sie als Klägerinnen in den Prozessen auftreten. Überraschenderweise kann *Szczepaniak* in ihren Daten nachweisen, dass einige Tierbezeichnungen in den Hexenverhörprotokollen stärker an der Substantivgroßschreibung partizipieren als diejenigen für Frauen, woraus sich ei-

ne stärker androzentrische als anthropozentrische Belebtheitsskala (Mann > (Säuge-)Tier > Frau > Konkretum > Abstraktum) ergeben würde.

Mit *Constanze Spieß'* Beitrag »Dehumanisierungsstrategien im öffentlich-politischen Bioethikdiskurs um Präimplantationsdiagnostik« weitet sich der Analysefokus der Beiträge vom Sprachsystem auf den Sprachgebrauch. Spieß zeigt diskursanalytisch auf, mit welchen sprachlichen Strategien die Befürworter*innen und Gegner*innen der Präimplantationsdiagnostik den Status befruchteter Eizellen als verdinglichten *Zellklumpen* bzw. als Vorstadium menschlichen Lebens verhandeln. Der Beitrag bietet eine Übersicht der Dehumanisierungsstrategien, die im vorgestellten Bioethikdiskurs auftreten und ordnet ihre Verwendung in jeweils unterschiedlicher Funktion den Sprachpraktiken derjenigen zu, die sich für die Verwendung diagnostischer Verfahren im Prozess der künstlichen Befruchtung einsetzen bzw. gegen diese aussprechen: Die Befürworter*innen basieren ihre Argumentation auf einem abgestuften Konzept der Schutzwürdigkeit von Leben, in dem die noch nicht implantierten befruchteten Eizellen ein solches Stadium noch nicht erreicht haben, sie also als noch-nicht-menschlich klassifiziert werden, wohingegen die Gegner*innen dehumanisierende Lexik vor allem in negierter Form nutzen, um ihren Opponent*innen die entmenschlichende Abwertung allen embryonalen Lebens zu unterstellen.

Dehumanisierungsstrategien stehen auch im Fokus von *E.A. Mathias'* Beitrag »Tiermetaphern zur Diffamierung queerer Menschen. Beispiele gruppenbezogener Hasssprache in YouTube-Kommentaren«. Anhand von Kommentaren, die auf der Video-Plattform YouTube zu Videos von Christopher-Street-Day-Paraden und Gay-Pride-Veranstaltungen getätigt wurden, analysiert Mathias die metaphorische animalisierende Dehumanisierung von LGBTQ-Personen als Form symbolischer Gewalt. Diese symbolische Gewalt durch sprachliche Entmenschlichung wird als Wegbereiter physischer Übergriffe verstanden, die auf Basis der Gleichsetzung der Opfer mit Tieren und insbesondere Schädlingen durch die Täter*innen legitimiert wird.

Der folgende Beitrag von *Sandra Herling* und *Stéphane Hardy* widmet sich einem bislang weitgehend unerforschten Thema, nämlich der Benennung von Wildtieren und der Frage danach, wie derartige Benennungspraktiken zu einer Vermenschlichung dieser nicht domestizierten Tiere beitragen. Unter dem Titel »Ich nenne die Kohlmeise Karl...« – eine strukturelle und benennungsmotivische Analyse zur Namengebung bei Wildtieren« stellen die Autorinnen eine Fragebogenstudie vor, die sich mit Benennungspraktiken von wildlebenden Tieren beschäftigt. Ihre Untersuchung zeigt, dass die Mehrheit der Umfrageteilnehmenden nicht-domestizierte Tiere nicht benennt, gerade weil es sich bei ihnen um autarke Lebewesen handelt, die nicht in einer Sozialbeziehung mit dem Menschen leben. Dieser Feststellung zum Trotz ergibt die Umfrage mehr als 1000 Beispiele von Wildtierbenennungen, die sich ganz überwiegend auf Vögel und Säugetiere beziehen. Die

Benennung zeigt sich als eine Beziehungspraktik, bei der jedoch im Kontrast zur Haustierbenennung häufig altmodisch-empfundene Namen vergeben werden, was Herling/Hardy als Hinweis darauf deuten, dass solche Namen eine stärkere Distanzierungsleistung vollbringen.

Die drei folgenden Beiträge widmen sich der Interaktion von Tieren und Menschen. In »Versuche der Grenzüberschreitung: Die Rolle der Empathie in der Interspezies-Interaktion« nutzt *Heike Rettig* Lehr-Lern-Videos aus dem Kontext des Reitunterrichts und des Hundetrainings, um die Bedeutung des Empathisierens für die Interaktion von Mensch und Tier herauszustellen. Unter dem Begriff *lehrendes Empathisieren* analysiert sie, wie Trainer*innen insbesondere das Sprechen aus der Perspektive des Tiers nutzen, um den Lernenden die Wahrnehmung und das Empfinden des Tiers zu vermitteln. Der Beitrag zeigt die Bedeutung des allozentrischen Empathisierens in der Interaktion von Menschen und Tieren auf, das darauf abzielt, die Ausdrucksressourcen und Kommunikationsmodalitäten des Tiers wahrzunehmen und zu verstehen und sich als menschliches Gegenüber auf diese Form der Interaktion einzulassen, ohne dabei das tierliche Gegenüber zu vermenschlichen.

Auch der Beitrag von *Anna Schneider* fokussiert auf die Interaktion von Menschen und Hunden. In »Übergriffige Sprache. Die Dekonstruktion des animalischen Subjekts im interspezifischen Dialog« nimmt die Autorin die Frage in den Blick, inwieweit eine tatsächliche Kommunikation zwischen Mensch und Hund »auf Augenhöhe« stattfinden kann und inwieweit das Tier nicht vielmehr als kommunikative Ressource für ein Sprechen über das Tier genutzt wird. Als Datengrundlage dienen ihr Expert*innen-Interviews mit Hundetrainer*innen, in denen deutlich wird, dass gelungene interspezifische Kommunikation vor allem auf Seite des Menschen die Bereitschaft voraussetzt, sich auf nonverbale Kommunikationsformen einzulassen. Schneider zeigt, dass neben der tatsächlichen Interaktion die Kommunikation des Menschen mit dem hündischen Gegenüber auch ein rein selbstbezogener Monolog sein kann, der zur Ordnung der eigenen Gedanken genutzt wird, oder aber der Kommunikation mit dem menschlichen Umfeld dienen kann, für das der Hund nur ein anwesend-abwesender Adressat ist. Die interspezifische Kommunikation wird von Schneider als inhärent Macht-asymmetrisch interpretiert, sodass es stets Aufgabe der menschlichen Interaktionsteilnehmenden ist, zu bestimmen, inwieweit der Hund tatsächliches Gegenüber oder nur kommunikative Ressource ist.

Hiloko Katos Beitrag »Gefährte, Haustier oder Spielobjekt? Analysen des Umgangs mit virtuellen Tieren am und ausgehend vom digitalen Spiel *The Last Guardian*« untersucht das Mensch-Tier-Verhältnis im digitalen Raum. Auf der Basis von sogenannten Let's Plays – Videoformaten, bei denen sich Spieler*innen von digitalen Spielen filmen und so das Spielgeschehen kommentieren und nachvollziehbar machen – bietet Kato einen Einblick in die Beziehung zwischen Spieler*in und di-

gitaletm Tier im Spiel *The Last Guardian*. Die Beziehung von Mensch und Tier steht im Zentrum der Spielhandlung, und die intensive Bewerbung vor der Veröffentlichung des Spiels suggerierte die Möglichkeit einer gleichberechtigten Interaktion von Mensch und Tier. Der Beitrag zeigt jedoch klar auf, dass das Versprechen einer Partnerschaft mit dem Tier als Gefährten des*der menschlichen Spieler*in nicht eingelöst werden kann. Die Analyse der Spielerkommentare führt zu der Erkenntnis, dass zwar rasch eine emotionale Bindung zwischen dem menschlichen Spieler und dem animalischen Gefährten etabliert wird, diese jedoch vielmehr der Beziehung zu einem Haustier gleicht als zu einem ebenbürtigen Gefährten.

Mit der Analyse der Mensch/Tier-Interaktion im digitalen Spiel geschieht die Überleitung zu vier Beiträgen, die auf die Grenze zwischen dem Menschen und dem Dinglichen fokussieren und in denen die Inszenierung von Mensch-Roboter-Interaktion, das Sprechen über sprachgesteuerte Assistenzsysteme und die Interaktion mit Chatbots im Zentrum stehen. Den Anfang macht *Lisa Jüttners* literaturwissenschaftlicher Beitrag »Posthumanismus und sprachliche Praxis. Literatur am Rande des Menschlichen am Beispiel von Emma Braslavskys Roman *Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten*«. Analysiert wird Braslavskys Utopie eines Zusammenlebens von Menschen und Hubots – menschenartigen Robotern –, die insbesondere als maschinelle Beziehungspartnerinnen für Männer und somit klar in einer subordinierten Position im Machtgefüge von Mensch und Maschine existieren. Der Beitrag fokussiert auf die Protagonistin Roberta, die als erster arbeitender Roboter bei der Ermittlung der Hinterbliebenen von Suizidierten helfen soll, um so die finanzielle Last der Bestattung vom Staat abzuwenden. Jüttner zeigt in ihrer Analyse die Einbindung des Romans in posthumanistische Diskurse auf, indem er anhand der zunehmenden Hybridisierung von Mensch und Roboter in der Protagonistin Fragen nach Leben und Sterben in einer posthumanen Welt stellt und mithilfe des Figurenpersonals und dessen Interaktionen die Grenzen zwischen Realität und Fiktion und zwischen dem Menschlichen und dem Nicht-Menschlichen angreift.

Netaya Lotze untersucht in ihrem Beitrag »Zur Adressierung des Unbelebten. Grenzen von pragmatischer Konzeption« die Dialogizität von Mensch-Maschine-Interaktion auf Basis einer Studie zur schriftlichen Kommunikation zwischen Menschen und Chatbots. Der Beitrag geht der Frage nach, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede es zwischen der Mensch-Mensch- und der Mensch-Maschine-Interaktion gibt. Lotzes Studie verdeutlicht, dass Menschen in der Kommunikation mit einem Chatbot Merkmale menschlicher Interaktion auf ihren Austausch mit Bots übertragen, insbesondere in Hinblick auf pragmatische Marker von Höflichkeit, Nähe und Distanz. Sie kann jedoch nachweisen, dass diese sprachlichen Mittel in der Bot-gerichteten Sprache signifikant seltener auftreten als im Gespräch unter Menschen. Es treten darüber hinaus aber auch Charakteristika des Computer-Talk auf, die spezifisch für diesen Interaktionskon-

text sind, sodass die medial schriftliche Kommunikation mit Chatbots zwischen Computer-Talk und Mensch-Mensch-Interaktion eingeordnet wird.

Liegt der Fokus in Netaya Lotzes Beitrag auf der medial schriftlichen Kommunikation mit Chatbots, richtet sich der Blick in *Britta Schneiders* Aufsatz »Von Gutenberg zu Alexa – Posthumanistische Perspektiven auf Sprachideologie« auf die gesprochene Interaktion mit sprachgesteuerten Assistenzsystemen wie Amazons Alexa. Auf der Basis von Interviews mit Nutzer*innen dieses Assistenzsystems analysiert Schneider die Vorstellungen, die sich Nutzer*innen von der Mensch-Maschine-Interaktion machen, als Phänomene eines Wandels von Sprachideologie. Sie kann zeigen, dass mediale und technische Praktiken unsere Vorstellungen und Ideologien von sprachlicher Materialität beeinflussen und diese wiederum unsere Wahrnehmung von Handlungsträgerschaft prägt.

Um Handlungsträgerschaft geht es auch im letzten Beitrag des Bandes: »Alexa, 3, Sprachassistentin, hat die Religion für sich entdeckt – Die sprachliche Anthropomorphisierung von Assistenzsystemen« (*Miriam Lind*) widmet sich korpusbasiert den sprachlichen Praktiken, die beim Sprechen über Amazons sprachgesteuertes Assistenzsystem Alexa zu dessen Anthropomorphisierung beitragen. Der Beitrag stellt zwei sprachliche Strategien als besonders salient für die Vermenschlichung heraus: die Vergeschlechtlichung des Assistenzsystems durch Namen und movierte Personenbezeichnungen einerseits und das Auftreten von Alexa in Agens- bzw. agensähnlichen Rollen andererseits, insbesondere, wenn es sich bei den Prädikaten um mentale und verbale Prozesstypen handelt, die in der Regel menschlichen Agenzien vorbehalten sind.

Die Vielfalt der Beiträge, die in diesem Band vereint sind, zeigt deutlich, wie intensiv die sprachliche Abgrenzung des Menschlichen vom Nicht-Menschlichen und die evaluative Bewegung von Entitäten über diese Grenze hinaus erfolgt. Erst die Errichtung und Stabilisierung der Grenze zwischen Mensch und Tier hat die Möglichkeit eröffnet, das Tier als das grundlegend *Andere* zu konstruieren, um dieses *Othering* dann als Ausgangspunkt der Abwertung von Menschen und Menschengruppen zu nutzen. Ebenso wird jedoch gegenwärtig die Grenze zwischen Mensch und Tier diskursiv auf- und angegriffen, indem Haustiere zu Familienmitgliedern und Hunde und Pferde zu Interaktionspartnern werden, um derentwillen sich der Mensch auf tierliche Zeichensysteme einlassen muss, um erfolgreich kommunizierend aus Trainingssituationen hervorzugehen. Dass die Überschreitung der Grenze zwischen Mensch und Maschine eines Tages seitens der Maschine auf ganz ähnliche Weise im Rahmen des Möglichen liegen könnte, war lange Zeit phantastischen Science-Fiction-Szenarios vorbehalten, die gegenwärtig jedoch näher an der Realität zu liegen scheinen als je zuvor. Auch wenn die technische Realisierung der ebenbürtigen Interaktion von Künstlicher Intelligenz und Menschen zum derzeitigen Zeitpunkt eine Zukunftsvision bleiben muss, zeigt die sprachliche und medial inszenierte Imagination gelingender dialogischer Kommunikation, dass die

soziale Integration artifiziieller Entitäten längst in den Raum des Denkbaren vorgedrungen ist.

Literatur

- Aikhenvald, Alexandra Y. (2016): *How Gender Shapes the World*, Oxford/Oxford University Press.
- Anward, Jan/Linke, Angelika (2015): »Familienmitglied Vofflan. Zur sprachlichen Konzeptualisierung von Haustieren als Familienmitglieder«, in: Antje Dammell et al. (Hg), *Tiernamen – Zoonyme*. Band 1: Haustiere, Heidelberg: Winter, S. 77-96.
- Artamonova, Olga (2016): »»Ausländersein« an der Hauptschule. Interaktionale Verhandlungen von Zugehörigkeit im Unterricht«, Bielefeld: Transcript.
- Audehm, Kathrin/Velten, Hans Rudolf (2007): *Transgression, Hybridisierung, Differenzierung: Zur Performativität von Grenzen in Sprache, Kultur und Gesellschaft*, Freiburg i.Br./Berlin/Wien: Rombach.
- Austin, John L. (1962): *How to do things with words*, London: Oxford University Press.
- Ayaß, Ruth (2008): *Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Barth, Fredrik (1969): *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*, London: Allan & Unwin.
- Bonfert, Michael et al. (2018): »If you ask nicely. A digital assistant rebuking impolite voice commands« in: *ICMI '18*, October 16-20, 2018, Boulder, CO, USA, <https://doi.org/10.1145/3242969.3242995>.
- Briggs, Gordon/Williams, Tom/Scheutz, Matthias (2017): »Enabling Robots to Understand Indirect Speech Acts in Task-Based Interactions«, in: *Journal of Human-Robot Interaction* 6 (1), S. 64-94.
- Burton, N./Gaskin, J. (2019): »»Thank you, Siri«: Politeness and Intelligent Digital Assistants«, in: *AMCIS 2019 Proceedings*, <https://aisel.aisnet.org/cgi/viewcontent.cgi?article=1040&context=amcis2019>.
- Butler, Judith (1988): »Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory«, in: *Theatre Journal* 40 (4), S. 519-531.
- Cerulo, Karen A. (2009): »Nonhumans in Social Interaction«, in: *Annual Review of Sociology*, 35 (1), S. 531-552. DOI: 10.1146/annurev-soc-070308-120008.
- Cook, Guy/Sealey, Alison (2017): *The Discursive Representation of Animals*, in: Alwin Fill/Hermine Penz (Hg.), *The Routledge Handbook of Ecolinguistics*, London: Routledge, S. 311-324.

- Crenshaw, Kimberle (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: *The University of Chicago Legal Forum* 168, S. 139-167.
- (1990): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence against Women of Color«, *Stanford Law Review* 43 (6), 1241-1299.
- Dammel, Antje et al. (Hg.) (2015): *Tiernamen – Zoonyme*. Band 1: *Haustiere*, Heidelberg: Winter.
- DeMello, Margo (2012): *Animals and Society: An Introduction to Human-Animal Studies*, New York: Columbia University Press.
- Dickel, Sascha/Schmidt-Jüngst, Miriam (2021): »Gleiche Menschen, ungleiche Maschinen. Die Humandifferenzierung digitaler Assistenzsysteme und ihrer Nutzer:innen in der Werbung«, in: Dilek Dizdar et al. (Hg.), *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*, Weilerswist: Velbrück, S. 342-367.
- Dizdar, Dilek et al. (Hg.) (2021): *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*, Weilerswist: Velbrück.
- Fill, Alwin/Penz, Hermine (2017): *The Routledge Handbook of Ecolinguistics*, London: Routledge.
- Floyd, Simeon Isaac (2010): *Discourse Forms and Social Categorization in Cha'palaa*. Dissertation, University of Texas. Online zugänglich unter https://pure.mpg.de/rest/items/item_468564/component/file_468563/content (10.02.2021).
- Flynn, Clifton (Hg.) (2008): *Social Creatures: A Human and Animal Studies Reader*, New York: Lantern Books.
- Griebel, Julia (2020): »Das thier frisst, der mensch iszt« – Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen, Heidelberg: Winter.
- Günthner, Susanne (2001): »Die kommunikative Konstruktion der Geschlechterdifferenz. Sprach- und kulturvergleichende Perspektiven«, in: *Muttersprache* 3, 205-219.
- Günthner, Susanne/Kotthoff, Helga (Hg.) (1992): *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*, Stuttgart: Metzler.
- Günthner, Susanne et al. (Hg.) (2012): *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Habermann, Mechthild (2015): »Du armes Schwein!« – Vom sprachlichen Umgang mit dem Tier«, in: Stephanie Waldow (Hg.), *Von armen Schweinen und bunten Vögeln*. Paderborn: Fink, S. 71-94.
- Heuberger, Reinhard (2015): »Linguistik. Das Tier in der Sprache«, in: Reingard Spannring et al. (Hg.), *Disziplinierte Tiere?* Bielefeld: transcript, S. 123-135.
- (2017): »Overcoming anthropocentrism with anthropomorphic and physiocentric uses of language?«, in: Alwin Fill/Hermine Penz (Hg.), *The Routledge Handbook of Ecolinguistics*, New York and London: Routledge, S. 342 – 354.

- Hirschauer, Stefan (1994): »Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit«, in: *Kölner Zeitschrift für Sozialpsychologie* 46, S. 668-691.
- (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3), S. 170-191.
- (2017): *Un(doing) Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück.
- Holmes, Janet/Stubbe, Maria (2003): *Power and Politeness in the Workplace: A sociolinguistic Analysis of Talk*, Harlow: Routledge.
- Jacob, Katharina/Konerding, Klaus-Peter/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.) (2020): *Sprache und Empathie*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Kato, Yusuke et al. (2015): »May I help you? Design of Human-like Polite Approaching Behavior«, in: *HRI '15*, S. 35-42.
- Klemperer, Victor (1947): *LTI – Tagebuch eines Philologen*, Berlin: Aufbau-Verlag.
- Knoblauch, Hubert (2009): *Populäre Religion: Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Kompatscher, Gabriele/Spangring, Reingard/Schachinger, Karin (2017): *Human-Animal Studies: Eine Einführung für Studierende und Lehrende*, Münster/New York: Waxmann.
- Kotthoff, Helga (1992): »Die konversationelle Konstruktion von Ungleichheit in Fernsehgesprächen«, in: Susanne Günthner/Helga Kotthoff (Hg.), *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*, Stuttgart: Metzler.
- Kotthoff, Helga (2012): »Indexing Gender: unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen«, in: Susanne Günthner et al. (Hg.), *Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*, Berlin/New York: de Gruyter, S. 251-286.
- Lakoff, Robin (1973): »Language and Woman's Place«, in: *Language in Society* 2 (1), 45-80.
- Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): »The Study of Boundaries in the Social Sciences«, in: *Annual Review of Sociology* 28, S. 167-95.
- Lautenschläger, Sina (2018): *Geschlechtsspezifische Körper- und Rollenbilder. Eine korpuslinguistische Untersuchung*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Levon, Erez (2015): »Integrating Intersectionality in Language, Gender, and Sexuality Research«, in: *Language and Linguistics Compass* 9/7, S. 295-308.
- Lindemann, Gesa (2009): *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*, Weilerswist: Velbrück.
- Linke, Angelika/Schröter, Juliane (2018): *Diskurslinguistik und Transsemiotizität*, in: Ingo H. Warnke (Hg.), *Handbuch Diskurs*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 449-469.
- Lopatovska, Irene/Williams, Harriet (2018): »Personification of the Amazon Alexa: BFF or a Mindless Companion?«, in: *CHIIR* 18, DOI: 10.1145/3176349.3176868.
- Lotze, Netaya (2016): *Chatbots – eine linguistische Analyse*, Bern u.a.: Lang.

- Mathias, Alexa (2015): *Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern*, Frankfurt: Peter Lang.
- Mathias, Alexa (2017): »Von ›Parasiten‹ und anderen ›Schädlingen‹. Feinddiskreditierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen in Deutschland«, in: *Linguistik Online* 82/3, S. 79-94.
- Muhle, Florian (2016): »Are you human?« Plädoyer für eine kommunikationstheoretische Fundierung interpretativer Forschung an den Grenzen des Sozialen«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 17 (1), o. S.
- Muhle, Florian (2018): »Sozialität von und mit Robotern? Drei soziologische Antworten und eine kommunikationstheoretische Alternative«, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 47 (3), S. 147-163.
- Niehr, Thomas/Böke, Karin (2000): *Einwanderungsdiskurse. Vergleichende diskurslinguistische Studien*. Wiesbaden: Springer.
- Ott, Christine (2017): *Sprachlich vermittelte Geschlechterkonzepte. Eine diskurslinguistische Untersuchung von Schulbüchern der Wilhelminischen Kaiserzeit bis zur Gegenwart*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Owens, Nicole/Grauerholz, Liz (2018): »Interspecies parenting: How pet parents construct their roles«, in: *Humanity & Society*, 1-24. DOI: 10.1177/0160597617748166.
- Pennycook, Alastair (2018): *Posthumanist Applied Linguistics*, London/New York: Routledge.
- Pietraszewski, David/Schwartz, Alex (2014): »Evidence that accent is a dimension of social categorization, not a byproduct of perceptual salience, familiarity or ease-of-processing«, in: *Evolution and Human Behavior* 35 (1), S. 43-50.
- Pradhan, Alisha/Findlater, Leah/Lazar, Amanda (2019): »Phantom Friend« or »Just a Box with Information«: Personification and Ontological Categorization of Smart Speaker-based Voice Assistants by Older Adults«, in: *PACM on Human-Computer Interaction*. 3, CSCW, Article 2019. DOI: <https://doi.org/10.1145/3359316>.
- Pfeiler, Tamara/Wenzel, Mario (2015): »Psychologie: Von Mensch zu Tier«, in: Reingard Spannring et al. (Hg.), *Disziplinierte Tiere?*, Bielefeld: transcript, S. 189-228.
- Purkayastha, Bandana (2005): *Negotiating Ethnicity. Second-Generation South Asian Americans Traverse a Transnational World*. New Brunswick/New Jersey/London: Rutgers University Press.
- Rettig, Heike (2020): »Praktiken des Empathisierens in Reitunterricht und Pferdeausbildung«, in: Katharina Jacob/Klaus-Peter Konerding/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), *Sprache und Empathie*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 285-332.
- Schroeder, Juliane/Epley, Nicholas (2019): »Mistaking Minds and Machines: How Speech Affects Dehumanization and Anthropomorphism«, in: Rajesh Bachi et

- al. (Hg.), NA – Advances in Consumer Research Volume 47, Duluth, MN: Association for Consumer Research, S. 259-264.
- Sealey, Alison (2018): »Animals, Animacy and Anthropocentrism«, in: International Journal of Language and Culture 5 (2), 224-247.
- Spanning, Reingard et al. (Hg.) (2015): Disziplinierte Tiere? Bielefeld: transcript.
- Steen, Pamela (2020): »Selektiver Empathie mit Tieren«, in: Katharina Jacob/Klaus-Peter Konerding/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), Sprache und Empathie, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 249-284.
- Tannen, Deborah (2004): »Talking the Dog: Framing Pets as Interactional Resources in Family Discourse«, in: Research on Language and Social Interaction 37(4): 399-420.
- Trampe, Wilhelm (2015): »Die ökologische Relevanz von Sprache im Umgang mit Tieren«, in: Reingard Spanning et al. (Hg), Disziplinierte Tiere?, Bielefeld: transcript, S. 197-215.
- Waldow, Stephanie (Hg.) (2015): Von armen Schweinen und bunten Vögeln, Paderborn: Fink.
- Walther, Diana (2018): »Doing Youth« – Zur Erweiterung einer Theorie der Jugendsprachforschung«, in: Arne Ziegler (Hg.), Jugendsprache/Youth Languages, Berlin/New York: de Gruyter, S. 25-48.
- Warnke, Ingo H. (Hg.) (2018): Handbuch Diskurs, Berlin/Boston: de Gruyter.
- West, Candace/Fenstermaker, Sarah (1995): »Doing Difference«, in: Gender & Society 9 (1), S. 8-37.
- West, Candace/Zimmerman Don H. (1987): »Doing Gender«, in: Gender & Society 1 (2), S. 121-151.
- Wiedenmann, Rainer E. (2002): Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen, Konstanz: UVK-Verlags-Gesellschaft.
- Williams, Tom et al. (2018): »Thank You for Sharing that Interesting Fact!«; Effects of Capability and Context on Indirect Speech Act Use in Task-Based Human-Robot Dialogue«, in: Proceeding of HRI (2018), S. 298-306.
- Williams, Tom et al. (2020): »Excuse Me, Robot: Impact of Polite Robot Wakewords on Human-Robot Politeness«, in: Allan R. Wagner et al. (Hg.), ICSR 2020, LNAI 12483, S. 404-415.
- Whorf, Benjamin (1963). Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek: Rowohlt.
- Ziegler, Arne (Hg.) (2018): Jugendsprache/Youth Languages, Berlin/New York: de Gruyter.

Teil 1: Mensch und Tier

Linguistische Zugänge zur Tier/Mensch-Grenze

Damaris Nübling

1. Die linguistische Lücke in den Human-Animal-Studies

In den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften liegen zahlreiche Untersuchungen vor, die das Verhältnis von Mensch und Tier aus verschiedenen Perspektiven untersuchen und beschreiben (vgl. Chimaira 2011; DeMello 2012; Wiedenmann 2002; Spannring et al. 2015a; Kompatscher/Spannring/Schachinger 2017). Umso überraschender ist die Tatsache, dass linguistische Forschungen zur Versprachlichung und Abgrenzung von Mensch und Tier bislang nur – und dies auch erst jüngst – in ersten Ansätzen und fast ausschließlich mit Bezug auf den Wortschatz vorliegen (Fill 2015; Trampe 2015; Heuberger 2015; Gall 2020; Ausnahmen bilden Habermann 2015, Sealey 2018 und Griebel 2017, 2019, 2020). Symptomatisch für diese linguistischen Defizite ist die Tatsache, dass gleich drei große Handbücher zu den *Human-Animal-Studies* zwar zahlreiche Nachbardisziplinen berücksichtigen, doch die Linguistik vollkommen außer Acht lassen: »Animals and Society« (DeMello 2012), »Kulturwissenschaftliches Handbuch Tiere« (Borgards 2016) sowie das »The Oxford Handbook of Animal Studies« (Kalof 2017). Umso dringlicher ist es geboten, dass sich die Linguistik zu Wort meldet und den transdisziplinären Schulterschluss zu diesen Fächern herstellt. Dabei sind sowohl die Human-Animal-Studies als auch die eher sprachkritisch orientierte Ökolinquistik an linguistischen Fragestellungen interessiert (Fill/Mühlhäusler 2001, Trampe 1990, 2015, Fill/Penz 2017). Heuberger (2015) zufolge kooperieren sie zu wenig. Mit Bezug auf die Ökolinquistik schreibt er:

Dieser relativ junge Zweig der Linguistik beschäftigt sich schon seit den späten 1980er Jahren intensiv damit, wie Menschen über Tiere sprechen – seit jeher zu meist unabhängig von den Human-Animal Studies. Es wäre wünschenswert, die Ökolinquistik mehr als bisher in die Human-Animal Studies zu integrieren bzw. diese Disziplinen stärker zu verknüpfen, um fächerübergreifend Synergieeffekte nutzen zu können.

Dieser Imperativ sollte auch die genuine Linguistik einschließen.

Die kulturwissenschaftliche Linguistik identifiziert und kritisiert den omnipräsenten Anthropozentrismus, der sich nach Heuberger in einen primären und einen utilitaristischen Anthropozentrismus gliedert. Ersterer strukturiert (quasi zwangsläufig) die gesamte Sicht auf die Welt aus der Perspektive des Menschen, ohne dabei das Nichtmenschliche abwerten zu müssen. Zweiterer ist moralisch angelegt und kritisiert, dass die Wahrnehmung der nichtmenschlichen Um- bzw. Mitwelt nur interessengeleitet erfolgt – inwiefern ist sie dem Menschen von Nutzen oder nicht? – und dabei das Nichtmenschliche abwertet (ebd., 125). Dies manifestiert sich in der Bezeichnung von Tieren nach ihrer Funktion für den Menschen (*Nutz-, Pelz-, Versuchs-, Schlachttiere, Milchkühe, Mastschweine, Legehennen, Jagd-, Blindenhunde, auch Zierfische*) bis hin zu ›unnützem‹ *Ungeziefer, Schädlingen* und *Unkraut* auf pflanzlicher Seite. Öfter wird dabei die vielfach praktizierte lexikalische Segregation beobachtet, die Menschen *essen* und Tiere *fressen* lässt (z.B. Mütherich 2015; s. hierzu ausführlich Abs. 2.1.3). Auch verhüllende bzw. euphemistische Ausdrucksweisen sind (sprachkritische) Gegenstände dieser Disziplin, etwa dass Menschen Gebiete *bewohnen*, Tiere dort aber nur *vorkommen*, ebenso die Rede davon, dass *Tiere aussterben* statt das Faktum zu benennen, dass *Menschen Tiere ausrotten* etc. (mehr in Heuberger 2015, Trampe 2015). Auch Sprichwörter, Wörterbuchdefinitionen und (meist negative) Tiermetaphern werden von kulturwissenschaftlicher Seite wahrgenommen (vgl. Kremer 2012). Insgesamt beschränkt sich ihr Blick auf die Lexik. Der große Bereich der Grammatik bleibt weitgehend unbeachtet. Dies zeigt, dass die Linguistik nicht vollumfänglich von außen ›mitbedient‹ werden kann, dazu ist ihr Gegenstand viel zu komplex. Auch die gesamte Domäne der Sprachgeschichte, die die Entstehung, Entwicklung und zeitliche Situierung all dieser tier/menschbezogenen Strukturen und Zäsuren in Lexik und Grammatik offenlegt, kann von den Human-Animal-Studies nicht abgedeckt werden.

Der vorliegende Beitrag bezieht sich auf das gehärtete Sprachsystem mit seinen über Jahrhunderte hinweg sedimentierten lexikalischen und grammatischen Strukturen und liefert dazu einen Forschungsbericht. Dabei werden synchrongegenwartssprachliche durch diachrone Befunde (sofern bereits geleistet) ergänzt. Andere Felder, mit denen sich die Linguistik beschäftigt, etwa die Mensch/Tier-Kommunikation oder die prinzipiellen Unterschiede zwischen menschlicher und tierlicher Sprache, werden ausgeklammert, ebenso diskursanalytische Zugänge (vgl. Sauerberg/Wierzbitza 2013).

Dass Sprache Wirklichkeit nicht nur abbildet, sondern auch schafft, ist seit langem fester Wissensbestand der Linguistik. Dabei handelt es sich um ein komplexes reziprokes Verhältnis, das sich durch die Zeit schraubt und in der Sprachgeschichte sichtbar wird. Diese Wechselwirkung wird oft übersehen und nach einer der beiden Seiten hin verabsolutiert: Radikale sprachkonstruktivistische Ansätze (z.B. Hornscheidt 2006) messen der Sprache enorme Handlungsmacht und jegliche Wirklichkeitskonstitution zu (so wird *Referenz* durch *Appellation* ersetzt). Dage-

gen verorten strukturalistische Ansätze Wirklichkeit jenseits von Sprache; Sprache *referiert* nur auf als gegeben betrachtete Gegenstände und Sachverhalte. Beide Positionen bekämpfen sich, statt eine sinnvolle Synthese zu bilden. Einzig vermittelnde Ansätze sind in der Lage, der Komplexität von Sprachwandel gerecht zu werden. Selbstverständlich geschehen Dinge und werden Handlungen jenseits von Sprache ausgeübt, und ebenso selbstverständlich kann man allein mit Sprache Wirklichkeit schaffen, z.B. Eheschließungen ausführen, Menschen segnen oder beleidigen, Kriege auslösen. Sprache kann auch Wirklichkeit manipulieren und verschleiern, etwa wenn man von *Beitragsanpassungen* statt *-erhöhungen* spricht oder wenn man Tiere zu Industriegütern macht, indem man von *Tierproduktionsanlagen*, *Masthühnerfabriken* oder der *Nutzungsdauer von Kühen* oder *Sauen* (Trampe 2015: 204) spricht (ausführlich dazu s. Gall 2020).

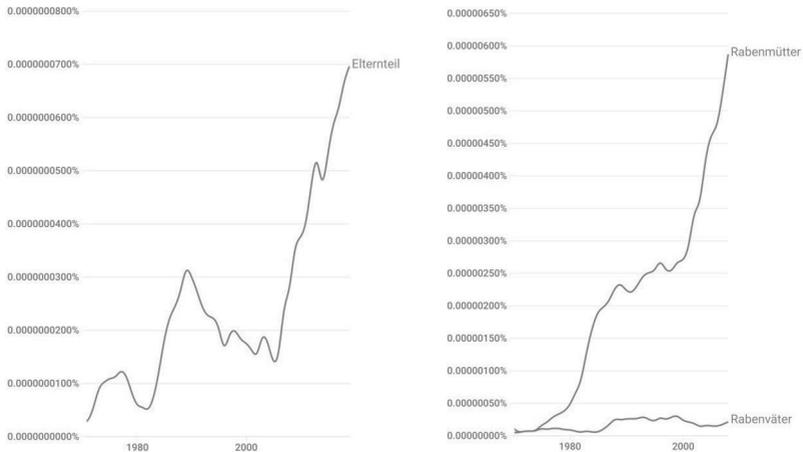
Heuberger (2015) liefert für die wirklichkeitskonstituierende Macht von Sprache das Beispiel australischer Kleinsäuger, die von Europäern als Ratten oder Mäuse (z.B. *black-footed tree rat*) bezeichnet wurden, obwohl sie mit diesen Spezies nichts zu tun haben. Dadurch wurden sie als Schädlinge betrachtet und so stark verfolgt, dass sie heute vom Aussterben bedroht sind. Tierschutzorganisationen schlagen deshalb vor, diese Tiere durch Bezeichnungen aus den indigenen Sprachen umzubenennen. Ein anderes Beispiel ging im Februar 2021 durch die Presse: Der englische Fischereiverband beschloss aus Marketinggründen, die Spinnenkrabbe zur Vermeidung negativer Assoziationen umzubenennen, nämlich von *spider crab* zu *Cornish king crab* ›Cornwall-Riesenkrabbe‹. Zuvor war in den USA und Kanada der *Patagonian toothfish* ›patagonischer Zahnfisch‹ in *Chilean Seebass* ›Chilenischer Wolfsbarsch‹ überführt worden (Spiegel-Online vom 9.2.2021 »Fische sollen appetitlichere Namen erhalten«).

Unser Wortschatz besteht aus Fertigbauteilen, die von bisherigen Diskursen und deren Kategorisierungen geprägt wurden. Einerseits sind sie Resultat häufiger Wahrnehmungsmuster, andererseits präformieren sie durch ihre Verfügbarkeit entsprechende Wahrnehmungsmuster. Damit sind Wörter nicht nur Residuen früherer Epochen, sie stehen auch bereit, um die Wirklichkeit zu perspektivieren. Verändert sich die Wirklichkeit, schwindet nicht mehr aktivierter Wortschatz (*Karriereweib* in dem Moment, wo weibliche Berufstätigkeit normal wird), oder es wird neuer geschaffen (*Latte-Macchiato-Mutter*). Meist wird dies, wie man sieht, durch Wortbildung geleistet (ein anderer Weg sind Entlehnungen aus anderen Sprachen, z.B. *Girl*). Wortbildung, zu der neben der Komposition (s.o.) auch die Derivation zählt (z.B. *tierisch* oder *tierlich*), zeugt von neueren Konzepten. Simplizia – das sind Wörter ohne interne morphologische Strukturen, wie z.B. *Kraut* – bezeichnen Basiskonzepte und signalisieren mehr Normalität, höhere Frequenzen und höheres Alter als Wortbildungen wie z.B. *Unkraut*.

Wenn in einer Gesellschaft Väter etwas so grundlegend anderes sind und tun als Mütter, wenn ihnen also nicht einmal ein *tertium comparationis* zukommt, dann

ist auch nicht zu erwarten, dass es einen singularischen Oberbegriff dazu gibt, der von Geschlecht abstrahiert (sog. Epikoinon). Als Paar existiert zwar die Kollektivbildung *Eltern*, doch beim Singular bestand bis vor kurzem sprachliche Fehlanzeige. Erst das etwas technisch wirkende Kompositum *Elternteil* leistet diese Geschlechtsabstraktion, die die Moderne erfordert. Dass es dieses Kompositum gibt und es an Frequenz gewinnt, zeigt, wie wichtig diese Geschlechtsabstraktion (und damit die Gleichstellung der Geschlechter) seit den 1980er Jahren geworden ist, s. Abb. 1. Außerdem zeigt Abb. 1 die beiden tierbasierten Komposita *Rabenmütter* vs. *Rabenväter* für Elternteile, die ihren Verpflichtungen vermeintlich nicht nachkommen. Hieraus könnte man schlussfolgern, dass (im Zuge wachsender weiblicher Berufstätigkeit) die Gesellschaft Mütter als versagendes Elternteil anklagt und Väter von solcher Verantwortung weitgehend entbindet (dies erfordert jedoch eine Kontextanalyse der entsprechenden Vorkommen).

Abbildung 1: Relative Zunahme von Elternteil bzw. Rabenmütter & Rabenväter (1970-2008) (Google Books Ngram-Viewer)



Umgekehrt werden durch sprachliche Veränderungen bzw. Sprachpolitik neue Konzepte befördert bzw. für manche überhaupt erst denkbar. Dies zeigt das Schwedische mit seinem neuen geschlechtsneutralen Pronomen *hen* »3.Ps.Sg.«, das 2015 durch die Aufnahme in *Svenska Akademiens Ordlista* (SAOL) offiziell wurde. Im Deutschen ist es auf pronominaler Ebene noch unmöglich (und damit für viele undenkbar), im Singular auf eine Geschlechtsinformation zu verzichten. Das Schwedische hat dies ermöglicht, das neue Pronomen erfreut sich wachsender Beliebtheit.

Das Deutsche liefert ein Beispiel dafür, wie man sich durch das Ausscheiden eines Wortes einer Wahrnehmungskategorie entledigt, in diesem Fall des Zwangs, Frauen danach zu unterscheiden, ob sie verheiratet sind oder nicht. Bis in die 1970er Jahre zerfielen erwachsene Frauen in *Fräuleins* und *Frauen*. Erst die Abschaffung von *Fräulein* hat dieser Wahrnehmungsschablone die Grundlage entzogen. Die Beispiele zeigen, dass und wie einerseits Gesellschaft Sprache verändert (*Elternteil*, *Rabenmütter*) und andererseits Sprache Gesellschaft (schwed. *hen*, nhd. *Fräulein*).

Die folgenden Absätze stellen zusammen, was die Systemlinguistik bislang zur sprachlich geronnenen Tier/Mensch-Unterscheidung vorgebracht hat, ergänzt durch eigene Überlegungen.

2. Die lexikalische Ebene

2.1 Lexeme

Wie bereits festgestellt, sind Lexeme festgeprägte und gleichzeitig unsere Wahrnehmung präformierende Fertigbauteile, auf die, indem sie bereitliegen, häufig zugegriffen wird. Prinzipiell kann man, wenn man entsprechenden Aufwand betreibt, über alles in der Welt und alles noch nie Gesagte sprechen. Nur muss man dann zu entsprechend ausladenden Umschreibungen greifen, also sprachlichen Aufwand betreiben. Sprachen, so ein Diktum in der Linguistik, unterscheiden sich nicht darin, was sie sagen *können*, sondern was sie sagen *müssen*. Mit letzterem ist v.a. die Grammatik gemeint, die uns (im Deutschen) bei jedem Verb zwingt, über den bzw. die VerursacherInnen der Handlung Auskunft zu geben sowie über die Zeitstufe, in der die Handlung stattfindet. Doch auch bereitliegende Lexeme können zu Unterscheidungen führen, die andere Sprachen ohne solche Lexeme seltener vollziehen. Dass das Deutsche mit *Ungeziefer* und *Unkraut* Wörter für als Schädlinge begriffene Tiere und Pflanzen geprägt hat, animiert seine SprecherInnen, diese Unterscheidung immer wieder anzuwenden; sie liegt bereit und bietet sich an (zu ihrer Übertragung auf Menschen s. Mathias 2015, 2017). Andernfalls würden diese Wörter absterben, was in anderen Fällen auch geschehen ist.

2.1.1 Simplizia als Basiseinheiten

Gerade Simplizia als Basisbausteine verraten viel über die Unterscheidungen und Grenzziehungen, die einer Gesellschaft so wichtig sind, dass sie dafür kollektiv spezielle Wörter geprägt hat, die jahrhundertelangen Diskursen entstammen. So zeigt das Deutsche, indem es nur zwischen (adulten) *Frauen* und *Männern* und zwischen

(juvenilen) *Mädchen*¹ und *Jungen* unterscheidet, dass die Klassifizierung nach Alter der nach Geschlecht übergeordnet ist: Man kann nicht über Geschlecht sprechen und dabei über Alter schweigen (es fehlen Lexeme für männliche bzw. weibliche Menschen per se). Das ist bzw. war bei Nutztieren ähnlich, wobei hier die anthropozentrisch-utilitaristische Perspektive durchschlägt. Am Beispiel des Rinds: Das junge *Kalb* ist sprachlich ohne Geschlecht. Ab ca. einem Jahr bis zur Geschlechtsreife nennt man das weibliche Tier *Jungrind*, bis zum ersten Kalben *Färse* und erst danach *Kuh* (als Kriterium erweist sich die Milchsaugbeute). Das männliche Tier heißt bis zu Geschlechtsreife *Jungbulle*, danach *Bulle* oder *Stier*, und wird es kastriert, *Ochse* (Kriterien: Fleischsaugbeute sowie Nutzbarkeit als Arbeitstier). Das folgende Zitat macht deutlich, wie wichtig dabei der lautliche Abstand solcher Lexeme zueinander ist:

Nutztiere werden demnach primär nach den Kriterien Alter, Geschlecht und Zeugungsfähigkeit unterschieden. Bei den wichtigsten Nutztieren sind die Wörter, die zu einem Wortfeld gehören, etymologisch nicht miteinander verwandt, sondern lassen bereits auf lautlicher Ebene größtmögliche Unterschiede erkennen. Der nicht vorhandene lautliche Zusammenhang zwischen Wörtern wie *Stute* oder *Hengst* kann als Indiz für die zentrale Bedeutung des Pferds für den Menschen gewertet werden. (Habermann 2015: 76)

In der Linguistik ist es von großer Bedeutung, ob eine Unterscheidung, z.B. die nach Geschlecht, lexikalisch (*Stute*), morphologisch-derivationell (*Hündin*), morphologisch-kompositionell (*Spinnenweibchen*) oder syntagmatisch (*weibliche Qualle*) realisiert wird. Aus diesen Strukturen ist zu erschließen, dass das menschliche Interesse an dieser Information nach hinten hin, also zu den morphologischen und mehr noch den syntagmatischen Verfahren hin abebbt (s. Abb. 3 in Abs. 3.2).

Den drei Basiskriterien Alter, Geschlecht und Zeugungsfähigkeit bei Habermann ist noch die Unterscheidung nach Rasse hinzuzufügen (beim Rind z.B. *Galloway*, *Aubrac*, *Uckermärker*); auch diese wird meist lexikalisch gefasst² und ist für den Menschen von enormem kommerziellem Interesse, kontrolliert er doch die Züchtung neuer Rassen schon seit Jahrtausenden. Diese vier Unterscheidungen wendet der Mensch auch auf sich selbst an, wobei Zeugungsfähigkeit an Relevanz abgenommen hat (und die entsprechenden Lexeme *Eunuch* und *Kastrat* an Frequenz) und die Unterscheidung nach ›race‹ (meist Hautfarbe) heute als animalisierende Kategorie geächtet wird. Ähnliches durchläuft gegenwärtig die Kategorie

1 Inwiefern *Mädchen* Simplex oder Derivat ist, ist in der Linguistik umstritten (da es keine freies Korrelat mehr zu *Mäd-* gibt).

2 Zu differenzieren ist, dass es oft zu Entlehnungen kommt, die ad hoc ein neues Lexem verfügbar machen, sowie Wortbildung betrieben wird, hier Derivation mit *-er* zur Bezeichnung der Herkunft.

›Geschlecht‹ (ebenfalls da sie primär zur Diskriminierung genutzt wird), während Alter noch weitgehend unhinterfragt ist und das wohl am reichsten besetzte Wortfeld darstellt. Darüber hinaus hat der Mensch sich ein buntes Spektrum spezifisch humaner Unterscheidungen beschert, das er dem Tier verweigert und wodurch er sich von diesem abgrenzt.

2.1.2 Die Basisunterscheidung Mensch versus Tier

Die sprachgeschichtlich greifbare Dichotomisierung von *Mensch* und *Tier* ist relativ jung (s. den Beitrag von Lena Späth in diesem Band). Die biblische Genesis unterscheidet noch zwischen Vieh, Kriechtieren und Tieren des Feldes (Habermann 2015: 72), andere ältere Texte heben die Fische und die Vögel ab. Aus sprachhistorischer Perspektive ist die heutige Mensch-Tier-Binarität jung, die sprachliche Tier-Mensch-Grenze war früher fluide, unscharf und weich. Das *boundary making* ist linguistisch gut beobachtbar. Das Konzept ›Tier‹ leistet eine fundamentale Abgrenzung des Menschen zu seinen Mitlebewesen und vollzieht auf der ›anderen‹ Seite eine gewaltige Abstraktion vom Affen über den Leguan bis hin zur Kellerassel. Dass eine solche Versämtlichung der anderen Seite eine enorme Klassifikations- und Homogenisierungsanstrengung erfordert, die ihre Zeit benötigt, versteht sich von selbst. Die lexikalische Tier/Mensch-Grenze wurde über Jahrhunderte hinweg bearbeitet und befestigt, indem in das neue Konzept ›Tier‹ nach und nach weitere Tierarten eingemeindet wurden. Das Lexem *Tier* bezeichnete ursprünglich ›jagdbares Wildtier, Rotwild‹ (vgl. engl. *deer*), evtl. einfach ›Vierbeiner‹, und hat damit eine semantische Ausdehnung erfahren (das Englische hat mit *animal* ein Fremdwort entlehnt).

Doch auch das Wort *Mensch* ist, wenngleich älter, noch in seiner Entstehung im Althochdeutschen beobachtbar. Es leitet sich aus dem ahd. Adjektiv *mennisco* zu ahd. *man* ›Mann, Mensch‹ ab und leistet eine Geschlechtsabstraktion, vergemeinschaftet also Mann und Frau zur gleichen Spezies. Dass diese geschlechtsneutralisierende Neubildung überhaupt notwendig wurde (man vermutet, durch Kontakt mit dem Christentum), belegt, dass ahd. *man* überwiegend geschlechtsspezifisch-männlich verwendet und verstanden wurde – ähnlich wie engl. *man* (und span. *hombre*, frz. *homme* etc.). Die Gleichsetzung von Mann und Mensch ist bereits im Indogermanischen angelegt (vgl. Kochskämper 1999). Wenn Männer und Frauen in unterschiedlichen Welten leben und sich in allem, was sie tun und lassen, so fundamental unterscheiden, dass kaum ein gemeinsames Merkmal erkennbar wird, bedarf es auch keines gemeinsamen Oberbegriffs. Man erkennt, dass ursprünglich der Mann an der gesellschaftlichen Spitze stand und durch eine große Abstraktionsleistung die Frau als seinesgleichen anerkannte.

Die menschliche Abgrenzung vom Tier dürfte hauptsächlich der Rechtfertigung dienen, dieses auszubeuten (vgl. Buschka/Rouamba 2013). Die Grenze ver-

läuft nicht nur horizontal, sondern in aller Regel auch vertikal-hierarchisch, indem sich die abgrenzende Gruppe über die andere erhebt. Unterscheidungen haben asymmetrisierende und valorisierende Effekte. Die Dichotomisierung vormals multipler Unterscheidungen (Mensch, Säugetiere, Vögel, Fische, Kriechtiere ...) exponiert umso stärker die trennende Grenze. Binäre Unterscheidungen scheinen dabei eher hierarchisierende Abgrenzungen zu generieren als wenn mehrere Kategorien zur Abgrenzung zur Verfügung stehen: »Symbolic boundaries may be more likely to generate social boundaries when they are drawn in opposition to one group as opposed to multiple, often competing out-groups« (Lamont/Molnár 2002: 174).³ Bei dieser Ordnungsleistung, deren Akteur allein der Mensch ist, wird die humane Außengrenze abgedichtet und verriegelt. Fischer (2015) spricht von einer sozialen Mauer, die der exkludierten Seite jegliche Empathie versagt:

Nicht jede soziale Grenze ist [...] eine soziale Mauer. Die Mensch-Tier-Grenze aber markiert gemeinhin das Ende des Sozialen; sie legitimiert moralische Differenzierungen, die heute unter Menschen gänzlich tabuisiert sind, und begründet ein sozial weitgehend gebilligtes System millionenfacher Einsperrung, Verletzung und Tötung. Die prototypische Indifferenz, mit der die Opfer wahrgenommen werden, ist sprichwörtlich (»wie ein Tier behandelt werden«) und [...] rechtlich untermauert. (190)

Die *Mensch-Tier*-Dichotomisierung rückt Menschen und Affen auseinander, obwohl sie sich in jeder Hinsicht näher stehen als es Affen und Asseln tun. Es findet somit eine Homogenisierung der Elemente der anderen Seite statt: Die Tiere werden einander »gleicher« und dem Menschen ungleicher (zur Homogenisierung von Outgroups s. Messick/Mackie 1989). Die eigene Seite wird aufgewertet und spezifischen Humandifferenzierungen unterworfen, die der ordnende Mensch den Tieren versagt. Was Hirschauer zur humanen Binnenunterscheidung in »Menschensorten« (Hirschauer 2014: 174) schreibt, gilt noch mehr für die spezie-sistische Außenabgrenzung zu den nicht-humanen Artgenossen:

Ihre beiden Seiten [der *wir/die*-Unterscheidung] liegen nicht wie links/rechts vor den Augen eines neutralen theoretisierenden Betrachters, ihr Vollzug platziert den Unterscheidenden vielmehr selbst wie bei »hier/dort« auf eine Seite [...]. Damit sind Valenzen verbunden, die von leichten Präferenzen für die »ingroup« bis hin zu ausgeprägten Auf- und Abwertungen reichen. Solche Unterscheidungen [...] eröffnen Gräben zwischen der Selbst- und Fremdkategorisierung [...] und trennen Normalität und Devianz. (Hirschauer 2014: 174)

Die sprachliche Distanzierung von *wir/die* bzw. *Mensch/Tier* manifestiert sich erst seit wenigen Jahrhunderten in klar geschiedenen Oberbegriffen. Heutige Wörter-

3 Für diese und weitere Ergänzungen danke ich sehr der Herausgeberin Miriam Lind.

buchdefinitionen von ›Mensch‹ meiden tunlichst die Verwandtschaft zum Tier, die Grenze ist unüberwindbar. Während Adelung (1793-1801) noch den Menschen als »ein mit einer vernünftigen Seele begabtes Thier« definiert, attestiert ihm das Online-Dudenwörterbuch den folgenden Superlativ: »mit der Fähigkeit zu logischem Denken und zur Sprache, zur sittlichen Entscheidung und Erkenntnis von Gut und Böse ausgestattetes höchstentwickeltes Lebewesen«. ⁴ Eine systematische diachrone Analyse von Wörterbüchern und Enzyklopädien steht noch aus (vgl. aber den Beitrag von Lena Späth in diesem Band). Vernunft, Geist, logisches Denken, Sprache, Sittlichkeit, Werkzeuggebrauch und ähnlich beliebige (sowie regelmäßig widerlegte) Kriterien werden zur Grenzbefestigung aufgeboten, um die Differenz zum Tier zu naturalisieren und den Konstruktionscharakter zu cachieren (vgl. Buschka/Roumba 2013). Tierethische Bestrebungen arbeiten dem entgegen, indem sie Menschen durch die Unterscheidung von *human* vs. *non-human animals* bzw. *menschliche* vs. *nicht-menschliche Tiere* wieder ins Tierreich rückführen.

Die sprachliche Mensch/Tier-Dichotomie erschöpft sich jedoch nicht in der Benennung der beiden Seiten, sondern zieht sich wie ein Wurzelwerk durch die gesamte Sprache. Der folgende Abschnitt befasst sich mit der differentiellen Versprachlichung genau solcher Lebensvollzüge, die sich Tier und Mensch teilen und das Tier damit auf Abstand halten sollen.

2.1.3 Essen vs. fressen: Die lexikalische Untermauerung der Tier/Mensch-Grenze in der deutschen Sprachgeschichte

Mit der diachronen Untersuchung von Griebel 2020 (auch Griebel 2017, 2019) wurde eine große Forschungslücke geschlossen. Griebel geht der Entstehung bzw. Herstellung der lexikalischen Tier/Mensch-Grenze nach, genauer den trennenden Bezeichnungen gleicher elementarer Lebensvollzüge von Mensch und Tier, z.B. geboren zu werden, Nahrung zu sich zu nehmen, sich fortzupflanzen und zu sterben. Heute unterscheidet das Deutsche humanimalische Lexempaare wie *essen/fressen*, *trinken/saufen*, *schwanger/trächtig*, *erwachsen/ausgewachsen*, *stillen/säugen*, *gebären/werfen*, *sterben/verenden*, *Leiche/Kadaver* – zwar mit unterschiedlicher Rigidität, doch deutlich ausgeprägten Präferenzen. Hinzu kommen weitere Lexempaare wie *Säugling* oder *Baby* vs. *Junges*, *Frau* und *Mann* vs. *Weibchen* und *Männchen*, des weiteren (oft nicht ganz vergleichbare) Körperteilbezeichnungen wie *Mund/Maul*, *Lippe/Lefze*, *Hand/Pfote*, *Brust/Zitze*. Griebel nutzt für ihre Untersuchung historische Textkorpora, aus denen sie die fraglichen Lexeme nebst ihrem Subjekt (und Kontext) extrahiert, außerdem historische Wörterbücher, die den Gebrauch dieser Lexeme zu einer bestimmten Zeit dokumentieren.

Mit der Spaltung von *essen/fressen* soll exemplarisch ein Weg zur lexikalischen Trennung nachgezeichnet werden: Das Verb *fressen* geht auf die einstige Wortbil-

4 S. www.duden.de/rechtschreibung/Mensch_Lebewesen_Individuum.

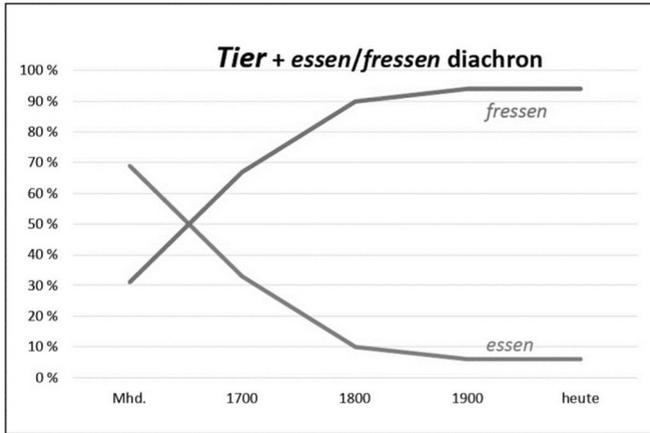
dung *ver-essen* im Sinne von perfektivem ›aufessen‹, zu Ende essen, verschlingen‹ zurück und konnte mit dieser Bedeutung anfänglich für Mensch wie Tier verwendet werden. Erst später wurde es zum Simplex kontrahiert. Dabei ist es die perfekte Semantik des (schnellen) Aufessens, die dieses Verb für die tierliche Nahrungsaufnahme prädestiniert. Griebel (2020) zeigt, dass die sukzessive Spaltung im Mittelhochdeutschen (um 1200) zunächst (essende) Menschen, Vögel und Nutztiere von (fressenden) Wildtieren abgrenzt und sich erst später zu einer Mensch/Tier-Grenze entwickelt: Man kann der Homogenisierung der anderen Seite, der Outgroup, sozusagen zusehen, und damit der sukzessiven Grenzziehung (*boundary making*). Dass Vögel im Mittelalter noch nicht mit den Tieren (die damals Vierbeiner bezeichneten) versämtlicht wurden, belegt folgendes Zitat von 1300: »Ein vogel den andern izzet/Ein tier das ander frizzet« (Hugo von Trimberg: Der Renner; nach Griebel 2020: 102).

Die Bindung zwischen *essen*&*Mensch* als Subjekt erweist sich schon früh als rigider, während die *fressen*&*Tier*-Bindung zunächst lockerer ist und sich erst später verdichtet – das heißt: Tiere *essen* noch lange, Menschen *fressen* dagegen zwar auch (meist im Sinne von ›aufessen‹), aber nicht so oft und zunehmend seltener. Deutlicher tritt diese Mensch/Tier-Grenze dann im Frühneuhochdeutschen (16./17. Jh.) zutage, die *Tier*&*fressen*-Bindung verfestigt sich, s. Abb. 2. Heute ist die lexikalische Trennung vollzogen, die Grenze errichtet. Diese ermöglicht es erst, animalisierend-abwertend von *fressenden Menschen* zu sprechen und humanisierend-aufwertend von *essenden Tieren* (v.a. bei Haus- und Zoo- sowie fiktiven Tieren).⁵ Griebel stößt bei ihrer Korpusrecherche auf zahlreiche Texte der Kolonialzeit, wo weiße EuropäerInnen andere Ethnien durch animalisierende Lexik (*fressen*, *säugen*) über die Tier/Mensch-Grenze abschieben. So steht in einem Text von 1726 über Opferbräuche bei den sibirischen Ostjaken: »Sie bringen entweder lebendige Fische vor den Abgott/legen sie eine Zeitlang vor ihm nieder, kochen sie nachgehends ab/und fressen sie selbst auf [...]« (Griebel 2020: 115). Während Europäerinnen (zumindest standeshohe) *stillen*, *säugen* ›die anderen‹: »Mehrere der angeführten wilden Völker säugen ihre Kinder ziemlich lange« (Löhr 1803: 64). Auch standesniedrige Europäerinnen werden in Richtung Tiere platziert, wenn Ammen *säugen* und *Tier* bis ins 18. Jh. ein Synonym für die *Magd* ist (vgl. Griebel 2020: 75). Dass die Nähe zu Tieren auch räumlich angeordnet war (Mägde und Knechte mussten bei den Tieren schlafen), stützt die Klassifikation von mehreren Seiten.⁶

5 Auch unbelebte Objekte können *fressen* (nie *essen*), und zwar meist unverdauliche Dinge wie Kilometer, Benzin und Müll.

6 Grundsätzlich lassen sich auch innerhalb der Humandifferenzierung rassifizierende und damit degradierende Lexemspaltungen für vergleichbare Konzepte beobachten, mit denen westliche Gesellschaften ›die anderen‹ möglichst weit von sich abrücken, vgl. *Bürgermeister vs. Häuptling*, *Einheimische vs. Eingeborene*, *Großfamilie vs. Sippe* (s. Arndt/Hornscheidt 2004).

Abbildung 2: Die Spezialisierung von fressen auf Tiere von 1700 bis heute (nach Griebel 2020)



Im Gegensatz zu *essen/fressen* hat sich bei *trinken/saufen* nicht diese trennscharfe Dissoziation ergeben, wenngleich sich durchaus eine Mensch/Tier-Präferenz eingestellt hat. Bis heute *trinken* Tiere durchaus – und *saufen* umgekehrt Menschen, und zwar meist Alkohol. Anfangs ist die Art der Flüssigkeitsaufnahme entscheidend (vgl. ahd. *sūfan* ›schlürfen‹), erst sehr viel später selektieren diese Verben vorsichtig einen präferenten Subjekttyp, indem *Tiere* eher *saufen*, doch weiterhin *Mensch* wie *Tier trinken*. *Saufen* pejorisiert, was an zunehmend ekelbesetzten Objekten wie Blut und Urin erkennbar wird und beim Menschen schließlich die Unmäßigkeit- und Alkoholkomponente annimmt. Heute *saufen* Tiere (mehrheitlich größere) zu 40 % und *trinken* zu 60 %. Dagegen *trinkt* der Mensch zu 96 %, während *saufen* an Frequenz verliert.⁷

Die sukzessive menschliche Distanzierung vom Tier fällt in die Frühe Neuzeit, wahrscheinlich, so Griebel, befördert durch das Christentum⁸, später verstärkt

7 Fill (2015) und Trampe (2015) stellen der anthropozentrischen die physio- oder biozentrische Perspektive gegenüber, die die Parteilichkeit zugunsten des Menschen überwindet. Dabei schlägt Fill für die Benennungen von Gemeinsamkeiten Anthropomorphismen vor, indem Tiere die Bezeichnungen ihrer Körperteile und Aktivitäten mit dem Menschen teilen (*Lippen* statt *Lefzen*, *essen* statt *fressen*).

8 Berühmt ist in diesem Zusammenhang die Empörung von Arthur Schopenhauer: »Jenen Grundfehler [des Christentums, das Tier zu verachten] zu beschönigen, wirklich aber ihn vergrößern, finden wir den so erbärmlichen, wie unverschämten [...] Kunstgriff, alle die natürlichen Verrichtungen, welche die Thiere mit uns gemein haben und welche die Identität unserer Natur mit der ihrigen zunächst bezeugen, wie Essen, Trinken, Schwangerschaft, Geburt,

durch Descartes, der die Vernunft als Hauptdifferenz ins Zentrum rückt und das Tier zur Sache bzw. Maschine erklärt. Im 19. Jh. kommt die Darwin'sche Kränkung des Menschen hinzu mit der damals bedrohlichen Erkenntnis, dass auch der Mensch »nur« ein Tier sei. Dies beförderte weiteres Abrücken und Abwerten. Wichtige historische Etappen sind die sukzessive Trennung von im Mittelalter noch unter demselben Dach lebendem Mensch und Tier. Das Vieh fungierte damals primär als Arbeits- und nicht als Schlachttier, was bedeutet, dass man mit ihm arbeitete und kommunizierte, ihm einen Namen gab (s.u.), es gut pflegte und alles tat, um seine Arbeitskraft zu erhalten (vgl. Wiedenmann 2011). Medizinische Traktate aus dem Mittelalter zeugen von der Wertschätzung gesunder Arbeitstiere. Dies schloss auch (Jagd-)Vögel und Hunde ein. Durch die Städtebildungen in der Frühen Neuzeit verringerte sich der alltägliche Kontakt zum Tier, seine Haltung – zumindest die der Nutztiere – wurde zunehmend ausgelagert, bis im 19. Jh. die Schlachthäuser aufkamen, die das Töten der Sichtbarkeit entzogen. Durch die Technisierung von Transport und Landwirtschaft wird das Nutztier immer mehr zum Milch- und Fleischlieferanten degradiert. Dies mündet schließlich in die heutige Massentierhaltung mit der kompletten Objektifizierung des Tieres. Diese äußere Entwicklung, so Griebel, lässt sich linguistisch am semantischen Wandel zahlreicher Lexeme ablesen und hat sich langfristig in den dissoziierten Benennungen gleicher Lebensvollzüge niedergeschlagen. Warum gerade das Deutsche diesen Sonderweg einschlägt und sich sprachlich so dezidiert vom Tier distanziert (andere Sprachen gehen nicht so weit), ist ungeklärt (das Tier/Mensch-Verhältnis war und ist in Europa zu ähnlich, als dass sich einfache Begründungen ergäben).⁹ Um diese Wech-

Tod, Leichnam u.a.m., an ihnen durch ganz andere Worte zu bezeichnen, als beim Menschen. Das ist wirklich ein niederträchtiger Kniff.« (Schopenhauer 1851/1974: 437).

- 9 Noch gänzlich unbeantwortet ist die Frage, wie sich hierzu die deutschen Dialekte verhalten. Auskünfte zum Walserdeutschen in Gressoney und Issime weisen darauf hin, dass nicht einmal die *essen/fressen*-Unterscheidung praktiziert wird: »Essen gilt für Menschen und Tiere, *fressen* ist nur in Gressoney gebräuchlich, und zwar ausschliesslich für gieriges, unmässiges Essen für Menschen« (pers. Information von Peter Zürrer; 16.12.2018). Hier manifestiert sich ungefähr der mittelhochdeutsche Stand. Das Schweizerische Idiotikon liefert beim Lemma *frässe*ⁿ aufschlussreiche Informationen: »von Tieren und unmässigen Menschen oder sonst in wegwerfendem S. [Sinn], z.B. in Bez. auf Ungekochtes; doch in Gebirgs-MAA [Mundarten] auch z.B. *deⁿ Chindruⁿ z' fr. gèⁿ* [den Kindern zu fressen geben – DN]. [...] Von den Tieren sind die Bienen ausgenommen, von denen man »essen« sagen muss, wenn man mit ihrer Zucht Glück haben will [...]. Nach Osenbr[ügg]en soll in B[ern] auch von Pferden und noch andern Tieren »essen« gesagt werden« (Schweizerisches Idiotikon, 1321). Hier wird deutlich, dass man bei Nutztieren eine gewisse Scheu hat, sie durch *fressen* zu beleidigen (auch P. Zürrer betont das enge, von Wertschätzung ggü. dem Tier geprägte Zusammenleben von Mensch und Vieh). Interessant wäre zu wissen, ob auch Wildtiere wie Wölfe oder Löwen *essen*. Dagegen scheinen (*fressende*) Kinder noch nicht dem Humanbereich zugeordnet zu werden (zu weiteren solchen Indizien in der Genusgrammatik s. Abs. 3.3.2).

selwirkungen zwischen Sprache und Gesellschaft im Detail zu verstehen, bedarf es interdisziplinärer Kooperation.

Der jahrhundertelange Prozess lexikalischer Dissoziation ist im 18. Jh. mehrheitlich vollzogen: »Das 18. Jh. ist demnach als der Wendepunkt auszumachen, ab dem Mensch und Tier lexikalisch endgültig getrennte Wege gehen« (Griebel 2020: 256). Im 20. Jh. folgt dem nur noch die Trennung von *Leiche/Kadaver* und *sterben/verenden*.¹⁰ Auch *Säugling* spezialisiert sich erst im 20. Jh. auf den Menschen, während ihm affektiveres, dem Englischen entlehntes *Baby* zunehmend das Wasser abgräbt, das aber auch für Tierjungen, die dem Menschen ähnlich sind (z.B. Affen), verliehen wird.

Interessant ist der Fall von *Junge* als phonologisch (zu) ähnlichem Lexem sowohl für männliche Kinder als auch für Jungtiere: Hier wird schließlich über Grammatik, d.h. über maskuline vs. neutrale Genuszuweisung, differenziert (*der Junge* vs. *das Junge*). Dass diese Genusverteilung kein Zufall ist, indem Neutralisierung animalisiert, ist Gegenstand von Abs. 3.3.2. Ins Neutrum verschoben werden auch die allgemeinen Bezeichnungen der Tiergeschlechter als *Weibchen* und *Männchen*, die mit verniedlichenden Diminutiven gebannt werden, auch wenn damit Elefanten, Löwen oder Warane gemeint sein können (dies gilt nicht für Tiere mit lexikalischen Sexusbezeichnungen wie *Stute/Hengst, Kuh/Bulle*); dies zeigt, dass objektive Kleinheit nicht das Kriterium sein kann. Das durch die Diminution miterzeugte, wenn nicht sogar bezweckte Neutrum exkludiert die Tiere aus dem Humanbereich. Auch diese Mensch/Tiergrenze ist jung: In Mozarts Zauberflöte wünscht Papageno sich noch »ein Mädchen oder Weibchen«. Im 18. und 19. Jh. wurde *Weibchen* kosend für die Ehefrau gebraucht, aber auch für Frauen, deren »körperliche[n] oder geistige[n] Merkmale nicht mehr oder noch nicht der Vorstellung eines vollkommenen Weibes« entsprachen (vgl. Paul 2002: 1153; Griebel 2020: 237). Umgekehrt nannte man weibliche Tiere früher *Fräulein, Gemahlin, Weib, Sie* etc., sie teilten sich also den Sexusausdruck mit dem Menschen. *Weibchen* hat sich schließlich exklusiv auf das Tier zurückgezogen, zunächst auf weibliche Vögel, d.h. auch dieser sprachliche Versämtlichungsprozess behandelt Vögel (temporär) anders als andere Tiere. Bei der Frau rückt man von dieser Wortbildung ab, allenfalls kommt für sie der alternative Diminutiv *Weiblein* zum Einsatz. Diese lexikalische Trennschärfe ist bei *Männchen* nicht ganz so deutlich, wenngleich seine Primärverwendung auch dem männlichen Tier gilt. Gemäß Griebel dient *Männchen* seit dem 15. Jh. als pejorative Personenbezeichnung »kleiner Mann, Zwerg, Schwächling«. Adeling (1798: 54) zufolge bezeichnet es »im Scherze Kinder männlichen Geschlechts« (zu Näherem vgl. Griebel 2020: 236-239). Erst dann, wenn sich die Lexik für Geschlechts- und

10 Erweitert man die Perspektive zu den Pflanzen hin, fällt auf, dass es hier keines besonderen Lexems für die tote Pflanze bedarf: Prekär für den Menschen ist das ihm ähnliche Tier, nicht die ihm unähnlichere Pflanze.

für Nachkommenschaftsbezeichnungen getrennt hat, kann man durch Kreuzungen abwertende (alterisierende) Animalisierungen von Menschen erzielen (*Hündin/bitch*, *Kuh* für eine Frau, *Bock*, *Ochse* für einen Mann) sowie aufwertende (nostrifizierende) Humanisierungen von Tieren. Griebel (2020: 234-236) stößt in ihrem Korpus (DeReKo, IDS) auf einige Haustierbezeichnungen, die durch ihre Menschenlexik die Anspinnung an die Familie leisten, z. B. *Hunde-*, *Katzen-*, *Hasenmädchen* für weibliche Jungtiere, *Hundemann*, *Kuhdame* etc.: »So wird beispielsweise aus dem Hund der Tochter ein *Enkelhund*« (ebd., 236). Dieser Bereich der anthropomorphisierenden Referenz auf Tiere ist bislang noch kaum untersucht.

2.1.4 Maximaldistanzierung zum getöteten Tier durch Verdinglichung

Besonders stark wird das Tier lexikalisch auf Abstand gehalten, wenn es um seine Tötung geht. Hier offenbart sich nicht nur der primäre, sondern speziell der utilitaristische (oder ökonomische) Anthropozentrismus, der das Tier nur nach seinem Nutzaspekt für den Menschen perspektiviert (Jung 2001: 275). Heuberger (2015) liefert mit Bezug auf Fill (1993) jägersprachliche Ausdrücke, die *töten* durch *zur Strecke bringen* ersetzen und verharmlosen, *bluten* durch *schweißen*, *Augen* durch *Lichter*, *Beine* durch *Läufe*: »[A]m Ende der Jagd werden nicht die ›Tierkadaver‹ gezählt, sondern es wird die ›Strecke ausgelegt‹ (Heuberger 2015: 127; vgl. auch Trampe 2015, der in solchen Euphemismen eine Tabuisierung der Tiertötung sieht).¹¹ Als Nahrungsmittel erfolgt eine abermalige Umbenennung und Unkenntlichmachung entsprechender Tierkörper Teile als *Stelzen*, *Schinken*, *Schnitzel*, *Speck* (zur genus- und artikelgrammatischen Verdinglichung s. Abs. 3.3.2). Sprachgeschichtlich wurde diese Divergenzentwicklung noch nicht untersucht. Das Englische geht bei dieser Segregierung noch einen Schritt weiter, indem es die gesamte Nutztierlexik aufspaltet in *sheep – mutton*, *calf – veal*, *pig – pork* etc. (bei Nutzung komplett unähnlicher Gallizismen). Die Leistung der Sprache und ihr konstruktivistischer Beitrag zur Weltsicht drängt sich geradezu auf: Bezüge zwischen Lebewesen und deren Tötung sowie deren Verzehr durch den Menschen werden verschleiert – ähnlich der Darbietung getöteter Tiere als abgepackte Fleischportionen in der Fleischtheke (Wiedenmann 2002). Bei Pelzbezeichnungen beobachtet Fill (2015), dass das ausgebeutete Tier durch Fremdwörter unsichtbar wird, etwa wenn *Sobaki* oder *Gubi* den getöteten Hund, *Genotte* die Katze und *Sobalski* das Eichhörnchen verschleiert.¹²

11 Diese Tabuisierung der Tiertötung kennt zahlreiche Verharmlosungen: Rinder werden *aus dem Markt genommen*, männliche Küken *aussortiert*, bei nach der Geburt verendeten Ferkeln spricht man von *postnatalem Ferkelverlust* etc. Ähnliches gilt für Verletzungen wie die Entfernung von Körperteilen am lebenden Tier (Trampe 2015: 205/206).

12 S. auch www.mimikama.at/allgemein/tarnnamen-in-der-pelzindustrie/.

Griebel (2020) diskutiert auch das Lexempaar *ermorden* vs. *schlachten* als in beiden Fällen intendierte Tötungen mit unterschiedlichen Objektbesetzungen.¹³ Den ersten Fall motiviert Hass und Affekt, den zweiten die Gewinnung von Nahrung.¹⁴ An solch fundamentalen Unterscheidungen haben auch andere Sprachen Anteil. Tierschutzbewegungen machen bewusst auf die Gemeinsamkeiten dieses Tuns aufmerksam, indem sie Schlachtungen, aber auch Tötungen von Versuchstieren als *Morde* bezeichnen und die toten Tiere als *Leichen* (Jung 2001: 275 erwähnt auch *Baum-* bzw. *Waldmord* statt *Abholzung*). Sie überschreiten und ignorieren diese Grenze mit dem Ziel, sie zu eliminieren.

Heuberger (2007, 2015), Trampe (2015) und Fill (2015) weisen darauf hin, dass Ausdrücke wie *Fleischproduktion* und *Milcherzeugung* das Tier objektifizieren. Tiere gelten hier als reine »Konsumgüter, die produziert, optimiert und verbraucht werden« (Heuberger 2015: 130). Der Abstand zum Menschen wird maximiert, indem er Nutztiere in die Objektklasse abschiebt. Pfeiler/Wenzel (2015) nennen sieben Kriterien für Objektifizierung, z.B. Instrumentalisierung und Verletzbarkeit des Subjekts, Besitz und Gewalt über es, Unterstellung seiner Austauschbarkeit, Absprechen von Autonomie, Unterstellung von Passivität: Alle diese Kriterien zeitigen sprachliche Konsequenzen in Lexik und Grammatik, sie sind zu festen Mustern und Strukturen geronnen, z.B. in Form spezifischer Kasuszuweisungen, durch Neutralisierung und Artikelentzug (s. Abs. 3).

2.2 Kollokationen und Kookkurrenzen

Viele, meist degradierende Tierbezeichnungen für den Menschen sind usuell mit festen Attributen kombiniert, z.B. *dreckiges Schwein*, *fette Sau*, *falsche Schlange*, *dumme Kuh*, *sturer Esel*, *fauler/falscher/feiger Hund*. Die Semantik dieser Attribute ist so stark in das Schimpfwort diffundiert, dass es diese Bedeutung auch allein transportiert, wenn man jemanden als *Schlange*, *Esel* oder *Kuh* bezeichnet. Sog. Hochwerttiere wie *Pferd*, *Katze*, *Adler* disqualifizieren sich als Schimpfwörter. Dieser phraseologische Bereich ist relativ gut erforscht und soll hier kurzgehalten werden (s. Heuberger 2015: 129-139, Mussner 2015, Habermann 2015, kontrastiv Fill 2015). Interessant ist

13 Griebel (2020) erwähnt als Grenzfall das Beispiel des Kannibalen von Rotenburg, der im Internet nach einem »jungen Mann für reale Schlachtung und Verspeisung« inserierte: »Dass hier von *Schlachtung* die Rede ist, liegt an der Absicht, das Opfer hinterher zu essen. Aus juristischer Sicht handelte es sich jedoch [...] um *Mord*, da der »Geschlachtete« ein Mensch war (228).

14 Die Essbarkeitsperspektive erstreckt sich dabei auch auf Wildtiere: Heuberger (2007) und Fill (2015) machen darauf aufmerksam, dass Wörterbuchdefinitionen von Tieren sehr oft Angaben zum Geschmack ihres Fleisches machen (z.B. bei der Forelle) oder ob sie eine Gefahr für die menschliche Nahrungsversorgung darstellen (wie bei der Heuschrecke).

die Überlegung von Habermann (2015: 85), dass die Tatsache, dass vor allem Nutztiere die zentrale Quelldomäne für Schimpfwörter bilden, dazu dient, diese Tiere zu entwerten, um deren Ausbeutung und Tötung umso leichter legitimieren zu können.

Aus linguistischer Perspektive interessanter ist der Bereich der sog. Kookkurrenzanalysen, die man im heutigen Zeitalter großer, digital zugänglicher Sprachkorpora durchführen kann. Sie ersetzen die bislang praktizierte Introspektion einzelner LinguistInnen sowie die Wörterbucheinträge individueller LexikografInnen: »Viel weitreichendere Ergebnisse erzielt man aber, wenn man dabei das empirische Grundprinzip der strikten Korpusbasiertheit verwirklicht. In Textkorpora findet man geronnenes sprachliches Wissen; sie bilden [...] einen Querschnitt des Diskursuniversums einer Sprachgemeinschaft« (Steyer 2002: 215). Während es sich bei Kollokationen meist um binäre und verfestigte sog. usuelle Kookkurrenzen handelt, sucht die Kookkurrenzanalyse nach jeglichen mehr oder weniger häufigen (»präferenten«) Wortpartnern oder nach spezifischen sprachlichen Mustern in der näheren (und nicht nur zwingend direkten) Umgebung bestimmter Einzelwörter. Verlängert man solche Korpusuntersuchungen in die Diachronie, lassen sich Diskurse über bestimmte Themen und der Wandel sprachlichen Wissens nachzeichnen.

Steyer (2002) exemplifiziert dieses Verfahren synchron anhand des Einzelworts HUND. Als typische Kollokationspartner mit daraus kontextfrei ableitbarem Wissen ergeben sich u.a.: *Leine* → [Hunde werden an der Leine geführt], *Herrchen* → [Hunde haben einen Besitzer], *Rassen* → [Hunde werden in Rassen eingeteilt], *beißen* → [Hunde beißen], *Gassi* → [mit Hunden geht man nach draußen], *Zucht* → [Hunde werden gezüchtet]. Dies kann für moderne Wörterbucheinträge genutzt werden, denn traditionelle enthalten defizitäre Ausschnitte (etwa dass Hunde Haustiere sind, die bellen und beißen). Was Steyer (2002) ihren Analysen anhand sog. signifikanter Kohäsionen außerdem entnimmt, ist das vielfache Sprechen über den Hund als Widerpart des Menschen und als Mittel der Bedrohung, d.h. man stößt auf die Kampfhundthematik, die Wörterbücher ausblenden. Weiter wird festgestellt, dass durch den sehr häufigen Kollokator von *Kind* der Hund eng als der Familie zugehörig begriffen wird: »Signifikante Kookkurrenzpartner der Kollokation **Hund-Kind** sind u.a. [...] *Mutter, Vater, Eltern, Familie(n), Frauen, Männer, Oma, Weib, Papi, Opa, Ehefrau*« (ebd., 226). Steyer identifiziert anhand konkreter Korpusbelege den Hund als Bestandteil einer typischen (deutschen) Familie, als Indikator für die ›heile Welt der Familie‹ etc. Schließlich stößt sie auf ›neue‹ Mehrwortverbindungen, die offensichtlich gebräuchlich, aber (noch) nicht in Wörterbüchern verzeichnet sind, z.B. *der Schwanz wedelt/wackelt mit dem Hund* oder *harter Hund* (für einen ehrgeizigen Mann/Trainer; erst seit 1991 belegt).

Diese vielversprechenden neuen Möglichkeiten und Methoden der modernen Linguistik wurden bislang noch wenig auf Fragen des Mensch/Tier-Verhältnisses

angewandt. Hier kann und muss weitere Forschung ansetzen, auch mit diachroner Vertiefung.

2.3 Phraseologismen und Binomiale

Als gut untersucht kann der gesamte Bereich der Phraseologie gelten, der weit mehr umfasst als feste Kollokationen, z.B. phraseologische Verbindungen (*auf den Hund kommen*), Sprichwörter (*Hunde, die bellen, beißen nicht*) oder phraseologische Vergleiche (*wie ein geprügelter Hund*). Phraseologismen enthalten sehr häufige Tiere als Bestandteile. Habermann (2015: 80-83) beleuchtet das mehrheitlich gering-schätzende, negative Verhältnis zum Schwein und zur Sau, trotz – oder gerade wegen? – ihrer biologischen Nähe zum Menschen (Schweine als Organspender). Diese Lexeme grammatikalisieren sogar zu expressiven, mehrheitlich negativ verstärkenden Präfixen, vgl. *schweine-/sauteuer, saudumm*. Durch häufigen Gebrauch kann *sau*- heute auch positive Eigenschaften verstärken (*saugut, -stark, -wohl*), d.h. *sau*- ist, indem es jegliche Verstärkung leistet und sich deshalb mit mehr Adjektiven verbindet, grammatikalisierter als *schweine*-.¹⁵ Dies berührt den Bereich der Grammatik und zeigt, dass Grammatik sich aus Lexik speist.

Da oben bereits der Hund als zunehmend in die Familie inkludiertes Mitglied erwähnt wurde, soll kurz auf sein altes, heute überholtes, durchweg negatives Bild eingegangen werden, wie es sich in Phraseologismen konserviert hat, aber auch in Wortbildungen wie *hundemüde, hundsgemein, hundsmiserabel, hundeeelend*. Durchgehend erscheint der Hund als armseliges, verachtetes, schmutziges, verabscheuungswürdiges, auch faules Tier, das weit unter dem Menschen steht und dem man Gewalt antun darf – mit welchem der Mensch sich aber ständig vergleicht; davon zeugen noch heute umläufige Redewendungen wie *jmdn wie einen Hund behandeln; auf den Hund kommen; vor die Hunde gehen; etw. vor die Hunde werfen* ›vergeuden‹; *den Hund zum Jagen tragen* (Faulheit); *ein krummer Hund* ›zweilichtige, verdächtige Person, Betrüger‹, *ein dicker Hund* ›ungeheuerlich‹, *den Letzten beißen die Hunde*. Eine positive Ausnahme bildet der Jagdhund: *aufpassen wie ein Schießhund*. Dialektal gibt und historisch gab es weit mehr Hunde-Phraseologismen, z.B. *es nimmt kein Hund einen Bissen Brot von ihm* (für eine verachtete Person), *jemandem einen Hund antun* ›beleidigen, verspotten‹, *böser Hund, zerrissen Fell; je magrer der Hund, desto größer die Flöhe*. Das Wörterbuch mittelhochdeutscher Phraseologismen (Friedrich 2006) enthält weitere, z.B. mhd. *stinken als ein hunt*. Im Pfälzischen Wörterbuch wird der Hund mit Fäkalien verbunden (*de Hund scheidst d'r was* als Zurückweisung einer Bit-

15 Eine ähnliche Entwicklung hat das Adjektiv *tierisch* vollzogen, dessen negative Semantik ihm zu einem mittlerweile wertneutralen Intensivierer (Adjektivadverb) verholten hat (*tierisch ärgern/freuen*).

te; *hall doch deiⁿ Maul zum Hund seim Aarsch!* für einen Schwätzer).¹⁶ Kurzum: Der Hund als treuer Freund, Partner oder Gehilfe des Menschen ist phraseologisch abwesend.

In der Ständegesellschaft wurden rangniedrige Personen mit Tieren phraseologisch vergesellschaftet: *alte Diener, Hund und Pferd sind bei Hof in Einem Werth*. Die (männliche, europäische) Oberschicht hat es verstanden, die Tier/Mensch-Grenze mit ihnen fremden und suspekten Menschen zu besiedeln: mit Standesniedrigen, mit Frauen, mit Menschen anderer Kulturen und Hautfarben. Dies ist heute nicht grundlegend anders, etwa wenn man Diskurse über Flüchtlinge betrachtet. Hierzu gehört auch der Komplex tierischer Laut- und Verhaltensäußerungen, die aus phraseologischen Vergleichen hervorgegangen und in unsere Lexik abgesunken sind, z.B. *winseln* (wie ein Hund), *bellen*, *krähen*, *blöken*, *röhren*, *wiehern*, *meckern*, *grunzen*, *zwitchern*, *fauchen*, *schnattern* – *hamstern*, *herumtigern* (vgl. Habermann 2015; Griebel 2020: 69/70). Lexikografische Analysen legen nahe, dass tierische Lautäußerungen eher Frauen zugewiesen werden, vermutlich auch Fremden. Hierzu sind weitere linguistische Untersuchungen erforderlich, die im Zeitalter digitaler Korpora so gut durchführbar sind wie noch nie.

Binomiale sind mehr oder weniger verfestigte Folgen zweier koordinierter Substantive wie *Katz und Maus*, *Mann und Frau*, *Kaffee und Kuchen*. Bei ihrer Abfolge dominieren neben formalen vor allem semantische Prinzipien, die sich an der Belebtheitsskala orientieren und hierarchisch zu lesen sind. Dabei gilt grundsätzlich die Ordnung MENSCH vor TIER vor OBJEKT, z.B. *Herr und Hund*.¹⁷ Doch sind die Details interessant: Beim Menschen gilt MANN vor FRAU vor KIND, z.B. *Knechte und Mägde*, *Schwule und Lesben*, *Vater und Sohn* (vgl. Rosar demn.).¹⁸ Was die Tiergeschlechter betrifft, so hat Rosar korpusbasiert ermittelt, dass der Mensch auch auf sie seine patriarchalische Grundordnung appliziert: *Männchen* treten zu 90 % vor *Weibchen*, auch *Hengste* vor *Stuten*, *Hähne* vor *Hennen*, aber *Kühe* vor *Ochsen* und *Bullen*. Noch kaum untersucht sind die Serialisierungen von Tierarten. In dem verwendeten SPIEGEL- und ZEIT-Korpus von Rosar (demn.) kommen nur *Hund(e)* vor *Katze(n)* vor. Hier stellen sich aufschlussreiche Fragen, z.B. ob die Serialisierung von Tieren ihrer Ähnlichkeit zum Menschen folgt, ihrem Agentivitätspotential, ihrem Nutzwert für den Menschen oder womöglich seiner emotionalen Bindung zum Tier. Dieser Komplex erfordert noch viel Forschung, auch unter sprachgeschichtlicher Perspektivierung.

16 Dialektwörterbücher stellen, ebenso wie historische Wörterbücher und Enzyklopädien, noch eine große, zu wenig genutzte Fundgrube dar.

17 Auch im Kompositum *Mensch/Tier-Grenze* wirkt die Vorrangstellung des Menschen. Daher wechselt dieser Beitrag bewusst zwischen *Mensch/Tier-* und *Tier/Mensch-Grenze* ab.

18 Dies kann sich umkehren, wenn Elternrollen zur Sprache kommen: Dann stellen sich Mütter vor Väter, Mamas vor Papas und Omas vor Opas; mehr dazu in Rosar (demn.).

2.4 Namen und Benennung

Jegliche Individualbenennung eines Lebewesen personalisiert dieses. Damit ist es nicht nur identifizierbar, es konkretisiert sich zum Individuum und wird für die Mitmenschen ansprechbar, was Wiedenmann (2005; 2011) als *Du-Evidenz* bezeichnet. Der Name ist das Tor zur Kommunikation. Bei Menschen geht man davon aus, dass sie ausnahmslos benannt sind. Fälle von Namenentzug sind dramatisch und werden als dehumanisierende Gewalt begriffen. Dies gilt für Strafgefangene, es wurde auch bei KZ-Insassen praktiziert. Hiervon berichtet der Überlebende Primo Levi, dessen Name gelöscht und dem ein KZ-Häftlingsnummer eintätowiert wurde. Die Nummer, so seine Äußerung, habe ihn zu Schlachtvieh degradiert. 2017 schrieb eine afghanische Schriftstellerin, dass es in Afghanistan namenlose Frauen gebe.¹⁹ Diese erführen allenfalls relationale Zuordnungen (*Tochter von X* oder *Ehefrau von Y*), meist aber Umschreibungen, die sie als Besitz des Mannes, Gebärrin seiner Kinder, Teil seines Körpers und Objekt ausweisen (*Mutter meiner Kinder, mein schwächeres Glied, mein Haushalt*) oder zum Nutztier degradieren (*mein Huhn, meine Ziege*).²⁰ Solche Frauen wissen nicht, wie sie heißen, die faktische Namenlosigkeit beraubt sie ihrer Person. Auch SklavInnen wurde nach ihrer Verschleppung in die USA der alte Name entzogen und ein neuer aufgedrungen. Manche mussten sich ihren Namen mit Eseln teilen (Sklavenmärkte unterschieden sich kaum von Viehmärkten; s. Balbach 2018: 19). Der pejorative Begriff des *Mulatten* leitet sich aus span. *mulo* ›Maultier‹ ab. Alle drei Beispiele machen die dehumanisierende und gleichzeitig animalisierende Wirkung von Namenentzug und Namen›ersatz‹ deutlich: Immer kamen dabei Tiere ins Spiel.

Dies bedeutet nicht im Umkehrschluss, dass Tiere keine Namen bekämen. Die größte Wahrscheinlichkeit, benannt zu werden, haben Tiere, die nah beim Menschen leben und mit denen er *Du-Evidenz* unterhält. Hier wirkt ein Bündel an Faktoren, z.B. die Ähnlichkeit des Tiers mit dem Menschen (Affen werden eher benannt als Tauben), ob Tiere in Käfigen, Ställen oder Aquarien gehalten werden (und in großen oder kleinen Gruppen) oder frei herumlaufen und dabei ihren Bewegungsradius mit dem Menschen teilen (Hunde). Auch die phänotypische Unterscheidbarkeit von Individuen spielt eine Rolle. Von höchster Relevanz ist die Kontaktfrequenz zwischen Mensch und Tier, deren Intensität und Dauer. Auch die Affektivität bzw. Emotionalität ihrer Bindung spielt eine Rolle, ebenso ob Kommunikation zwischen Tier und Mensch stattfindet (99 % der HundehalterInnen sprechen mit ihrem Hund). Bei Nutztieren kommt die Höhe ihres Ertrags hinzu, wie lange sie

19 <https://thefeministani.com/2017/07/31/an-afghan-woman-speaks-call-me-by-my-name/> (Zugriff: 27.03.2020)

20 Man beachte die Possessiva *mein*, die die (objektifizierende) Besitzrelation anzeigen.

leben (dürfen) und ob ihr Tod geplant ist (dies hemmt Benennung); nicht zu vergessen ist, ob ein Tier in der Lage ist, auf seinen Namen zu reagieren; zu Näherem vgl. Dammel/Nübling/Schmuck (2015: 4-10). Prominentes Beispiel für die Humanisierungsleistung durch Benennung ist Karl Lagerfelds Katze Choupette. Haustiere sind die benennungsauffinsten Tiere; die Namenverleihung an Nutztiere, denen die *Du-Evidenz* gekündigt wurde, ist rückläufig. Hinzu kommen Zoo- und Zirkustiere, am Rande auch Wildtiere, sobald sie (aus anthropozentrischer Sicht) unbotmäßigerweise den menschlichen Raum betreten und dabei stören oder gar ängstigen, vgl. *Problembär Bruno*, *Schnappschildkröte Lotta*, *Killerwels Kuno*. Hier dient die Benennung weniger der Kommunikation als der Bannung (vermeintlicher) tierlicher Gefahr (darauf weist auch der Beitrag von Herling/Hardy in diesem Band hin).²¹

Die Benennung von Tierindividuen dürfte vergleichsweise jung sein. Bertsche (1906) bietet ein wertvolles Schlaglicht auf die »Namen der Haustiere in Möhringen« (einer badischen Kleinstadt) um 1900, unter welche er Hunde, Katzen, Pferde, Ziegen, Kühe und Ochsen subsumiert. Da auch Hunde als Jagdgehilfen, Schafhüter und Hofbewacher Nutztiere waren, erübrigt sich für die damalige Zeit eine Trennung in Heim- und Nutztiere, zumindest auf dem Land (vgl. Wiedenmann 2011: 73).²² Adel und Bürgertum kennen dagegen schon früh Katzen, Schoßhunde, Ziervögel etc. Die Möhringer Haustiere wurden nur spärlich benannt, und wenn, dann mit wenig unterschiedlichen Namen, was für geringe Individualisierung spricht. Zur Benennung von Hunden schreibt Bertsche (1906):

Nur 16 Personen von 185 besitzen je 1 Hund, und zwar sind es meist Leute, die einen treuen Wächter oder Gehilfen mehr oder weniger brauchen. Hofbesitzer, und weit entfernt von der Stadt wohnende Bahnwärter, Jagdbesitzer und deren Treiber, dann auch Metzger und einige Wirte. Dem reinen Luxus dienen nur wenige. [...] Im allgemeinen hat man also für die Hunde, und deshalb auch für eine besonders bezeichnende Namengebung derselben, nur geringes Interesse übrig. (131)

Von den 143 Katzen am Ort tragen nur sechs einen Namen. Diese wurden von Katze zu Katze weitergereicht – auch dies Ausweis geringer Individualisierung: Es werden nicht Individuen benannt, sondern eine Katze ersetzt onymisch die nächste. Auch von den anderen Tieren bekamen nur wenige Namen, obwohl Nähe und

21 Die Wildtierbenennung liegt linguistisch wie onomastisch noch weitgehend brach. Wildtiere dürften, ähnlich wie sog. Schädlinge, den sog. »Out-group-Tieren« angehören, denen menschliche Moral versagt bleibt bzw. deren Vernichtung sogar geboten ist bzw. war; Prototyp ist/war der Wolf. Dagegen gehören Haus- und (früher) Nutztiere zu den »In-group-Tieren«, denen menschliche Hege und Pflege zuteil wird (vgl. Wiedenmann 2011).

22 Terminologisch präziser ist es, statt von *Haustieren* von *Heim-* oder *Gesellschaftstieren* zu sprechen (s. hierzu Joneleit 2015).

Kontaktfrequenz mit Kühen und Ziegen früher auf dem Land hoch war u.a. durch händisches Melken.

Neben dem Faktum der Benennung spielt die Qualität der Namen eine wichtige Rolle. Um an den eben genannten Fall der Benennung der 16 Hunde in Möhringen um 1900 anzuschließen, seien die von Bertsche genannten Namen genauer betrachtet. Diese Hundennamen folgen bestimmten Benennungsmotiven. Erstens werden vier Hunde nach ihrer Fellfarbe benannt, und dies ziemlich monoton – 1x *Mohr*, 3x *Mohrle* –, wobei, wie Bertsche betont, zwei davon helles Fell haben. Deren Name ist offensichtlich semantisch unzutreffend, was für die mechanische Weitergabe dieses Namens von Hund zu Hund spricht. Zweitens werden sieben Hunde nach ihrer Rasse benannt, also ebenfalls nach physischen Merkmalen (2x *Schnauzer*, 2x *Spitzer(le)*, 3x *Waldmann*). Drittens und letztens gibt es ein paar ortstypische Namen: 3x *Scholi* (< frz. *joli*), 1x *Sultan*, 1x *Ladi* (< *Lady*). Damit dominieren eindeutig die Bezüge auf das Äußere. Menschliche Namen kommen nicht vor, nur mit *Sultan* und *Ladi* zwei Personenbezeichnungen. Indem sich 16 Hunde nur sieben Namentypen teilen (wenn man *Mohr(le)* zu einem Namen zusammenfasst), ist eine hohes Maß an Gleichnamigkeit bzw. geringes Maß an Individualisierung gegeben. Vor allem sind diese Hundennamen von Menschennamen segregiert – die Hunde bekommen ihre hundetypischen Übernamen nach äußeren Merkmalen. Damit werden sie auf die Physis reduziert, und sie werden onymisch als Hunde gekennzeichnet.

Solche sog. Kynonyme wurden noch sehr lange praktiziert, noch heute kennt man hundetypische Namen wie *Bello*, *Rex*, *Waldi* oder *Lumpi*. Doch werden sie praktisch nicht mehr vergeben, wie der Studie von Schaab (2012) zu entnehmen ist: Auf Basis von 1.000 in Hundeforen erhobenen Hundennamen im Jahr 2010 und mit der Vergleichsgrundlage einer Hundennamensammlung aus dem 18. Jh. und dem 19. Jh. mit insgesamt 1.300 verwertbaren Hundennamen gelangt sie zu dem Ergebnis, dass die alten Hundennamen ausgedient haben: »*Bello* und *Hasso* kommen überhaupt nicht vor, *Rex* ist immerhin dreimal vertreten, und dies außerhalb der Schäferhunderrasse«. Indem *Rex* typisch für Schäferhunde war, *Lumpi* für Dackel etc., gab es sogar rassepräferente Hundennamen. Vermutlich ab dem Zweiten Weltkrieg, doch in größerem Ausmaß deutlich später greift der Mensch in sein eigenes Inventar: Seitdem bekommen Hunde vorrangig Menschennamen. Die Entwicklung verläuft damit von anonym > kynonym > anthroponym. Während der Hund von der Hundehütte ins Haus (und ins Bett) gelassen und als vollwertiges Familienmitglied adoptiert wird, dessen Geburtstag man feiert, den man aufwendig bekocht und bei Kälte einkleidet, öffnet der Mensch ihm bei diesem dramatischen Übergang vom Nutz- zum Haus- bzw. Gesellschaftstier auch sein eigenes Nameninventar. Wie anstößig diese Inklusion anfangs gewirkt hat, belegt ein Zitat aus einem Anstandsbuch von 1938: »Apropos Hunde: gebt ihnen doch keine Menschennamen! Man hört es doch nicht gerne: Leo hat gefressen, Susi hat mit dem Schwanz gewedelt, wenn

man selbst Leo oder Susi heißt« (Haluschka 1938: 806). Gleichnamigkeit zwischen Mensch und Hund wurde als Zumutung erlebt, als empörende Gleichsetzung.

Schaab (2012) stellt fest, dass sich der Anteil von Hundenamen, die andere Namenarten nutzen, vermehrfacht hat. Im 18. Jh. lag er noch bei 22 %, im 19. Jh. bei 30 % – und heute bei 72 %. Darunter dominieren mit 81 % die Anthroponyme (Schaab spricht von der »Anthroponymisierung der Hundenamen«). Früher kamen eher deappellativische und deadjektivische Namen vor. Typische alte Namen sind *Luchs*, *Füchse*, *Maus*, *Bär*, *Schwarzkopf*, *Lustig*, *Treu*. Diese offenbaren Bezüge auf physische Eigenschaften des Hundes. Heute kommen diese wenn, dann fremdsprachlich verkleidet vor, was ihre Direktheit abmildert (*Blacky*, *Lucky*, *Sunny*). Früher gab es auch Satznamen, oft mit Imperativ, hinter denen die Jagd- und Wachhunde aufscheinen (*Greifan*, *Gibacht*, *Passup*, *Putzenweg*, *Packan*). Heute sind sie obsolet. Viele aktuelle Namen sind nicht deutbar, sie werden als opake Fantasienamen klassifiziert und steigern die onymische Individualisierungsleistung. Wie jüngste Studien feststellen, werden aktuelle Kindernamen an Hunde und Katzen verliehen, was ihren Kinderstatus unterstreicht (*Lilly*, *Paul*, *Emma*, *Max*). Damit hat der Mensch den Hund (und die Katze) längst zu sich über die Tier/Mensch-Grenze gehoben. Dramatisiert wird dies durch die Entlehnungsumkehr, indem bislang hunde- (oder katzen-)typische Namen an Kinder, mehrheitlich Mädchen, vergeben werden, wie dies für Schweden beobachtet wird, neuerdings auch für Deutschland (*Luna*, *Smilla*, *Ronja*). Hier verneigt sich der Mensch vor dem geliebten Haustier (Nostrifizierung).²³ Mit solchen geteilten Nameninventaren verwischt die Mensch/Tier-Grenze, allerdings mehr zum weiblichen Menschen hin, was das Bild einer binären Mensch/Tier-Polarität modifiziert, indem es weniger die Frau als den Mann als Prototyp des Menschen zu erkennen gibt (zu weiteren Aspekten der Tierbenennung, auch der von seltener benannten als vielmehr nummerierten Nutztieren, s. Dammel/Nübling/Schmuck 2015a, 2015b).

Ein anderer onomastischer Aspekt besteht in der Tatsache, dass viele Menschennamen Tierbezeichnungen beinhalten. Dies betrifft Kose-, Ruf- wie Familiennamen. Während letztere auf mittelalterliche Berufe (*Vogelbauer*, *Rindfleisch*) oder Tiervergleiche zurückgehen (*Krähe*, *Finkbeiner*, *Hasenfuß*), transportiert die alte Schicht germanischer (meist zweigliedriger) Rufnamen im Mittelalter verehrte und bewunderte Tiere wie den Eber (*Eberhard* »kühn wie ein Eber«), den Bären (*Bernhard*), den Raben (*Wolfram* < ahd. *hraban*) und vor allem den Wolf (*Wolfgang*, *Adolf* < *adal wolf* »edler Wolf«), deren Weisheit, übersinnliche Fähigkeiten (z.B. in die Zukunft zu sehen), Stärke, Mut etc. man dem Kind als Charakterzug wünschte (Müller 1970, Wagner 2008, Habermann 2015: 83/84). Damit erweist sich, dass

23 Dieser Fall der Verleihung von Kindernamen an Haustiere ist der dehumanisierenden Fremdbenennung versklavter Menschen mit Nutztiernamen diametral entgegengesetzt (vgl. Balbach 2018).

Tiere auch der menschlichen Aufwertung dienen können. Dies unterstreichen Wortbildungen wie *Adleraugen* oder *bärenstark*. Der Wolf kam so häufig als Rufnamenzweitglied vor, dass sich dieses im Althochdeutschen zum onymischen und sogar appellativischen Suffix *-olf* entwickelte für die Bezeichnung mächtiger, eher negativer Männer, vgl. ahd. *triegolf* ›Betrüger‹, *riholz* ›Reicher/reicher Sack‹ (Sonderegger 1998). Auch heutige Kosenamen greifen vielfach auf Tiere zurück (*Bär, Hase, Spatz*), einschließlich solcher, die man eher verabscheut (*Schnecke, Spinne, Maus, Frosch*), oft mit geschlechtspräferenter Verteilung; vgl. Dammel/Niekrenz/Rapp/Wyss 2018). Dieses Inventar überschneidet sich mit tierbasierten Invektiven. Allerdings werden Tierkosenamen häufig diminuiert, womit sie sich vom Schimpfwort abgrenzen (*Schweinchen/Äffchen/Froschi* vs. *Schwein/Affe/Frosch*).

3. Die grammatische Ebene

Mit der grammatischen Ebene betreten wir ungleich festere und gleichzeitig schwerer zu reflektierende Sprachstrukturen. Lexikalische Ausdrücke reagieren direkter auf soziale Veränderungen. Grammatische Strukturen sind dagegen zäher und langlebiger, in ihnen konservieren sich die Sozialordnungen und Mensch/Tier-Abgrenzungen vergangener Jahrhunderte. Im Folgenden werfen wir Schlaglichter auf die Besetzung syntaktischer Positionen (3.1), auf Wortbildungsprinzipien (3.2), auf das Genus- (3.3) und das Deklinationsklassensystem (3.4). Zur Grammatik zählt die Linguistik auch die Ebene der Graphematik. Hier ist auf den Beitrag von Renata Szczepaniak (in diesem Band) zu verweisen, die anhand noch variabler Substantivgroßschreibungen im Frühneuhochdeutschen feststellt, dass von dieser damaligen Sonderauszeichnung Männerbezeichnungen häufiger betroffen sind als Frauen- und Tierbezeichnungen: letztere teilen sich ähnliche Großschreibungswerte. Dabei ergeben sich bei der Kleinschreibung von Personenbezeichnungen auch Hinweise auf negative Bewertungen der betreffenden Person.

3.1 Subjekt- und Objektbesetzungen, Agens und Patiens

Immer wieder stellt die Human-Animal-Forschung fest, dass der Mensch, obwohl er Agens (Handlungsträger) seiner Klassifizierungen, Bewertungen und Handlungen ist, sich dann aus der hierfür typischerweise vorgesehenen Subjektposition verabschiedet, wenn es um Rollen geht, die ihm unangenehm sind oder für die er keine Verantwortung übernehmen will. Oben wurde bereits erwähnt, dass *Tiere aussterben, Tiere selten werden, Arten verschwinden* oder *Wälder absterben*: Obwohl diese Subjekte nicht Agens, sondern Patiens dieser menschlich verursachten Zerstörun-

gen sind, besetzen sie die Subjektposition. Dies leistet Agensverschleierung. Die kritische Diskursanalyse deckt solche Verdunklungen auf.

Heuberger (2015) erwähnt Texte über Tierversuche, die nicht nur zahlreiche Euphemismen enthalten, sondern auch Passivkonstruktionen mit dem Muster *der Hase wird mit xy behandelt und dabei fixiert*. Hier »wird das Objekt zum (grammatischen) Subjekt: x tut y > y wird getan; x (der Täter) verschwindet aus dem Satz. Diese bewusst gewählte Formulierung ermöglicht es, die_den Verantwortliche_n für die Schmerzen, welche den Tieren zugefügt werden, nicht zu nennen« (132). Passiva dienen primär der sog. Agensausblendung. Sie finden sich gehäuft beim Sprechen über Jagd, Züchtung, Mast, Schlachtung und Tierversuche. Im Gegensatz zu den folgenden grammatischen Domänen zwingt uns die Syntax jedoch nicht zu diesen Subjekt- und Objektbesetzungen, man könnte es grammatisch auch anders regeln. Doch liegt hier bereits usualisierter Sprachgebrauch vor. Dies zeigt auch das letzte Beispiel.

Habermann (2015) beobachtet beim statistischen Wortprofil für *Schwein*, dass die häufigsten mit *Schwein* kookkurrierenden Verben *züchten*, *mästen*, *schlachten* und *abrechnen* sind. Diese Verben rücken das Schwein in die Objektposition, was dem Geschehen angemessen ist, nur ist festzustellen, dass das Schwein in unserem Sprechen praktisch ausschließlich als Objekt bzw. Patiens auftritt. Dies sagt viel über unsere Perspektive auf das faktisch wie grammatisch objektifizierte Schwein aus, das dem Menschen in allem ausgeliefert ist, von seiner Entstehung (*züchten*) über sein Leben (*mästen*) bis zu seinem Tod (*schlachten*, *abrechnen*). Eins der wenigen Verben, bei dem es Agens sein darf, ist *grunzen*. Damit offenbart die Grammatik durch spezifische, usualisierte Subjekt- bzw. Objektbesetzungen beim Sprechen über Tiere die anthropozentrische »Perspektive des wirtschaftlichen Konsums« (92) (vgl. aus diskursanalytischer Perspektive Sauerberg/Wierzbicka 2013).

3.2 Wortbildung und Movierung

In Abs. 2.1.1 wurde bereits erwähnt, dass es – immer aufs Ganze gesehen – von Relevanz ist, ob Informationen lexikalisch-fusionierend in einem Simplex konzentriert werden (*Stute* als ›Pferd'+›weiblich‹), ob sie morphologisch auf Extra-Einheiten innerhalb eines Wortes (*Hündin*, *Spinnenweibchen*) oder syntagmatisch-expandierend auf mehrere Wörter verteilt werden (*weibliche Qualle*). Auf der Kompositionsebene finden Metaphorisierungen statt, indem *Kuh* bzw. *Bulle* sich als Zweiglied auch auf andere massige Tiere übertragen lässt (z.B. *Walkuh*, *-bulle*).²⁴

24 Die Zweitglieder *-frau* und *-mann* werden für die Tiergeschlechter weitgehend gemieden. Nicht so das Hochwertlexem *-dame*, insbesondere bei Zootieren, z.B. *Elefantendame*, *Kamel-dame*. Merkwürdigerweise disqualifiziert sich hierfür der *Herr* (**Elefanten-/Kamelherr*).

Abbildung 3: Zwischen Lexikon und Syntax, zwischen Fusionierung und Expandierung

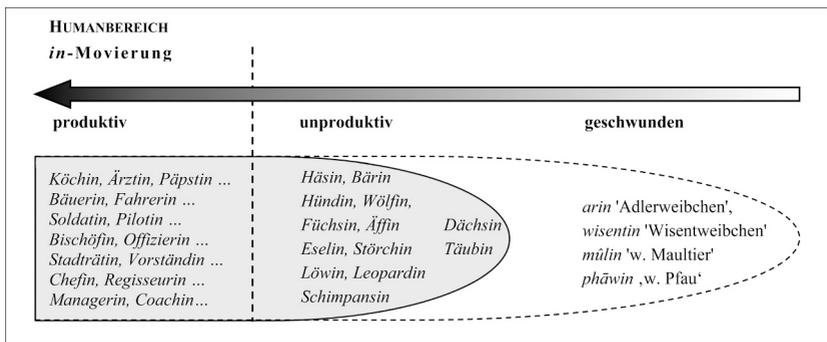


Grundsätzlich ist die Skala der Ausdrucksverfahren in Abb. 3 anthropozentrisch nach Relevanz für den Menschen geordnet: Nach links hin nimmt die Relevanz zu (hierhin sortiert er seine domestizierten Tiere), nach rechts hin ab. Das syntaktische Verfahren steht für jegliche Informationskombination zur Verfügung, es bildet den Defaultfall (z.B. *weiblicher/männlicher Mensch*, da *Frau* und *Mann* ›Alter‹ mittransportieren). Die grammatischen Beschränkungen nehmen nach links hin zu und nach rechts hin ab. Nur für besonders wichtige und häufig versprachlichte Informationskomplexe belastet man das Gehirn mit Sonderlexemen, die extra gelernt werden müssen, doch dafür sehr kurz sind. Kombinatorische Verfahren kehren diese Kosten/Nutzen-Rechnung um: Sie sind kognitiv einfach und erfordern dafür mehr Artikulationsaufwand. Je nach Zugriffsfrequenz pendeln sich die Verfahren auf der Skala in Abb. 3 ein. Im Fall von Frequenz- durch Relevanzverlust steht immer ein Verfahren rechts davon bereit, in das der Ausdruck umspringt (notfalls ins Syntagma): 1) *Zibbe* > 2) *Häsın*, 3) *Hasenweibchen* oder 4) *weiblicher Hase*; 1) *Kapaun* > 4) *kastrierter Hahn*, 2) *Dächsın* > 4) *weiblicher Dachs*, 1) *Färse* > 4) *junge, nicht gekalbt habende Kuh*. Dass purer Anthropozentrismus diese Ausdrucksverfahren steuert, lässt sich am Beispiel der *in*-Movierung identischer Lexeme zeigen: Die Femininmovierung²⁵ erfasst fast alle (maskulinen) Personenbezeichnungen (*Arzt* →

25 Die seltenen Fälle von Maskulinmovierung erstrecken sich auf genau zwei Frauenbezeichnungen: *Witwe* → *Witwer*, *Hexe* → *Hexer*. Ein drittes Beispiel bildet *Bräutigam* zu *Braut*, ein singuläres Verfahren, das aus der Verschmelzung eines alten Kompositums hervorgeht (< ahd. *byūti-gomo* ›Brautmann‹). Daneben gibt es von einigen femininen Nutztierbezeichnungen (Vögel) Maskulinableitungen: *Ente* → *Enterich*, *Gans* → *Gänserich*, *Pute* → *Puter*, *Taube* → *Tauber*.

Ärztin, Papst → Päpstin) und hat damit ihr Zentrum im humanen Bereich, doch inkludiert sie humanisierend einige Tiere, z.B. *Hund* → *Hündin* – doch nicht *Seehund* – **Seehündin*, sondern *Seehundweibchen* (ebenso **Flughündin*, sondern *Flughundweibchen*).²⁶ Seehunde und Flughunde als Wildtiere stehen dem Menschen ferner als Haustiere wie Hunde. Geraten jedoch solche Wildtiere in die Nähe von Menschen und werden sie individualisiert (z.B. im Zoo), dann kann Movierung auf einmal greifen: *Seehündin Zola*, *Flughündin Lea*.

Abbildung 4: Die in-Movierung als Humanauszeichnung und zunehmende Abgrenzung zum Tier



Die Grammatik, d.h. der Anwendungsbereich der *in-Movierung*, hat sich diachron gewandelt, formal wie semantisch. Während für Personenbezeichnungen einige Forschungen vorliegen, hat man die Tiere nicht systematisch mitberücksichtigt (vgl. aber Plank 1981: 96-101, Doleschal 1992, Fleischer/Barz 2012: 236-239, Griebel 2020: 236-239). Auf maskuline Personenbezeichnungen lässt sich die Movierung heute fast unbegrenzt applizieren; es gelten nur noch wenige formale Beschränkungen wie die, dass Wörter auf *-ling* nicht movierbar sind (**Lehrlingin*) (vgl. Fleischer/Barz 2012: 237).²⁷ *Soldatin*, *Ärztin* und *Bischöfin* galten noch vor wenigen Jahrzehnten wegen ihrer männlich aufgeladenen Semantik als unmovierbar (als Alternative wurde *weiblicher Arzt* vorgeschlagen), ebenso *Rätin* und *Vorständin*, da deren

26 Vgl. Doleschal (1992): »Es ist z.B. trotz der bestehenden Movierung *Hündin* unmöglich, *Seehündin* zu bilden, und die Bezeichnungen für Hunderassen können überhaupt nicht moviert werden: *Boxer*, *Mops*, *Pinscher*, *Pudel* usw.« (S. 32, Fußn. 14). Auch hier sind Ausnahmen individualisierter Exemplare zu finden, etwa zur »Möpsin Emma«, um die sich 2019 ein langer Gerichtsstreit entsponnen hat. Auch eine Loriotsäule in Stuttgart zeigt eine *Möpsin*. *Pudelin* ist ebenfalls öfter belegt.

27 Dies wurde im Fall von ?*Flüchtlingin* reflektiert, vgl. www.sprachlog.de/2015/12/17/fluechtlinginnen-und-fluechtlinge/ (Zugriff: 30.03.2020)

Basis keine genuine Personenbezeichnung, sondern ein Kollektivum bildet. Auch Fremdwörter werden mittlerweile (unterschiedlich geläufig) moviert (*Chefin, Managerin, Coachin*); zu Genauerem vgl. Kotthoff/Nübling (2018: 135-139). Abb. 4 zeigt durch die Auslassungspunkte bei den Personenbezeichnungen an, dass Movierung hier äußerst produktiv ist und sich, indem sie sich aus den Tierbezeichnungen zurückzieht, zu einer Art Humanderivation entwickelt. Auch Plank (1981: 97) plädiert dafür, dass »das Begriffsschema der Movierung auf Personen beschränkt werden sollte und die wenigen möglichen *-in-* [...] Derivate von Tierbezeichnungen als Ausnahmen einzeln lexikalisch gelistet werden sollten, ohne jeglichen Rekurs auf eine Movierungsregel« (97). Damit bezieht er sich auf deren erloschene Produktivität. Auch Doleschal (1992) schreibt in ihrer Studie zur Movierung: »Die Movierung von Tiernamen [i.S.v. Tierlexemen – DN] ist nur noch in Ausnahmefällen möglich« (32).²⁸ Die *in-*Movierung zieht sich somit auf den Menschen zurück bzw. der Mensch distanziiert sich dadurch zunehmend vom Tier.²⁹

Dies war in früheren Sprachperioden noch anders, s. die ahd. bzw. mhd. Beispiele rechts in Abb. 4 (die meisten Tiermovierungen links davon waren damals auch belegt). Die in der grauen Ellipse befindlichen Tiermovierungen sind noch mehr oder weniger geläufig. *Dächsin* und *Täubin* dürfte heute (gemeinsprachlich) peripher sein (letztere mit ausnahmsweise femininer Basis, ähnlich *Kätzin*). Bei den üblichsten movierten Tierbezeichnungen handelt es sich um menschenähnliche, teilweise domestizierte Säugetiere nebst der *Störchin* als Vogel. Inwieweit diese Wortbildungen noch verwendet oder faktisch bereits durch ein anderes Ausdrucksverfahren ersetzt werden, ist nur über Korpusrecherchen ermittelbar. Die Frage ist, inwieweit individualisierte, oft namentlich benannte Einzel(wild)tiere davon eine Ausnahme machen (s. *Seehündin Zola, Trauerschwänin Petra*).³⁰

28 Doch fügt sie in einer Fußnote hinzu: »Allerdings habe ich in letzter Zeit vermehrt derartige Bezeichnungen in den Medien gehört oder gelesen, z.B. *Tigerin, Bärin*, was mit der allgemein höheren Produktivität der Movierung zu tun haben dürfte. Eine gründliche Untersuchung der Movierung von Tiernamen [i.S.v. Tierlexemen – DN] steht jedoch noch aus« (Doleschal 1992: 32). Bei diesen Hörbelegen dürfte es sich um individualisierte Wildtiere handeln, wie sie im Internet zahlreich zu finden sind.

29 Nur am Rande sei eine kompositionelle Distanzierungsstrategie erwähnt, die die menschliche von der tierlichen Mutter unterscheidet, indem *-mutter* als Letztglied Menschen, aber nicht Tieren zukommt. Bei Tieren spricht man in umgekehrter Folge von *Muttertier, Mutterschwein* etc., auch *Mutterhündin* (vgl. Fleischer/Barz 2012: 148). *Hundemutter* wirkt dagegen anthropomorph.

30 Eine informelle Google-Recherche bspw. nach *Maulwürfin, Siebenschläferin* oder *Adlerin* erweist, dass es sich meist um Metaphern für Mädchen und Frauen handelt (bei *Adlerin* z.B. um eine Schamanin, die ihre Dienste anbietet). Auch Kinderbücher sind eine Quelle ansonsten unüblicher Tiermovierungen.

3.3 Nominalklassifikation I: Die Genusklassifikation

Das Deutsche praktiziert eine zweifache Nominalklassifikation, indem jedes Nomen a) einem bestimmten Genus und b) einer bestimmten Deklinationsklasse angehört. Genus ist an Kongruenz gebunden und manifestiert sich an Begleitwörtern des genushaltigen Substantivs, wie Artikel, Adjektiv, Pronomen. Deklinationsklassen manifestieren sich in der Flexionsweise des Substantivs und damit am Nomen selbst (hierzu s. Abs. 3.4).

3.3.1 Genus und Sexus – Korreliert Genus mit Geschlecht?

Eine vieldiskutierte Kernfrage lautet, ob die drei Genera etwas mit der Bedeutung der Substantive zu tun haben oder ob die grammatische Klassifikation jenseits sozialer Differenzierungen existiert. Im unbelebten (inanimaten) Bereich ist die sog. Genusarbitrarität, also die Unvorhersagbarkeit, am größten, vgl. *das Fenster, die Tafel, der Stuhl*. Doch sind im belebten, humanen Bereich die Hinweise auf eine Genus/Sexus-Koppelung so zahlreich, dass die Linguistik das sog. Genus/Sexus-Prinzip nicht in Frage stellt: Fast alle Frauenbezeichnungen sind feminin, auch entlehnte, d.h. diese Regel ist produktiv (*die Frau, Mutter, Arbeiterin, Lady*), umgekehrt sind an die 100 % der Männerbezeichnungen maskulin (*der Mann, Vater, Arbeiter, Lord*). Die vielzitierten Ausnahmen bestätigen die Regel: Feminine Männerbezeichnungen (*die Memme, Tunte, Schwuchtel*) stellen als deviant begriffene Männer aus, die den Rollenerwartungen an ihr Geschlecht nicht nachkommen, maskuline Frauenbezeichnungen maßregeln Frauen, die sich als zu männlich gerieren (*der Vamp*), vgl. dazu eingehend Kotthoff/Nübling (2018: 69-89); Nübling (2019, 2020a, 2020b).

Die Linguistik verwendet mehrheitlich den biologistischen Sexus-Begriff, bezieht darin aber auch Geschlecht als soziale, interaktiv hergestellte Kategorie ein. Wie stark das Genus/Sexus-Prinzip wirkt, erweist sich umgekehrt auch darin, dass bei der Personifizierung von Tieren (z.B. in Kinderbüchern) oder gar von Inanimata (wie Gestirnen, Besteck oder Flüssen) deren grammatisches Genus die Vergeschlechtlichungsrichtung bahnt: Bickes/Mohrs (2010) haben in »*Herr Fuchs und Frau Elster – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen*« 74 Kinderbücher ausgewertet und sind dabei auf 187 personifizierte Tiere gestoßen: 116 Maskulina, 50 Feminina, 21 Neutra. Bei 93 % der maskulinen Tierbezeichnungen (*Hund, Hase*) erfolgt eine männliche Geschlechtszuweisung und bei 82 % der femininen (*Eule, Raupe*) eine weibliche (erkennbar an Namen, Kleidung, Schmuck). Das heißt, insgesamt kommt es zu einer ca. 90 %-igen Übereinstimmung zwischen Genus und zugewiesenem Geschlecht. Neutrale Tierlexeme (*Eichhörnchen, Schwein*) werden zu zwei Dritteln männlich und zu einem Drittel weiblich vergeschlechtlicht.

Bickes/Mohrs (2010) geben jedoch zu bedenken, dass menschenähnliche Tiere per se vorrangig Maskulina sind, und in Kinderbüchern treten »[a]ls Protagonisten [...] menschenähnliche Tiere weitaus häufiger auf als Echsen oder Asseln« (265), daher die vielen Maskulina. Sie verweisen auf das anthropozentrische Kontinuum bei Köpcke/Zubin (1996), die schreiben, dass »das Deutsche im Kontext der Klassifikation der belebten Welt das Femininum dafür ausnutzt, um Distanz zum Menschen auszudrücken. Komplementär hierzu dient das Maskulinum dazu, Nähe zum Menschen auf einem anthropozentrischen Kontinuum zu signalisieren« (484). Dabei dürfte es sich weniger um eine anthropozentrische als eine androzentrische Perspektive handeln. Die Autorinnen deuten ihren Befund der engen Genus/Sexus-Entsprechung bei Tieren in der Literatur als Evidenz gegen die Existenz eines sog. generischen Maskulinums – sonst müssten sich unter ihren Maskulina mehr als 7% weibliche Tiere befinden.

Beispiele für personifizierte Inanimata sind bildlichen Darstellungen der Sonne, einer Gabel oder der Mosel als Frauen und umgekehrt des Mondes, eines Löffels oder des Rheins als Männer. »Herr Löffel und Frau Gabel« lautet ein Gedicht von Christian Morgenstern (mehr dazu in Köpcke/Zubin 2012, Kotthoff/Nübling 2018, Nübling 2020b). Damit erstreckt sich das Genus/Sexus-Prinzip weit über die Humandomäne hinaus.

Zurück zu den Tieren und der Frage nach der Reichweite des (humanen) Genus/Sexus-Prinzips: In Kap. 2.4 zur Benennung von Tieren wurde erwähnt, dass der Mensch Wildtiere, denen er in seiner Welt begegnet, durch Namengebung bannt. Dabei wird die appellativische Tierbezeichnung vor den Namen gestellt, es entstehen sog. Gattungseigennamen vom Typ *Problembär Bruno*, *Schnappschildkröte Lotta*, *Killerwels Kuno*. Hierbei fällt auf (und bedürfte es systematischer Überprüfung), dass das Genus des Appellativs das Geschlecht des Rufnamens steuert: Ob diese Schildkröte wirklich weiblich und der Wels männlich war, sei dahingestellt bzw. bezweifelt; unterstellt wird ihnen jedoch das Genus/Sexus-Prinzip (dies bestätigen auch Hardy/Herling in diesem Band). Dieses Prinzip ist bei den domestizierten Tieren, allen voran den Nutztieren, von ebensolcher Stringenz wie beim Menschen: *Kuh*, *Stute*, *Geiß* und *Henne* sind nicht zufällig Feminina und *Stier*/*Bulle*/*Ochse*, *Hengst*, *Bock* und *Hahn* Maskulina (s. Abb. 5).

Bei den menschnunähnlichen Säugetieren, den Vögeln, Reptilien, Amphibien etc., ebbt dieses Prinzip immer mehr ab (rechts von der gestrichelten Linie in Abb. 5): Niemand würde erwarten, dass *ein Frosch* oder *ein Leguan* männlich und *eine Kröte* oder *eine Echse* weiblich sei. Doch war der genaue Geltungsbereich des Genus/Sexus-Prinzips bislang unbekannt. Hierzu legen Lind/Späth (demn.) eine korpuslinguistische Studie vor, in der sie der Frage nachgehen, ob maskuline Tiere wie *ein Hirsch*, *ein Hund* oder *ein Elefant* in gleicher Weise bzw. mit ebenso hoher Frequenz wie *eine Katze* oder *eine Giraffe* trächtig bzw. schwanger sein oder Junge säugen können. Oder transponiert man rund ums Geburtsgeschehnis den *Hund* in

Abbildung 5: Genus-Sexus-Relationen bei belebten Objekten (Animata) (aus Kotthoff/Nübling 2018: 74)

ANIMAT				INANIMAT		
Genus-Sexus-Beziehung:						
engstens		eng		locker stereotyp	nicht vorhanden arbiträr	
benannte Personen	Verwandtschaft	andere Menschen	Nutztiere	Säugetiere	andere Tiere	Pflanzen
m.: <i>Rolf</i>	<i>Bruder</i>	<i>Mann, Kunde</i>	<i>Stier, Esel</i>	<i>Hund</i>	<i>Spatz, Dorsch</i>	<i>Sellerie</i>
f.: <i>Ronja</i>	<i>Schwester</i>	<i>Frau, Person</i>	<i>Kuh, Ente</i>	<i>Katze</i>	<i>Taube, Spinne</i>	<i>Möhre</i>
(n.: –)	–	<i>(Weib) Kind</i>	<i>Schaf</i>	<i>Pferd</i>	<i>Krokodil</i>	<i>Kraut</i>

eine *Hündin*, den *Elefanten* in eine *Elefantenkuh*? Tatsächlich liefern sie überraschend hohe Evidenz dafür, dass trächtig bzw. schwanger zwar *eine* Katze (f.) sein kann, aber kaum ein *Hund* (m.): Zu 91 % mutiert dieser zur *Hündin* (f.). Exakt das Gleiche erweist sich beim *Elefanten*, der ebenfalls zu 91 % zu einer *Elefantenkuh* (oder *Elefantin*, *Elefantendame*) feminisiert wird. Insgesamt gesehen erfolgt bei den maskulinen Säugetierbezeichnungen im Fall weiblicher Verrichtungen zu 86 % eine grammatische Feminisierung, während das Genus bei Vögeln und Reptilien irrelevant ist, d.h. *eine Amsel* (f.) und *ein Spatz* (m.) legen gleichermaßen Eier, ebenso *eine Schildkröte* (f.), *ein Krokodil* (n.) oder *ein Leguan* (m.). Hier reißt das Band zwischen Genus und Geschlecht ab. Somit überträgt der Mensch den Geltungsbereich der humanen Genus/Sexus-Korrelation auf die ihm nächststehenden Säugetiere. Genus ist tiefstens in der Grammatik verankert und repräsentiert einen der festesten Aggregatzustände sprachlicher Kategorisierung.

Zweierlei ist somit festzuhalten: 1.) Bei der Genuszuweisung an Tierbezeichnungen gilt ein anthropozentrisches Prinzip, wonach menschenähnliche Tiere maskulin klassifiziert werden und menschenunähnliche feminin bzw. neutral. 2.) Das Genus/Sexus-Prinzip, das weibliche Lebewesen feminin und männliche maskulin klassifiziert, ist im Humanbereich von höchster Geltungskraft. In dieses Prinzip inkludiert der Mensch seine Nutztiere und weitgehend die Säugetiere, doch keine Vögel, Amphibien, Fische etc. Damit manifestiert sich ein doppelter grammatischer Anthropozentrismus.

3.3.2 Das Neutrum als inanimates, patientives Genus

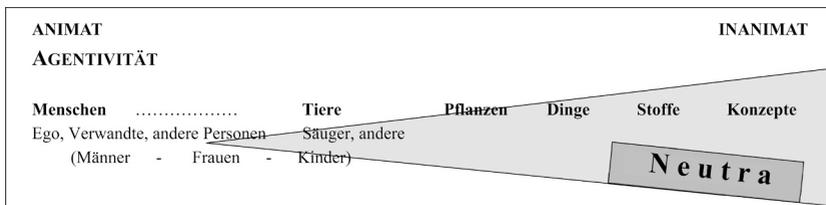
Das Englische hat jegliche Nominalklassifikation abgebaut, es kennt weder Genera noch Deklinationsklassen. Nur im Pronominalbereich hat es die drei alten Genera mit *he – she – it* formal konserviert und wie folgt semantisiert: *she* und *he* referieren

auf weibliche und männliche Menschen (einschließlich domestizierter Tiere), während das dritte Genus inanimaten Objekten sowie den meisten Tieren gilt. Diesem »überhängigen« dritten Genus gilt nun unsere Aufmerksamkeit.

Prinzipiell kann man sagen, dass Neutra mehrheitlich nicht nur inanimate (zählbare) Objekte (*Haus, Fenster, Buch*) beinhalten, sondern besonders häufig unzählbare Stoffe, Flüssigkeiten, Metalle, Substanzen (vgl. sog. Massennomen wie *Eisen, Wasser, Essig, Öl, Blut, Gold, Silber, Kupfer* etc.). Dies rechtfertigt durchaus seine deutsche Bezeichnung als sächliches Genus. Dieses Prinzip gilt für die meisten indogermanischen Sprachen, ebenso dass neutrale Nomen einen alten Nominativ/Akkusativ-Synkretismus enthalten. Damit wird morphologisch nicht zwischen dem mit der Agens-Rolle verknüpften Nominativ und dem patiensaffinen Akkusativ unterschieden (*das Haus_{Nom} = das Haus_{Akk}*). Dies liegt daran, dass Neutra als Gegenstände und Stoffe typischerweise Objekt von Handlungen sind, also etwas mit ihnen gemacht wird. Dies hat sich tief in die Neutrumsemantik eingebrannt und setzt entsprechende, meist inanimatisierende und deagentivierende (patientivierende) Effekte frei, wenn das Neutrum auf Belebtes, gar Humanes angewandt wird (Beispiele folgen). Unbelebte Entitäten führen selten Handlungen aus (was nicht heißt, dass es keine pseudo-agentiven Konstruktionen gäbe wie *das Wasser bahnte sich den Weg durchs Tal*). Die prototypische syntaktisch-semantische Rolle des Neutrums ist das Patiens. Auch Di Meola (2007) bezeichnet es als »defizitäres Genus« und attestiert ihm das Fehlen von Agentivität. In Nübling (2014) wird am Beispiel von *Angela Merkel* gezeigt, dass durch ihre Neutralisierung zu *das Merkel* eine Deagentivierung/Patientivierung der Person erfolgt.

Abb. 6 illustriert diese Neutrumaffinität am Ende der Belebtheitsskala. Damit ist im Umkehrschluss nicht gemeint, dass es dort keine Feminina und Maskulina gäbe. Doch ist aus der Perspektive des Neutrums seine semantische Domäne eindeutig der maximal inanimater Bereich.

Abbildung 6: Das Neutrum als inanimates (Stoff-)Genus



Wir wenden uns nun der prekären Pfeilspitze des Neutrums zu, die durchaus Tiere erfasst (*das Krokodil, Schwein*), darunter auch Säuger, und sogar einige Menschen. Gerade bei den durchweg vergeschlechtlichten Menschen (ein Mensch ohne

Geschlecht ist trotz der dritten Geschlechtsoption »divers« seit Januar 2019 kaum vorstellbar) dient es – meist bei Frauen – ihrer Abwertung, vgl. *das Weib, das Mensch* (Dialektismus für eine liederliche Frau)³¹, *das Frauenzimmer*, auch *das Fräulein* als unbemannte, somit unvollständige Frau, ebenso *das Mädchen*. Köpcke/Zubin (2003) haben in Wörterbüchern mehrere Dutzend neutraler Metaphern identifiziert, die usuell auf Frauen referieren, z.B. *Aas, Luder, Biest, Loch, Stück, Ding, Schaf, Flittchen* etc. Usuell bedeutet: *Junge Dinger* sind immer (dumme) Mädchen. Dass sich darunter auch Diminutiva befinden, die automatisch neutrales Genus erzeugen, ist kein Widerspruch und auch kein Zufall, sondern ein probates Mittel, Neutra zu generieren und gleichzeitig die verniedlichende bzw. geringschätzende Diminutivsemantik abzuschöpfen. Selbst (per se genuslose) Anglizismen für junge, sexualisierte Frauen werden im Deutschen produktiv dem Neutrum zugeführt, s. *das Girl, Pin-up, Playmate, Model, Hottie, Bunny, Groupie*. Verachtete Männer werden zwar ins »falsche«, doch immerhin animate Genus des Femininums verfrachtet, s. die o.g. Beispiele *Memme, Tunte* etc. Das Neutrum kommt für Männer nicht in Frage und deshalb auch nicht die Diminution. Insgesamt, so kann geschlussfolgert werden, entlarvt die humane Genusgrammatik eher eine androzentrische als eine anthropozentrische Ordnung, allerorten springen patriarchalisch geprägte Hierarchien ins Auge, die – s. die Binomiale oben – Männer vor Frauen vor Kinder einsortieren (zu diesem Gesamtkomplex s. Nübling 2014, 2017, 2019; Nübling/Busley/Drenda 2013, Busley/Fritzingler 2018, Nübling/Lind demn.).

Noch häufiger und systematischer werden jedoch Jungmensen, besonders Kleinkinder, neutral klassifiziert: *das Kind, Baby, Neugeborene, das Kleine* – direkt umgeben von meist domestizierten Jungtieren: *das Kalb, Lamm, Fohlen, Küken, Ferkel, Kitz* und generell *das Junge* (von dem sich, s.o. in Abs. 2.1.3, *der Junge* als männlicher Jungmensch abgrenzt).³² Auch hier speisen sich einige Neutra aus einstigen Diminutiven (*Fohlen, Küken, Ferkel*). Damit scheint das Neutrum eine Affinität zu

31 *Das Mensch*, Pl. *die Menscher*, gilt seit dem 18. Jh. abwertend für Frauen, nach Adelung (1793-1801) für »eine geringe Person weiblichen Geschlechtes, im verächtlichen Verstande«, besonders für die Magd: *ein Dienstmensch, Küchenmensch, Kindermensch, Stubenmensch*.

32 Genaugenommen tut sich bei den Jungmensen, sobald dem Säuglingsstadium entwachsen, ein Geschlechtergefälle auf: *Der Junge* erhält dabei eine geschlechtskongruente Maskulinzuweisung, was sich auch mit Blick auf seine Dialektwörter bestätigt, die jegliche Diminutiva vermissen lassen (*der Kerl, Knabe, Bub*). Ganz anders beim *Mädchen*, dessen Dialektbezeichnungen fast ausnahmslos Neutra sind (*das Diandl, Mädle, Mäken*), auch dann, wenn nicht-diminuiert (*das Mensch, Wicht, Luit, Famen*; vgl. König 2005,166; Nübling 2017, 2019). Das Mädchenstadium, das bis vor wenigen Jahrzehnten nach der Geschlechtsreife ins Fräuleinstadium übergang, erstreckt sich biographisch ungefähr bis zu Heirat und Mutterschaft. Erst dann erlang(t)en Frauen ihr geschlechtskonformes Genus. Die Neutrumaffinität erweist, dass Mädchen grammatisch eine Position zwischen Jungen und Jungtieren zugewiesen wird.

jungen, noch (gesellschaftlich) unsexuierten Lebewesen vor der Geschlechtsreife zu haben. Hier vergemeinschaftet das Neutrum menschliche und tierliche Jungexemplare ohne pejorisierende Effekte, d.h. diese werden auf der linguistische Animativitätsskala als ähnlich und als relativ gering belebt einsortiert, Agensrollen werden ihnen grammatisch nicht zugeordnet. Diese grammatische Ausgrenzung von Kindern an den Humanaußenrand beobachtet auch Corbett (1991) aus typologischer Perspektive: »In various languages small children are treated grammatically as not being quite human« (154). Bei Nutztieren dient das Neutrum auch häufig als generischer Oberbegriff, als (geschlechtsneutrales) Epikoinon, vgl. *das Pferd* (vs. *Stute/Hengst*), *das Rind* (vs. *Kuh/Bulle*), *das Schwein* (vs. *Sau/Eber*).³³ Bezüglich solcher neutraler Nutztiere macht Habermann (2015) eine wichtige Beobachtung: Solange diese Tiere leben, verteilen sich ihre Bezeichnungen sexuskonform auf Feminina und Maskulina: *die Kuh, Stute, Sau, Henne* vs. *der Stier, Bulle, Ochse, Hengst, Eber, Hahn*. Doch sobald sie getötet werden, d.h. als Fleisch perspektiviert werden, treten sie ins Neutrum über, obwohl es in der Regel ausgewachsene Tiere sind, die geschlachtet werden: Man kocht und isst die Neutra *Rind, Pferd, Schwein, Reh, Kalb, Lamm, Huhn* sowie – und hier zeigt sich besonders deutlich der Nutzen des Diminutivs als Neutrumspender – *das Hähnchen*, obwohl es sich um einen adulten Hahn handelt. Mit diesem Genuswechsel erfolge, so Habermann (2015), eine Entpersonalisierung der Tiere, ihre Tötung lasse sich damit leichter legitimieren und distanzieren diese vom Mord, was dieses Tun beim Menschen ja darstellte:

Man isst nicht ›die Kuh‹, sondern ›das Rind‹, nicht ›die Sau‹, sondern ›das Schwein‹, man isst ›(das) Geflügel‹, ›(das) Huhn‹, oder ›(das) Hühnchen‹, ›(das) Reh‹, ›(das) Schaf‹, ›(das) Kalb‹ oder ›(das) Lamm‹. Zwar isst man auch ›den Hahn‹, er wird sprachlich jedoch zum ›Hähnchen‹. Es fällt auf, dass die zentralen Tiere, die wir essen, bis auf wenige Ausnahmen [...] kein maskulines oder feminines Genus haben. Es handelt sich vielmehr um Wörter mit neutralem Genus, das bei Annahme einer

33 Die Tatsache, dass es solche simplizischen Epikoina kaum für paarige Menschenbezeichnungen gibt – und wenn, dann nicht im Neutrum –, erweist, dass divergierende Geschlechtsrollen Frauen und Männer so stark voneinander trennen, dass sich ein Oberbegriff erübrigt, s. das erst im Ahd. gebildete Maskulinum (!) *Mensch* zu *Frau/Mann* sowie (hier auf alltägliche Verwandtschaftsrelationen bezogen) das junge Kompositum *Elternteil* (offiziell m., häufig auch n.) in Abs. 1. Ohne Epikoina: *Nonne/Mönch, Tante/Onkel, Kusine/Cousin, Nichte/Neffe* etc. Ausnahme: *Tochter/Sohn–Kind* (n.) (und evtl. *Schwester/Bruder–Geschwister* (n.); mehr zu Epikoina s. bei Klein demn.).

Genus-Sexus-Kongruenz auf eine Entpersonalisierung und Entsexualisierung³⁴ des Tiers als Nahrungsmittel hinweist. (Habermann 2015: 77/78)³⁵

Noch mehr wird deutlich: Habermann (2015) klammert den Definitartikel meistens ein – zurecht, denn der Definitartikel würde – dies ist seine genuine Funktion – ein definites Exemplar herausgreifen, konturieren und damit sichtbar machen.³⁶ Genau das vermeidet der Mensch, indem er vor geschlachteten Tieren den Artikel unterdrückt. Er vermasst und verdinglicht dadurch den Rohstoff Tier, ebenso wie sich der Artikel vor Stoffnomen verbietet, vgl. *ich esse Ø Reis, trinke Ø Wasser – esse/nehme/bestelle Ø Lamm*. Der Nullartikel verschleiert die Tierindividuen und maximiert ihre Distanz zum Menschen. Damit korreliert auch die Quantifizierung von Speisetieren, seien es Nutz- oder Jagdtiere, als *Stück* (auch dies ein Neutrum): Man spricht zwar von drei Hunden oder fünf Personen, aber von *zehn Stück Ochsen, drei Stück Vieh*, von »10.000 Stück Geflügel« (*Geflügel* außerdem Neutrum), man erlegt »ein Stück Wild« (ebenfalls Neutrum) und schlachtet »in kleinen Mengen hofeigenes Geflügel« (Internetbelege).³⁷ »Stück« setzt ein diffuses Kollektiv bzw. Kontinuum, eine unbegrenzte, stofflich identische Materialmenge voraus, aus der man *ein Stück* herausrennt.³⁸ Die Sicht auf (identifizier- oder auch nur zählbare) Entitäten wird verhindert.³⁹ Hier erfährt die o.g. Homogenisierung von Outgroups ihre grammatische Entsprechung bzw. Dramatisierung.⁴⁰ Dafür steht sogar ein gram-

34 Hierzu passt, dass – wie in Abs. 2.1.3 erwähnt – die Diminuiierung und Neutralisierung der beiden Tiergeschlechter zu *Weibchen* und *Männchen* deren Objektifizierung auch grammatisch erledigt.

35 Dass das Englische diese Unterscheidung lexikalisch betreibt, wurde in Abs. 2.1.4 erwähnt: Erbörter bezeichnen das lebende, Gallizismen das getötete Tier bzw. Fleisch (*sheep vs. mutton*).

36 Auch der indefinite Artikel leistet Konturierung und Zählbarkeit. Hier wird linguistisch stark vereinfacht und von weiteren Artikelfunktionen, zu denen auch generisierende gehören, abgesehen.

37 Vgl. zum Beispiel www.ostalbkreis.de/sixcms/media.php/26/Merkblatt-Gefluegel-Direktvermarktung.pdf und <http://docplayer.org/114865748-Merkblatt-gefluegelschlachtstaette-direktvermarktung.html> (Zugriff: 31.03.2020).

38 Auch hier wird linguistisch vereinfacht: Kollektiva fassen zwar Einheiten zusammen, haben aber eine wahrnehmbare Außengrenze (sie können deshalb auch pluralisiert werden): Familie, Herde, Volk. Diese sind im Deutschen oft Feminina, was an kollektivierenden Wortbildungssuffixen wie *-heit* oder *-schaft* sichtbar wird. Bei Kontinuativa (mass nouns), die eher Neutra sind, sind Binnen- wie Außengrenzen diffus bzw. absent (*Vieh, Wild, Mehl*), vgl. dazu Leiss (1997, 2005), Weber (2001), Werner (2010, 2012), kritisch dazu Mortelmans (2008).

39 Dass mit der Massentierhaltung eine Entsubjektivierung und Anonymisierung des Tieres einhergeht, liegt nahe (vgl. dazu eingehend Wiedenmann 2015).

40 Davon zeugt auch das Kompositum *Weibsstück* (**Mannsstück* existiert nicht). Nach Adeling (1793-1801) konnte man früher sagen: »es ist ein häßliches Stück von einem Weibe. Im Niedersächs. sagt man im engern Verstande, ein Stück Diebes, ein Stück Schelmes, d. i. ein arger

matisches Verfahren bereit, die Wortbildungsregel der Kollektivierung mit dem Muster *Ge-X-(e)*, das – wieder unzufällig – Neutra generiert: *das Geflügel, Ungeziefer, Geschmeiß, Getier*. Selbst lexikalisch realisierte Kollektiva (genauer: Kontinuitiva) gehorchen der Neutrumzuweisung: *das Vieh, Wild, Unkraut, Obst*.⁴¹ Eine explizite Vermassung leisten Komposita (und Neutra) auf *-material*, z. B. *Vieh-, Pferde-, Ferkelmaterial* (Trampe 2015: 204). Nicht zuletzt ist auch *das Fleisch* in der Neutrumklasse beheimatet. Selbstverständlich eignen sich diese Verfahren auch zur Herabsetzung menschlicher Outgroups (vgl. Kollektiva wie *das Gesinde(l), Gesocks; das Judentum, Weibervolk*).⁴²

Zweierlei ist festzuhalten: 1.) Mit Blick auf die Leistung des Neutrums kann von einer vermassenden, inanimatisierenden Neutrumsemantik gesprochen werden. Neutralisierungen in der Belebtheitsdomäne setzen genau diese Effekte frei und in der Humandomäne Frauen herab. Humane Männer sind vor dem Neutrum geschützt, weitgehend auch vor der neutrumgenerierenden Diminution. Damit ist das Neutrum bei Animata hochfunktional und hochmarkiert. 2.) Die Artikelgrammatik unterstützt die vermassende Neutrumsemantik, indem insbesondere vor getöteten Tieren eine das Objekt sichtbarmachende Artikelsetzung unterbleibt. Hinzu kommen unterschiedliche kollektivierende Wortbildungsverfahren im Neutrum, die jegliche Individualwahrnehmung vereiteln.

3.4 Nominalklassifikation II: Deklinationsklassen

Ebenso tief wie die Genera sind die Deklinationsklassen ins Sprachsystem eingelassen, nur dass sie der menschlichen Reflexion noch unzugänglicher sind als das Genusssystem. Hier sind ebenfalls belebtheitsbezogene Unterscheidungen sedimentiert und werden – auch heute noch – Umsortierungen vorgenommen, mit denen der Mensch sich vom Tier distanziert bzw. der Mann von Frau und Tier. Dies

Dieb, ein arger Schelm«, hier noch im partitiven Genitiv. Hier scheint wieder der (standeshohe) Mann als Klassifizierer auf.

41 Im Englischen entspricht der Vermassung die grammatisch verfestigte Regel, dass in größeren Verbänden vorkommende Tiere nicht pluralisierbar sind, z. B. *sheep, fish* (Sealey 2018: 227).

42 Simone Busley habe ich folgende dialektale Beobachtung zu verdanken: Während das Standarddeutsche lexikalisch zwischen dem menschlichen *Mund* und dem tierlichen *Maul* unterscheidet, nehmen manche Dialekte, die nur Maul kennen, eine Tier/Mensch-Differenzierung allein über das Genus (und auch den Plural) vor: »das Mosfrk [Moselfränkische], in dem das Wort *Mund* (meist) fehlt, unterscheidet *m̥qul, -ou-*, Pl. *m̥-i.l̥ar* n. für Tiermaul u. den Mund des Menschen im verächtl. Sinne von *m̥q-u.l*, Pl. *-l̥an f.* für den Mund des Menschen im neutralen u. in weniger verächtl. Sinne« (Rheinisches Wörterbuch, s. www.woerterbuchnetz.de/RhWB?lemma=maul_iii). Ins Standarddeutsche übertragen gilt für Tiere das Neutrum *das Maul – die Mäuler*, für Menschen das Femininum *die Maul – die Maulen*.

wurde bereits beim sog. anthropozentrischen, genauer androzentrischen Kontinuum in Abs. 3.3.1 deutlich.

3.4.1 Die schwachen Maskulina als agensprofilierende Männerklasse

Das Englische hat sich nicht nur der Genera, sondern auch all seiner Deklinationsklassen entledigt; irreguläre Plurale wie *women*, *men*, *oxen*, *geese*, *mice* sind die letzten, übrigens menschlichen und tierlichen Zeugen: Die höchste Belebtheitsdomäne wirkt konservierend, bedingt durch die hohen Gebrauchsfrequenzen. Im Deutschen unterscheidet man noch ca. acht Deklinationsklassen. Die Deklination interagiert komplex mit der Genusklassifikation (s. Nübling 2008). Interessant für unser Tier/Mensch-Thema ist erstens, ob sich Tiere und Menschen in gleichen Deklinationsklassen tummeln oder ob sich auch hier Sortierungs- und Distanzierungsanstrengungen erkennen lassen. Zweitens unterscheiden sich die Flexionsklassen auch darin, wie viele unterschiedliche Kasus sie am Wort selbst realisieren und wo sie Zäsuren setzen. Denn den Kasus entsprechen prototypische syntaktische Positionen und thematische Handlungsrollen, s. Tab. 1. In dem Satz *Ich_{Nom} gebe meiner Mutter_{Dat} den Hund_{Akk} meiner Freundin_{Gen}* korreliert der Nominativ (*ich*) im Subjekt mit der Agensrolle, d.h. dieses Person (Agentien sind in aller Regel belebt) kontrolliert und steuert die Verbalhandlung; diese kann unter Umständen mehrere Objekte affizieren, d.h. große Auswirkungen auf andere/s haben. Der Genitiv bezeichnet meist einen Besitzer (Possessor) von etwas oder jemandem, hier *Freundin* als Besitzerin des Hundes. Auch dies ist eine machtvolle Rolle. Der Dativ gilt einer an der Handlung beteiligten Person, ihr (*Mutter*) kommt die Handlung zu (Rezipient). Am betroffenensten von dem Geschehen ist der transferierte *Hund* im Akk. (Patiens), er ist der Handlung unterworfen und ausgeliefert.

Table 1: Die *nhd.* Kasusflexion im Singular schwacher Maskulina und gemischter Feminina (nach Nübling 2020a)

Kasus	prototyp. thematische Rolle	Artikel	schwache Maskulina		Artikel	gemischte Feminina	
Nom.	Agens	der	Bote_	Affe_	die	Dame	Schnake
Gen.	Possessor	des	Bote-n	Affe-n	der		
Dat.	Rezipient	dem			der		
Akk.	Patiens	den			die		

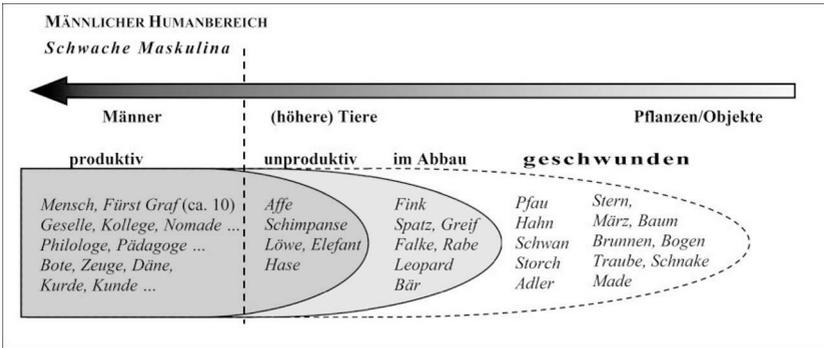
Heute gibt es kaum noch Kasusreste am Nomen. Es fällt jedoch auf, dass beide feminine Flexionsklassen (die sog. gemischte und die starke Klasse) keinerlei Kasusdistinktionen mehr aufweisen, das Substantiv bleibt immer gleich (s. *Dame*,

Schnake in Tab. 1). Nur der begleitende Artikel unterscheidet zumindest einige Kasus, s. Tab. 1, wo die beiden femininen Artikelformen *die* und *der* Nom.&Akk. gegen Gen.&Dat. abheben. Damit unterscheiden die Feminina weder am Artikel noch am Nomen zwischen Agens und Patiens. Ähnliches gilt für die (hier nicht aufgeführten) Neutra. Schaut man jedoch auf die Maskulina, dann differenziert der Singular-Artikel mit *der* vs. *des* vs. *dem* vs. *den* noch alle vier Kasus, es wird also bei jedem Maskulinum deutlich, welche Handlungsrolle das Referenzobjekt einnimmt. Ohne ins Detail zu gehen, sei für die (in Tab. 1 nicht aufgeführten) starken und gemischten Maskulinklassen gesagt, dass sie zwar den Genitiv exponieren (z.B. *der Mann, des Mannes, dem Mann, den Mann*), doch ansonsten keinen anderen Kasus. Es gibt nur eine einzige Deklinationsklasse, die die zentrale, machtvolle Agensrolle gegen die anderen, patientiven Rollen abhebt, und das sind die sog. schwachen Maskulina (s. Tab. 1). Grob gesagt beherbergt diese Klasse fast ausschließlich Bezeichnungen für Männer (*Bote, Kollege, Kunde* etc.). Formal sind es meist zwei-, manchmal dreisilbige Wörter mit einem Trochäus, der auf *-e* endet. Ihr Nominativ erscheint ohne eigene Endung und hebt sich dadurch vom gesamten Restparadigma (im Singular wie im Plural) ab, wo ausnahmslos die Endung *-n* gilt. Es gibt auch ein paar wenige Einsilber darunter, z.B. *Mensch, Graf, Fürst*. Diese schwachen Maskulina verzichten somit auf die sonst so wichtige Numerusunterscheidung. Hier hat sich die Agensmarkierung durchgesetzt. Diese Formulierung ist mit Blick auf die Sprachgeschichte gerechtfertigt, die zeigt, dass die Feminina, die sich im Mittelhochdeutschen das gleiche Flexionsmuster wie die damaligen und heutigen schwachen Maskulina (in Tab. 1) geteilt haben, ebenfalls diese Chance zur Agensprofilierung gehabt hätten, sie aber nicht genutzt haben. Stattdessen haben sie im gesamten Singular *-n* abgebaut (Singularrelikte wie *aufErden, von Seiten* bezeugen den alten Zustand), um eine Numerusunterscheidung herzustellen. Man kann daraus folgern: Das Quantifizieren ihrer Mitglieder war bei den Feminina wichtiger, bei den Maskulina dagegen die Sichtbarmachung der machtvollen Agensrolle. Gesellschaftlich wichtige Handlungsträger waren und sind Männer, und auf diese menschlichen Männer hat sich die Klasse der schwachen Maskulina im Laufe der letzten Jahrhunderte spezialisiert, s. den Pfeil in Abb. 7.⁴³

Ursprünglich beherbergte die große Klasse der schwachen Maskulina eine bunte Mischung an Objekten. Zunächst wurden die (unbelebten) Konkreta und Abstrakta ausgeschlossen, d.h. in andere Klassen überführt, z.B. mhd. *brunne* > nhd. *Brunnen*, ebenso *Balken, Schaden, Lumpen*, auch *Stern, März, Mai, Mond* waren einst schwach). Danach wurden Pflanzen, niedere Tiere, Fische und Insekten (darunter auch sog. ›Ungeziefer‹) ausgeräumt. Interessanterweise kamen diese nicht in eine

43 Was Klassenwandel innerhalb der Feminina und Neutra betrifft, so spielt dort Belebtheit niemals eine Rolle. Auch teilen sich dort Tier und Mensch gleiche Klassen, aber auch in nicht-schwachen Maskulinklassen.

Abbildung 7: Der Rückzug bzw. die Spezialisierung der schwachen Maskulina auf (männliche) Menschen



andere Maskulinklasse, sondern sie wurden über die Genusgrenze zu den Feminina abgeschoben: *Traube, Hefe, Hirse; Barbe, Schleie; Assel, Schnecke, Grille, Heuschrecke, Made, Ratte, Schnake, Zecke, Schlange* – alle diese Substantive und viele mehr waren einst maskulin.⁴⁴ Es folgten wichtige Vögel wie *Hahn, Schwan, Storch*. Heute werden weitere Vögel aussortiert (»im Abbau« in Abb. 7), außerdem *Bär* und *Leopard*. Dies lässt sich daran erkennen, dass solche Übergänger ihr *-(e)n* im Dativ und Akkusativ verlieren und im Genitiv ein *-s* annehmen (bei *Bär* sind in Korpora bereits Formen wie *dem/den Bär-Ø, des Bär-s* häufig). Noch stabil sind *Affe, Schimpanse, Elefant, Löwe* und *Hase*, dem Menschen nahestehende, teils hochagente Tiere, die dem Menschen gefährlich werden können. Doch treten keine weiteren Tiere mehr dieser Klasse bei, sie ist für nichthumane Objekte längst geschlossen – im Gegensatz zu Menschen bzw. Männern: Diese treten der Klasse weiter bei⁴⁵ und diese Gruppe bedarf auch einer deutlichen Agensmarkierung, handelt es sich doch um die

44 Die Umsortierung zu den Feminina erklärt sich durch mindestens zwei Faktoren: 1) Pflanzen und niedere Tiere nehmen in einer anthropozentrischen Welt selten eine Agensposition ein, daher hat sich die endungslose Nom.Sg.-Form nicht eingepreßt. 2) »Dafür« treten sie umso häufiger im Plural auf, Schnaken, Maden, Zecken etc. kommen selten allein vor. Da der Artikel als salientestes Genuszeichen im Plural dieselbe Form hat wie im Femininum Singular (*die*), erfolgt hierüber eine Reanalyse zum Femininum (zum Genuswechsel durch Rückbildung s. Becker 2014). Nichtsdestotrotz gilt auch jenseits dieser Umkategorisierungen: »Bei Bezeichnungen für Schlangen, Insekten und Weichtieren ist schließlich das Femininum das mit Abstand dominierende Genus« (Köpcke 2000: 116).

45 Es handelt sich dabei meist um Fremdwörter (*Gerontologe*), oft Ethnizitätsbezeichnungen (*Paschtune*). Auch wurde ein weiterer, finalbetonter Prototyp entwickelt (Typ *Dentist*), der den schwachen Maskulina weitere Mitglieder beschert.

mächtigste Gruppe unserer Gesellschaft. Köpcke (1993, 1995, 2000), der sich intensiv mit Deklinationsklassenwandel befasst hat, spricht von Menschen als prototypische Klassenmitglieder. Doch angesichts der Tatsache, dass zahlreiche Rezipiententests nachgewiesen haben, dass sog. generische (d.h. geschlechtsübergreifende) Maskulina vom Typ *Kollege, Kunde, Bote* dominant männlich verstanden werden, ist es zutreffender, von einer Männerklasse zu sprechen.⁴⁶ Anzumerken ist, dass die Entwicklung zu dieser Klasse nicht nur über die Semantik, sondern auch die Form der Substantive (Silbenzahl, Akzentmuster) gesteuert wird.

Abschließend lassen sich die eingangs gestellten Fragen wie folgt beantworten: 1) Menschen und Tiere gehen sich flexionsklassenmorphologisch zunehmend aus dem Weg, indem sich ab dem Mhd. eine exklusive Männerklasse etabliert, aus der alle Objekte und Abstrakta, Pflanzen, niederen und höheren Tiere beseitigt wurden. Heute duldet diese Klasse noch fünf menschenähnliche Säugetiere, darunter *Affe* und *Schimpanse*, andere wie *Bär, Rabe* und *Leopard* sind im Abbau bzw. Übergang zu anderen Klassen begriffen. Damit dient Deklinationsklassenwandel der Grenzbildung, die ihr zugrundeliegende (Um-)Sortierung von Klassenmitgliedern ist gut beobachtbar. Die Etappen der diachronen Grenzverschiebungen reflektieren den empfundenen Abstand des Tiers zum Menschen bzw. Mann und bedürfen unter dieser Perspektive weiterer Forschung. So fällt auf, dass die Vögel sich von Fischen, Reptilien und Insekten abheben, vermutlich wegen ihrer Funktion als Nutztiere. Dass die Trennung des Mannes vom Tier das nächste Ziel ist, erweist die Offenheit dieser Klasse für neue humane Maskulina. Abb. 7 ähnelt Abb. 4 zur *in*-Movierung, die den derivationsmorphologischen Rückzug auf Frauen beschreibt; unter den menschennahen Tieren entdeckt man in beiden Abbildungen sogar identische Mitglieder, z.B. *Bär-Bärin, Affe-Affin, Löwe-Löwin*. 2) Die Flexionsklassen, in die die vormals agensmarkierten Tierbezeichnungen abwandern, leisten allesamt keine Agens-, sondern gute Pluralauszeichnungen. Damit findet für diese Tiere und Objekte eine Relevanzverschiebung von Handlungsträgerschaft zu Quantifizierung statt (man könnte darin auch eine Deagentivierung sehen).

3.4.2 Die starken Maskulina mit und ohne Umlaut als androzentrisches Kontinuum

Eine andere, die sog. starke Maskulinklasse bildet ihren Plural mit *-e*. Sie umfasst im Gegensatz zu den schwachen Maskulina Entitäten aller Art, ob belebt oder unbelebt, ob konkret oder abstrakt. Dabei weist der Stamm im Plural manchmal Umlaut auf (*Arzt/Ärzte*) und manchmal nicht (*Dachs/Dachse*). Die Wahrscheinlichkeit eines

46 Es sei jedoch betont, dass bei manchen SprecherInnen all diese Maskulina prädikativ auf weibliche Personen beziehbar sind, d.h. dann, wenn die Information ›weiblich‹ bereits gesetzt ist: *Sie ist (ein) (guter) Kollege, Zeuge, Kunde*, vgl. dazu ausführlich Kotthoff/Nübling (2018).

umlautenden Plurals steigt mit der Nähe der Substantivbedeutung zum Mann. Köpcke (1994), der dieses Kontinuum beschrieben hat, spricht hier jedoch wieder vom »Menschen«. Doch werden Maskulina wie *Arzt, Abt, Papst, Probst, Vogt, Herzog, Sohn* nachweislich dominant, wenn nicht ausschließlich männlich assoziiert, wenn man die Perzeptionstests zur Vergeschlechtlichung solcher Maskulina zur Kenntnis nimmt.⁴⁷

Köpcke (1994) hat von allen einsilbigen Maskulina diejenigen berücksichtigt, die prinzipiell umlautfähig sind (das sind solche mit *a, u, o* oder *au* im Singular). Dabei kam er auf 400 Wörter. Von diesen lauten insgesamt 48 % um, wobei es eine sog. »anthropozentrische Weltsicht« (ebd.: 83) ist, die das Umlautverhalten steuert (s. Abb. 8): Bezeichnungen für Menschen (bzw. Männer) lauten zu 79 % um, für Säugetiere zu 66 %, für Vögel zu 44 %, für Fische, Reptilien, Amphibien und Insekten aber nur zu 14 % und solche für Pflanzen zu 9 % (zu Beispielen s. Abb. 8). Mit der Distanz zum Mann nimmt der Pluralumlaut ab.⁴⁸ Dies gilt auch für die in der Gruppe der 400 Maskulina befindlichen Körperteilbezeichnungen, bei denen Köpcke jedoch Tiere und Menschen zusammenfasst, da sie sich *Därme, Bäuche, Hälse* etc. teilen, und diese den Pflanzenteilen gegenüberstellt (z.B. *Stämme, Strünke* bzw. *Halme, Sprosse*). Hier ergeben sich für die humanimalischen Körperteile 86 % Pluralumlaut versus 40 % für die Pflanzenteile. Dieses Umlautverhalten könnte man auch als phonologisches Klassifikationsverfahren betrachten; damit wäre auch die lautliche (als letzte grammatische) Ebene an der Tier/Mensch-Unterscheidung beteiligt.

Allerdings lauten die Männerbezeichnungen nur zu 79 % und nicht zu 100 % um. Auch hier deckt ein genauerer Blick humanklassifikatorisch aufschlussreiche Einsichten auf: Die Ausnahmen gelten ehrlosen, negativ bewerteten oder verachteten Männern: *Strolche, Faune, Trolle, Protze, Schalke, Schufte* etc. (vgl. auch Klein 2017). Damit grenzt sich der standeshohe, mächtige und damit hochagentive Mann gegen standesniedrige, einflusslose Männer ab. Dies bestätigt sich umso mehr, wenn man weiß, dass einstige Fremdwörter wie *Abt, Arzt, Papst, Vogt, Probst*, auch *Bischof, General* anfangs alle keinen Umlaut hatten und diesen analogisch übernommen haben. Es geht bei der Humanklassifikation somit nicht nur um Menschen, auch nicht nur

47 Übrigens bilden auch viele Neutra ihren Plural, den sie historisch von den Maskulina übernommen haben, auf *-e* (*Jahre, Boote*). Doch lauten sie dabei niemals um, was abermals zeigt, dass Neutra sich von Belebtheit fernhalten. Feminina praktizieren keine belebtheitsabhängigen Flexionsunterschiede zwischen Frauen und Tieren. Einziges Beispiel wäre *Sau*, das zur Humanpejorierung umlautend als *Säue* pluralisiert wird im Gegensatz *Sauen*, die nur den Tieren gelten können (neben *Säue*).

48 Diesen Belebtheitseffekt zeigt sogar das mehrdeutige Wort *Bund* an, das als Bezeichnung für Menschengruppen Umlaut enthält (*Geheim-, Staatenbünde*), nicht aber bei Objektbezeichnungen (*Schlüsselbunde*).

Abbildung 8: Das androzentrische Kontinuum der starken Maskulina: Affinität zum Umlautplural (nach Köpcke 1994: 83)

Umlautplural					kein Umlautplural
Menschen/Männer: 79% Umlaut	Säugetiere: 66% Umlaut	Vögel: 44% Umlaut	Amph./Fische/Insekten: 14% Umlaut	Pflanzen: 9% Umlaut	
<i>Ärzte, Päpste, Köche</i> <i>Söhne, Vögte, Herzöge</i> Strolche (negativ!)	<i>Füchse, Wölfe</i> <i>Gäule, Böcke</i> Hunde, Luchse Wale	<i>Hähne, Störche</i> <i>Käuze</i> Stare, Spatzen Finken	<i>Frösche, Flöhe</i> Molche, Barsche Lurche, Aale ...	<i>Bäume</i> Farne, Mohn Lauche ...	

um Männer, Frauen und Kinder, sondern um mächtige vs. schwächliche Männer.⁴⁹ Immer wieder scheint der mächtige, adulte Mann als Klassifizierer auf. Deklinationen erweisen sich somit als Speicher sozialer, durchaus überkommener Ordnungen (siehe die an der gesellschaftlichen Spitze stehende Geistlichkeit), und zugleich reproduzieren sie dieselben so subtil wie beständig.

4. Fazit

Sprachliche Bezeichnung ist immer Mittel zu und Effekt von Sortierung. Es dürfte deutlich geworden sein, dass die menschliche Sprache eine der größten Sortier- und Klassifizierungsinstanzen bildet und es fast keine Ebene der Sprache gibt, wo *keine* Abgrenzungen zwischen Mensch und Tier praktiziert würden. Tief in der Lexik und noch tiefer in der Grammatik wurde eine fundamentale Tier/Mensch-Grenze eingezogen, die durch die zahlreichen lexikalischen Segregationen vom Typ *essen/fressen*, *schwanger/trächtig* stabilisiert wird. Nicht zu vergessen ist die lexikalische Basisunterscheidung *Mensch* vs. *Tier*, die besonders auf der Gegenseite der Tiere einen enormen Homogenisierungsaufwand erfordert und geleistet hat. Auch grammatische Verfahren wie die Movierung und die Klasse der schwachen Maskulina offenbaren exklusiv humane Sonderbehandlungen und Auszeichnungen. Dabei hat sich erwiesen, dass auf beiden Seiten weitere Differenzierungen sichtbar werden, die menschliche und tierliche Mitglieder in unterschiedliche Nähe zu dieser Grenze platzieren: Auf der humanen Seite wurde der agentive, Oberschichtige (standeshohe), erwachsene Mann sichtbar, der sich seinerseits von ehrlosen Männern, von Frauen und von Kindern abgrenzt. Auf der animalen Seite werden Säu-

49 Zu einer Sonderentwicklung speziell bei »überbelebten Männern« im 17./18. Jh. vgl. Klein (2017), Nübling (2019).

ger bzw. Haus- und Nutztiere näher an der Mensch/Tier-Grenze angesiedelt als Vögel, und diese wiederum näher als Reptilien, Amphibien, Fische, Insekten und sog. niedere Tiere. Diese und weitere Feindifferenzierungen lassen sich aus den lexikalischen und grammatischen Strukturen des Deutschen ableiten. Hierzu wurde mit diesem Beitrag erst ein Anfang gemacht. Die sprachgeschichtliche Perspektive dynamisiert dieses Geschehen, indem sie Einblicke in die Entstehung und Verlagerung dieser Furchen, Zäsuren und Grenzbefestigungen während der letzten Jahrhunderte erlaubt.

Was den animalen Bereich betrifft, so lohnt es sich abschließend, auf die von Pfeiler/Wenzel (2015: 23) genannten Kriterien der Objektifizierung, die die meisten Tieren erfahren, zurückzukommen und diese mit einigen wichtigen sprachlichen Techniken zu ergänzen, die diese Objektifizierung leisten. Bei der Definition beziehen sich die AutorInnen auf Nussbaum (1999): »Objectification entails making into a thing [...] something that is really not a thing« (23). Erreicht wird diese Verdinglichung durch folgende Strategien:

- Instrumentalität (Subjekt wird benutzt): Tierbezeichnungen sind, indem sie oft den Nutzwert für den Menschen enthalten, utilitaristisch ausgerichtet (*Pelztiere, Milchkühe*), auch im Fall von Wildtieren, deren Wörterbuchdefinitionen solche Aspekte adressieren (s. *Forellen*, deren schmackhaftes Fleisch gelobt wird); auch ihr prototypisches Vorkommen in der Akkusativposition prädestiniert ihre Sicht als Objekte, mit denen etwas getan wird.
- Leugnen von Autonomie (fehlende Selbstbestimmung): Tiere werden nur selten als entscheidungs- und handlungsfähige Subjekte dargestellt (diese Perspektive wird umgekehrt in Dokumentarfilmen über Tiere eingenommen, bei personifizierten Tieren in Kinderbüchern, oder sie wird geliebten Heimtieren zugestanden).
- Leugnen von Subjektivität: Utilitaristische Ausdrucksweisen (*Rinderbestände, Nutzungsdauer von Kühen*) verhindern die Sicht auf individuelle Subjekte und perspektivieren sie nur aus kommerzieller Sicht; die Durchnummerierung von sog. Nutztieren durch am Körper befestigte Ohrmarken macht sie zwar identifizier-, doch nicht individualisierbar.
- Verletzbarkeit (Subjekt wird verletzt, zerstört): Die sprachliche Invisibilisierung von Einzeltieren und ihre vermassende Perspektivierung durch grammatische Neutralisierung (*Rind, Hähnchen* als Speise), durch Kollektivierung (*Geflügel*), Artikelentzug (*Ø Rind essen*) und ›Quantifizierung‹ über *Stück* legitimiert es aus menschlicher Perspektive, Tiere zu verletzen, zu zerstören und ggf. zu essen. Dramatisiert wird dies im Fall sog. Schädlinge (*Ungeziefer*), deren Vernichtung ein Gebot ist. Gewalt gegen Tiere ist so normalisiert, dass sie unhinterfragt als Vergleichsfolie dient, wenn dem Menschen übermäßige Gewalt angetan wird, s. *jmdn wie ein Schwein/wie eine Sau abstechen, jmdn wie einen Hund*

verprügeln. Kompletter verharmlost wird Gewalt gegen Tiere, wenn sie nur noch der Intensivierung einer Handlung dient, z. B. *rennen/fahren wie eine gesengte Sau*.

- Übertragbarkeit (Subjekt ist austauschbar): Die Nichtbenennung von Tierindividuen (z. B. bei Versuchstieren), aber auch ihre stereotype Benennung mit immergleichen Namen, die von Tier zu Tier weitergereicht werden, machen es austauschbar (z. B. *Berta*, *Doris* bei Kühen, *Bello* früher bei Hunden).
- Eigentum (Subjekt gehört anderen): Alle Haus- und Nutztiere werden von Menschen besessen, nur der Mensch verfügt über sie und entscheidet über Leben und Tod, nicht selten auch bei Wildtieren; im Fall der Haustiere wurden für deren BesitzerInnen mit *Frauchen* bzw. *Herrchen* sogar eigene Lexeme geprägt; Kookkurrenzanalysen zu HUND haben als häufigste Wortpartner *Herrchen* und *Leine* ermittelt, was dieses Besitzverhältnis nebst Kontrolle der hündischen Bewegungsfreiheit (beschnittene Autonomie) thematisiert.
- Unterstellung von Trägheit (Subjekt ist passiv): Dies kann wörtlich auf die Grammatik übertragen werden: Wenn denn Tiere als Subjekt auftreten (denn regelhaft ist für sie, s. o., die Objektposition vorgesehen), dann folgen ihnen meist nicht-dynamische, nicht-intentionale Verben, die eher Reflexe, Sinnesindrücke oder Zustände bezeichnen, also von geringer Aktivität sind und die meist keine anderen Entitäten (Objekte) affizieren (Schweine *grunzen*, *atmen*, *schlafen*, *liegen*, *faulenzeln*, *frieren*, *trotten*).⁵⁰ Usuelle Wortverbindungen wie *lahme Kuh* oder *fauler Hund* haben diese Passivität sprichwörtlich gemacht.

Als zukünftiges, besonders vielversprechendes Forschungsfeld erweist sich die Klassifizierung von Kindern. Diese konnte hier nur gestreift werden. Immer wieder wurde bei Kindern deren sprachliche Nähe zu den Tieren sichtbar, in der Lexik (z. B. *fressende* Kinder) wie in der Grammatik (z. B. die Neutrumaffinität). Künftige Aufgaben bestehen darin, diese aus der Sprache gewonnenen (und noch zu gewinnenden) Daten mit kulturhistorischen Fakten zu korrelieren und möglichst zu erklären. So wäre in Betracht zu ziehen, dass Gewalt gegen Tiere nach wie vor omnipräsent ist, weitgehend ungeahndet bleibt und sogar der speziesistischen Mensch/Tier-Abgrenzung dient, während Kinder in Deutschland erst seit der Jahrtausendwende ein Recht auf eine gewaltfreie Kindheit haben (»Abschaffung der Prügelstrafe«) und Frauen seit 1997 auf eine vergewaltigungsfreie Ehe.

50 Für englische Korpora weist dies Sealey (2018) nach: Das auf tierbesetzte Subjekte am häufigsten folgende Verb ist *were*, das meist eine Passivkonstruktion bedient (*were allowed*, *were given*). Selbst in Aktivsätzen dominieren Verben wie *accepted*, *ate*, *consumed*, *received*, *underwent* (233).

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1793-1801): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen, Leipzig: Breitkopf.
- Arndt, Susan/Hornscheidt, Antje (2004): Afrika und die deutsche Sprache, Münster: Unrast-Verlag.
- Balbach, Anna-Maria (2018): »Von *Agustin* über *Tom* zu *DaShawn* – Zur Geschichte und Entwicklung so genannter ›Black Names‹ in den USA«, in: Beiträge zur Namenforschung 53 (1-3), S. 1-45, 133-185, 283-338.
- Becker, Thomas (2014): »Der Löwe und die Kellerassel: Gender im Reich der Tiere«, in: IDS Sprachreport 3, S. 10-12.
- Bertsche, Karl (1906): »Die Namen der Haustiere in Möhringen«, in: Alemannia 7, S. 130-137.
- Bickes, Christine/Mohrs, Vera (2010): »*Herr Fuchs und Frau Elster* – Zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen«, in: Muttersprache 4, S. 254-274.
- Borgards, Roland (2016): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch, Stuttgart: Metzler.
- Brucker, Renate et al. (Hg.) (2015): Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung, Springer: Wiesbaden.
- Buschka, Sonja/Rouamba, Jasmine (2013): »Hirnloser Affe? Blöder Hund? ›Geist‹ als sozial konstruiertes Unterscheidungsmerkmal«, in: Pfau-Effinger/Buschka, Gesellschaft und Tiere, S. 23-56.
- Busley, Simone/Fritzingler, Julia (2018): »*Em Stefanie sei Mann* – Frauen im Neutrum«, in: Nübling/Hirschauer, Namen und Geschlechter, S. 191-212.
- Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal-Studies (2011) (Hg.): Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen, Bielefeld: transcript.
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (2015a): Tiernamen – Zoonyme. Band 1: Haustiere, Heidelberg: Winter.
- (2015b): Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere, Heidelberg: Winter.
- Dammel, Antje/Niekrenz, Yvonne/Rapp, Andrea/Wyss, Eva L. (2018): »Muckelchen oder Süßer? Onymische Gender-Konstruktionen bei Kosenamen im Liebesbrief«, in: Nübling/Hirschauer, Namen und Geschlechter, S. 157-189.
- DeMello, Margo (2012): Animals and Society. An introduction to human-animal studies, New York: Columbia Univ. Press.
- Di Meola, Claudio (2007): »Neutrale Genuszuweisung im Deutschen: Das Neutrum als ›defizitäres Genus‹«, in: Claudio Di Meola/Antonie Hornung/Lorenza Rega (Hg.), Perspektiven Zwei. Akten der 2. Tagung Deutsche Sprachwissenschaft in

- Italien (Roma, 9.–11.2.2006), Rom: Istituto Italiano di Studi Germanici, S. 87-99.
- Diewald, Gabriele/Nübling, Damaris (Hg.) (demn.): *Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Doleschal, Ursula (1992): *Movierung im Deutschen. Eine Darstellung der Bildung und Verwendung weiblicher Personenbezeichnungen*, Unterschleissheim/München: Lincom Europa.
- DWB = Deutsches Wörterbuch (1854-1971) von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bände, in 32 Teilbänden, Leipzig: Hirzel.
- Fill, Alwin (1993): *Ökoluistik. Eine Einführung*, Tübingen: Narr.
- (2015): »Language creates relations between Humans and Animals«, in: Spanning et al., *Tiere – Texte – Transformationen*, S. 183-196.
- Fill, Alwin/Mühlhäusler, Peter (Hg.) (2001): *The Ecolinguistics Reader. Language, Ecology and Environment*, London/New York: Continuum.
- Fill, Alwin/Penz, Hermine (2017): *The Routledge Handbook of Ecolinguistics*, London: Routledge.
- Fischer, Michael (2015): »Differenz, Indifferenz, Gewalt. Die Kategorie »Tier« als Prototyp sozialer Ausschließung«, in: Brucker et al., *Das Mensch-Tier-Verhältnis*, S. 189-210.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwertsprache*, Tübingen: Niemeyer.
- Friedrich, Jesko (2006): *Phraseologisches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen*, Tübingen: Niemeyer.
- Gall, Philipp von (2020): *Tiere nutzen – ein kritisches Wörterbuch*, Frankfurt: Animals & Angels.
- Griebel, Julia (2020): »Das thier frisst, der mensch iszt« – Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen, Heidelberg: Winter.
- (2017): »Von fressenden Menschen und essenden Hunden. Lexikalische Mensch-Tier-Grenzziehung im Deutschen«, in: Florentine Oehme/Hans Ulrich Schmid/Franziska Spranger (Hg.), *Wörter. Wortbildung, Lexikologie und Lexikographie, Etymologie*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 52-70.
- (2019): »Das thier frisst, der mensch iszt« – Zur Genese der lexikalischen Mensch-Tier-Segregation im Deutschen«, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB)* 141 (3), S. 303-329.
- Habermann, Mechthild (2015): »Du armes Schwein!« – Vom sprachlichen Umgang mit dem Tier«, in: Stephanie Waldow (Hg.), *Von armen Schweinen und bunten Vögeln. Tierethik im kulturgeschichtlichen Kontext*, Paderborn: Fink, S. 71-94.
- Haluschka, Helene (1938): *Noch guter Ton?*, Graz: Moser.
- Heuberger, Reinhard (2007): »Language and Ideology. A brief survey of Anthropocentrism and Speciesism in English«, in: Alwin Fill/Hermine Penz (Hg.), *Sus-*

- taining Language. Essays in Applied Ecolinguistics, Vienna/Berlin: LIT Verlag, S. 107-124.
- (2015): »Linguistik. Das Tier in der Sprache«, in: Spannring et al., *Disziplinierte Tiere?*, S. 123-135.
- Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3), S. 170-191.
- Hornscheidt, Antje (2006): *Die sprachliche Benennung von Personen aus konstruktivistischer Sicht*, Berlin/New York: Walter de Gruyter.
- Joneleit, Benjamin (2015): »Zur zoonmastischen Einordnung von Namen für Forschungstiere«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, *Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere*, S. 451-469.
- Jung, Matthias (2001): »Ecological Criticism of Language«, in: Alwin Fill/Peter Mühlhäusler (Hg.), *The Ecolinguistics Reader: Language, Ecology and Environment*, London/New York: Continuum, S. 270-285.
- Kalof, Linda (Hg.) (2017): *The Oxford Handbook of Animal Studies*, Oxford: Oxford Univ. Press.
- Klein, Andreas (2017): *Sackgasse gemischte Deklination. Entstehung, Ausbreitung und Rückgang einer Klasse*, Masterarbeit an der JGU Mainz.
- Klein, Andreas (demn.): »Wohin mit Epikoina? – Überlegungen zur Grammatik und Pragmatik geschlechtsindefiniter Personenbezeichnungen«, *Erscheint in: Diewald/Nübling (Hg.), Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Kochskämper, Birgit (1999): »Frau« und »Mann« im Althochdeutschen, Frankfurt a.M.: Lang.
- Kompatscher, Gabriela/Spannring, Raingard/Schachinger, Karin (2017): *Human-Animal Studies*, Münster/New York: Waxmann.
- König, Werner (2005): *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): *Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie*, Tübingen: Narr.
- (1994): »Zur Rolle von Schemata bei der Pluralbildung monosyllabischer Maskulina«, in: Klaus-Michael Köpcke (Hg.), *Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalflexion*. Tübingen: Niemeyer, S. 81-95.
- (1995): »Die Klassifikation der schwachen Maskulina in der deutschen Gegenwartssprache«, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 14 (2), S. 159-180.
- (2000): »Chaos und Ordnung – Zur semantischen Remotivierung einer Deklinationssklasse im Übergang vom Mhd. zum Nhd«, in: Andreas Bittner/Dagmar Bittner/Klaus-Michael Köpcke (Hg.), *Angemessene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax*, Hildesheim u.a.: Olms, S. 107-122.

- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (2003): »Metonymic pathways to neuter-gender human nominals in German«, in: Klaus-Uwe Panther/Linda L. Thornberg (Hg.), *Metonymy and Pragmatic Inferencing*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 149-166.
- (2012): »Mythopoeia und Genus«, in: Susanne Günthner/Dagmar Hüpper/Constanze Spieß (Hg.), *Genderlinguistik. Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität*. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 381-411.
- (1996): »Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen«, in: Ewald Lang/Gisela Zifonun (Hg.), *Deutsch – typologisch (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache, Band 1995)*, Berlin/New York, S. 473-491.
- Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (2018): *Genderlinguistik*, Tübingen: Narr.
- Kremer, Arndt (2012): »Die Ratte Mensch. Pejorative Tiermetaphern als riskantes Mittel der Stigmatisierung«, in: Karen Patrick Knutsen et al. (Hg.), *Narrative des Risikos – Interdisziplinäre Beiträge*, Münster: Waxmann, S. 364-393.
- Leiss, Elisabeth (1997): »Genus im Althochdeutschen«, in: Elvira Glaser/Michael Schäfer (Hg.), *Grammatica Ianua Artium. Festschrift für Rolf Bergmann*, Heidelberg: Winter, S. 33-48.
- (2005): »Derivation als Grammatikalisierungsbrücke für den Aufbau von Genusdifferenzierungen im Deutschen«, in: Torsten Leuschner/Tanja Mortelmans/Sarah Groodt (Hg.), *Grammatikalisierung im Deutschen*, Berlin/New York: de Gruyter, S. 11-30.
- Lind, Miriam/Späth, Lena (demn.): »Von säugenden Äffinnen und trächtigen Elefantenkühen – Zum Geltungsbereich der Genus-Sexus-Korrelation«, *Erscheint in: Diewald/Nübling (Hg.), Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Löhr, Johann/Christian, Andreas (1803): *Die Natur und die Menschen. Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerlei Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit*, Leipzig: Fleischer.
- Loughnan, Steve et al. (2009): »Understanding the Relationship between Attribute-Based and Metaphor-Based Dehumanization«, in: *Group Processes & Intergroup Relations* 12 (6), S. 747-762.
- Mathias, Alexa (2015): *Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern. Eine korpuslinguistische Untersuchung zum Sprachgebrauch in rechtsextremen Musikszenen (= Sprache in der Gesellschaft, Band 33)*, Frankfurt: Lang.
- (2017): »Von ›Parasiten‹ und anderen ›Schädlingen‹. Feinddiskreditierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen in Deutschland«, in: *Linguistik Online* 82 (3), S. 79-94.
- Messick, David/Mackie, Diane (1989): »Intergroup relations«, in: *Annual Review of Psychology* 40, S. 45-81.

- Mortelmans, Tanja (2008): »Genus(s) und kein Ende. Einige Überlegungen zur Genuskategorie im Deutschen«, in: Germanistische Mitteilungen – Zeitschrift für deutsche Sprache, Literatur und Kultur 67, S. 262-275.
- Müller, Gunter (1970): Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen, Köln/Wien: Böhlau.
- Mussner, Marlene (2015): »Tierbezeichnungen als abwertende Personenbezeichnungen«, in: Spannring et al., Tiere – Texte – Transformationen, S. 157-178.
- Mütherich, Birgit (2015): »Die soziale Konstruktion des Anderen – Zur soziologischen Frage nach dem Tier«, in: Brucker et al., Das Mensch-Tier-Verhältnis, S. 49-77.
- Nübling, Damaris (2020b): Genus und Geschlecht. Zum Zusammenhang von grammatischer, biologischer und sozialer Kategorisierung(= Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz, Band 1), Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- (2008): »Was tun mit Flexionsklassen? Deklinationsklassen und ihr Wandel im Deutschen und seinen Dialekten«, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 75 (3), S. 282-330.
- (2014): »Das *Merkel* – Das Neutrum bei weiblichen Familiennamen als derogatives Genus?«, in: Germanistische Linguistik 225-227, S. 205-232.
- (2017): »Funktionen neutraler Genuszuweisung bei Personennamen und Personenbezeichnungen im germanischen Vergleich«, in: Johannes Helmbrecht/Damaris Nübling/Barbara Schlücker (Hg.), Namengrammatik. Linguistische Berichte, Sonderheft 23, Hamburg: Buske, S. 173-211.
- (2019): »Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik. Deklination, Genus, Binomiale«, in: Ludwig Eichinger/Albrecht Plewnia (Hg.), Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 19-58.
- (2020a): »Geschlecht in der Grammatik: Was Genus, Deklination und Binomiale uns über Geschlechter(un)ordnungen berichten«, in: Muttersprache 130, S. 17-33.
- Nübling, Damaris/Busley, Simone/Drenda, Juliane (2013): »Dat Anna und s Eva – Neutrale Frauenrufnamen in deutschen Dialekten und im Luxemburgischen zwischen pragmatischer und semantischer Genuszuweisung«, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 80 (2), S. 152-196.
- Nübling, Damaris/Hirschauer, Stefan (Hg.) (2018): Namen und Geschlechter – Studien zum onymischen Un/doing Gender, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Nübling, Damaris/Lind, Miriam (demn.): »The Neutering Neuter – Grammatical Gender and the Dehumanisation of Women in German«, in: Journal of Language and Discrimination 5 (2).
- Paul, Hermann (2002): Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes, Tübingen: Niemeyer.

- Pfau-Effinger, Birgit/Buschka, Sonja (Hg.) (2013): *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*, Wiesbaden: Springer VS.
- Pfeiler, Tamara/Wenzel, Mario (2015): »Psychologie – Von Mensch zu Tier«, in: Spannring et al., *Disziplinierte Tiere?*, S. 189-228.
- Plank, Frans (1981): *Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie*, Tübingen: Narr.
- Sauerberg, Achim/Wierzbitza, Stefan (2013): »Das Tierbild der Agrarökonomie. Eine Diskursanalyse zum Mensch-Tier-Verhältnis«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 73-96.
- Rosar, Anne (demn.): »*Mann und Frau, Damen und Herren, Mütter und Väter* – Zur (Ir-)Reversibilität der Geschlechterordnung in Binomialen«, Erscheint in: Diwald/Nübling (Hg.), *Genus und Geschlecht – neue linguistische Studien*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schaab, Eva (2012): »Von *Bello* zu *Paul* – Zum Wandel und zur Struktur von Hundernamen«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 47, S. 131-161.
- Schopenhauer, Arthur (1974 [1851]): *Sämtliche Werke. Band 5: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften II*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schweizerisches Idiotikon (1881–): *Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Wörterbuch online*, Frauenfeld: Huber, siehe <https://www.idiotikon.ch/woerterbuch/idiotikon-digital>
- Sealey, Alison (2018): »Animals, animacy and anthropocentrism«, in: *International Journal of Language and Culture* 5 (2), 224-247.
- Sonderegger, Stefan (1998): »Erneuerungstendenzen bei den althochdeutschen Personennamen auf -wolf«, in: Eva Schmitsdorf/Nina Hartl/Barbara Meurer (Hg.), *Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag*, Münster: Waxmann, S. 290-297.
- Spannring, Raingard et al. (Hg.) (2015a): *Tiere – Texte – Transformationen. Kritische Perspektiven der Human-Animal Studies*, Bielefeld: transcript.
- Spannring, Raingard et al. (Hg.) (2015b): *Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen*, Bielefeld: transcript.
- Steyer, Kathrin (2002): »Wenn der Schwanz mit dem Hund wedelt. Zum linguistischen Erklärungspotenzial der korpusbasierten Kookkurrenzanalyse«, in: Ulrike Haß-Zumkehr/Werner Kallmeyer/Gisela Zifonun (Hg.), *Ansichten der deutschen Sprache*, Tübingen: Narr, S. 215-236.
- Trampe, Wilhelm (1990): *Ökologische Linguistik. Grundlagen einer ökologischen Sprach- und Wissenschaftstheorie*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- (2015): »Die ökologische Relevanz von Sprache im Umgang mit Tieren«, in: Spannring et al., *Disziplinierte Tiere?*, S. 197-215.

- Wagner, Norbert (2008): »Zum Tier in den zweigliedrigen germanischen Personennamen«, in: Beiträge zur Namenforschung 43 (4), S. 397-406.
- Weber, Doris (2001): Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie exemplarisch dargestellt am Deutschen, Frankfurt: Lang.
- Werner, Martina (2012): Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen, Berlin/Boston: de Gruyter.
- (2010): »Substantivierter Infinitiv statt Derivation. Ein »echter« Genuswechsel und ein Wechsel der Kodierungstechnik innerhalb der deutschen Verbalabs-traktbildung«, in: Dagmar Bittner/Livio Gaeta (Hg.), Kodierungstechniken im Wandel (= Linguistik: Impulse und Tendenzen), Berlin: de Gruyter, S. 159-178.
- Wiedenmann, Rainer (2002): Die Tiere der Gesellschaft. Studien zur Soziologie und Semantik von Mensch-Tier-Beziehungen, Konstanz: UVK-Verl.-Ges.
- (2005): »Geliebte, gepeinigte Kreatur. Überlegungen zu Ambivalenzen spätmoderner Mensch-Tier-Beziehungen«, in: Forschung & Lehre 6, S. 298-300.
- (2011): »Gesellschaftliche Differenzierung und moralische Widersprüche in Mensch-Tier-Beziehungen: Ein soziologischer Abriss«, in: TIERethik 3 (3), S. 66-85.
- (2015): »Tiernamen und gesellschaftliche Differenzierung«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Tiernamen – Zoonyme. Band 2: Nutztiere, S. 255-308.

Wir und Die

Zur Diachronie der lexikalischen Basisunterscheidung *Mensch vs. Tier*

Lena Späth

1. Einführung

Die kategorielle Differenzierung zwischen Tieren und Menschen hat sich vielleicht am sichtbarsten im Wortschatz niedergeschlagen – ständig sprechen wir von *Mensch und Tier*¹, obwohl wir schon lange wissen, dass wir selbst ein Tier sind. Der Beitrag thematisiert die Genese dieser lexikalischen Basisunterscheidung und erschließt sie als kulturanalytisch-soziolinguistisches Forschungsthema. Unlängst hat sich gezeigt, dass andere lexikalische Tier/Mensch-Differenzierungen vom Typ *essen/fressen*, *schwanger/trächtig* sich insbesondere um das 18. Jh. herum herausbilden und als sprachlicher Reflex der entsprechenden kulturgeschichtlichen Hintergründe (insbesondere: Christentum und Aufklärung, Industrialisierung und Distanzierung von der Natur) erklärt werden können (Griebel 2020). Daher liegt es nahe, auch die lexikalische Basisdichotomie *Mensch/Tier* in ihrer Diachronie zu fokussieren. Es zeigt sich: Durch Bedeutungserweiterungen bzw. lexikalische Überdachungsprozesse bei beiden Lexemen bildet sich die binäre Unterscheidung in ihrer heutigen Gestalt heraus, die den Menschen exklusiviert und alle anderen Arten versämtlicht bzw. entdifferenziert.

Die Bedeutungsgenese von MENSCH ist schon zu großen Teilen bearbeitet (Kochskämper 1999), daher ist die Bedeutungserweiterung von TIER (< mhd. *tier*

1 In der Folge werden entsprechend linguistischem Usus Lexeme, also Einheiten des mentalen Lexikons, in Großbuchstaben (TIER) und Bedeutungsangaben in einfachen Anführungszeichen (<vierbeiniges Raub- und Säugetier>) ausgezeichnet. Auch, wenn von konzeptionellen Kategorien gesprochen wird, werden Anführungszeichen genutzt (die Kategorie <Tier> im Wandel der Zeit). Allgemeine objektsprachliche Ausdrücke werden kursiviert (mhd. *tier*) – so auch, wenn Ausdrücke nicht eindeutig als Einheiten einer bestimmten sprachlichen Ebene festgelegt werden können. Daher wird auch von der Basisunterscheidung *Tier vs. Mensch* gesprochen: Hier sind nicht nur die Lexeme gemeint, sondern auch die mentale Konzeption dieser Dichotomie.

›vierfüßiges, auch jagdbares Raub- bzw. Säugetier in Feld und Wald‹) Schwerpunkt des Beitrags. Es werden methodische Zugänge und Untersuchungszeiträume son- diert, indem Schlaglichter auf ahd. und fmhd. Schriften, fnhd. Vokabularien sowie historische Wörterbücher des 18. und 19. Jahrhunderts geworfen werden. Um ei- ne Lemmaabfrage im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (ReM) ergänzt zeigt diese Sondierung insbesondere das 14.-18. Jh. als Zeitraum auf, in dem die semantische Erweiterung besonders deutlich zutage tritt. Damit fällt die lexikalische Basis- dichotomisierung zeitlich grob mit den lexikalischen Differenzierungsvorgängen vom Typ *essen/fressen* (Griebel 2020) zusammen und erweist sich ebenfalls als Kate- gorisierungsprozess innerhalb der sprachlichen Abgrenzungspraxis des Menschen vom Tier.

Kapitel 2 stellt die Fragestellung des Beitrags vor. Kapitel 3 geht auf die Be- deutungsgenesen von *Mensch* (3.1) und *Tier* (3.2) ein, Kapitel 4 ordnet die Befunde soziolinguistisch und kulturgeschichtlich ein und interpretiert sie.

2. Die lexikalische Basisunterscheidung *Mensch* vs. *Tier* als Kategorisierungs- und Abgrenzungspraxis

2.1 Gegenstand: Das synchrone Ungleichgewicht in der sprachlichen Untergliederung der Fauna

1. Können Tiere denken? Haben sie einen Geist? Und was unterscheidet sie vom Menschen?²
2. Forscher verglichen die Sehkraft von Tieren mit der unseren.³
3. Bei den Menschen und vielen Tieren wird lebender Nachwuchs zur Welt ge- bracht. Bei anderen Tieren hingegen werden Eier gelegt.⁴

Tier und *Mensch* — diese beiden Begriffe stellen die Basislexeme zur Unterglie- derung der Fauna dar. Bei der sprachlichen Referenz weisen sie Lebewesen einer von zwei Kategorien zu, zwischen denen ein grundlegender Unterschied besteht: MENSCH bezieht sich auf eine Spezies, TIER versämtlicht als Hyperonym alle an- deren Spezies vom Affen bis zur Zecke. Diesem erheblichen Ungleichgewicht zum Trotz stehen die beiden Begriffe im Diskurs auf einer taxonomischen Stufe und

2 <https://www.welt.de/print-welt/article706994/Koennen-Tiere-denken-Haben-sie-einen-Geist-Und-was-unterscheidet-sie-vom-Menschen.html> (20.11.2020).

3 <https://www.welt.de/kmpkt/article176946977/Tiere-So-sehen-sie-verglichen-mit-uns-Menschen.html> (20.11.2020).

4 <https://www.frustfrei-lernen.de/biologie/merkmale-tiere-lebewesen-biologie.html> (20.11.2020).

treten häufig in beordnenden Koordinationen auf. Das DWDS-Wortprofil⁵ identifiziert TIER sogar als häufigsten Koordinationspartner von MENSCH und umgekehrt den MENSCHEN als zweithäufigsten (nach PFLANZE) von TIER.

An der Unschärfe dieser Koordination – dass der Mensch gleichermaßen Tier ist, ist seit Jahrhunderten Allgemeinwissen – stören wir uns nicht und sprechen selbstverständlich beständig von *Tieren und Menschen*. Damit wird die eigene Art aus der Masse herausgehoben und werden Tierarten verschiedenster funktionaler Klassen vom Ungeziefer bis zum »besten Freund des Menschen« unter großem Abstraktionsaufwand in einer Kategorie subsumiert. Diese Versämtlichung geht mit einer Differenzverschleierung einher: Ein einheitlicher Oberbegriff suggeriert die Einheitlichkeit aller Tiere außer dem Menschen oder zumindest ein Merkmal, das alle nichtmenschlichen Arten gemeinsam haben: einen kategoriellen Unterschied zum Menschen. Mit der Verwendung der Lexeme in Kontexten wie (1)-(3) reproduziert sich diese konzeptionelle Dichotomie – letztendlich auch beim Sprechen von einer *Tier-Mensch-Grenze* im Deutschen.

Die Alterisierung der Tiere geht häufig mit Empathieverlust oder geringerer Einforderung derselben einher (zum *Othering* vgl. Brons 2015, Hirschauer 2014: 174), etwa im folgenden Bericht über den Tod eines beliebten Zoo-Rentiers. Hier muss offenbar nach der ausführlichen Schilderung des Lebens und der Todesumstände die T/M-Grenze explizit wiederhergestellt werden, und das geschieht durch die Kategorisierung als ›Tier‹:

Jeder Verlust eines Tieres im Zoo Duisburg tut weh, aber dieser besonders: Publikumsliebbling GEORGE, das Rentier, ist verstorben. Eine Darmruptur war die Ursache, wie die pathologische Untersuchung ergeben hat. GEORGE wurde 2005 im Zoo Duisburg geboren. Das Gespann aus dem zutraulichen Rentier und seinem Pfleger wurde schnell über Duisburgs Grenzen hinaus bekannt. [...] Frühe Gäste des Zoos konnten die beiden immer wieder auch auf den Besucherwegen durch den Zoo spazieren gehen sehen. [...] **Man darf die Relation nie aus den Augen verlieren, dass hier kein Mensch, sondern ein Tier verstorben ist.** Dennoch war GEORGE ein Charaktertier, ja auch Symboltier, für den Zoo, dessen Verlust bei allen Zoomitarbeitern schwer wiegt.⁶ (eigene Herv.)

Nachdem die Kategorisierung als *Tier* die offenbar als korrekt empfundene Relation zur Emotionalität festgelegt hat, kann das Zugeständnis der Trauer nur noch konzessiv (*dennoch*) angeschlossen werden. Hier liegt ein Beispiel dafür vor, wie mit der Alterisierung des Tiers eine (D)Evaluierung einhergeht.

Der entindividualisierende und hierarchisierend kategorisierende Effekt eines alle nichtmenschlichen Tiere überdachenden Lexems wurde nach der Philoso-

5 <https://www.dwds.de/wp> (10.08.2020).

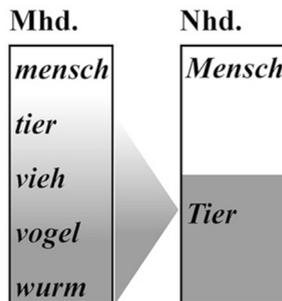
6 www.bz-duisburg.de/Zoo/Archiv/2012April_Juni.htm (29.07.2020).

phie (Derrida 2016) auch von der Tierrechtsbewegung aufgegriffen und zum Anlass genommen, spezieismuskritisch von *human and non-human animals* (z.B. Kaufmann/Hearn 2017) bzw. *menschlichen und nichtmenschlichen Tieren* (z.B. Loewe 2011) statt von *Mensch und Tier* zu sprechen. Die evaluierende Dichotomisierung wird auch in der sich aktuell formierenden germanistischen Tier-Mensch-Linguistik aufgegriffen (Habermann 2015, Griebel 2020, Nübling in diesem Band), jedoch bisher nicht eingehend, d.h. insbesondere diachron, untersucht. Der vorliegende Beitrag nähert sich der Genese dieser lexikalischen TIER/MENSCH-Dichotomisierung durch die Untersuchung der sich entwickelnden semantischen Oppositionierung beider Begriffe an. Mit Kochskämper 1999 liegt bereits eine eingehende Untersuchung zum Lexem MENSCH vor. Dieser Beitrag fokussiert sich daher insbesondere auf das Lexem TIER.

2.2 Fragestellung: Kategoriebildung durch Bedeutungserweiterung

Die binäre sprachliche Opposition *Tier* vs. *Mensch* existiert vermutlich erst seit einigen Jahrhunderten: Etymologische Wörterbücher tradieren mhd. *tier* noch als vierbeiniges Raub- bzw. Säugetier in Feld und Wald, etwa Reh, Wolf oder Hase (Pfeifer 2010: 1432; genauer geht Absatz 3.2.1 darauf ein) und führen an, dass neben ihm weitere die Gangart bzw. den Lebensraum der Tiergruppen adressierende Lexeme die Fauna unterteilen: *vogel* für fliegende, *fisch* für schwimmende und *wurm* für Kleinst- bzw. Kriechtiere. Auf einer eher landwirtschaftlich-funktionalen Ebene wird daneben zwischen *tieren* und *vieh* als nicht-domestizierten vs. domestizierten Tieren unterschieden (Habermann 2015: 72).

Abbildung 1: Entstehung einer binären sprachlichen Tier-Mensch-Opposition durch diachrone Versämtlichung der Tierwelt unter dem Lexem TIER



Der Weg zum nhd. generischen TIER, das die gesamte nichtmenschliche Fauna umfasst, läuft, so die Annahme, über eine Bedeutungserweiterung des Lexems.

Erst wenn diese abgeschlossen ist, stellt es die zweite Hälfte der dann binär gewordenen Opposition *Mensch vs. Tier* dar (vgl. Abb. 1).

In älteren Sprachstufen wäre ohne ein gemeinsames Lexem für alle nicht-menschlichen Lebewesen (wie es etwa Griebel (2020: 66-67) für das Germ. annimmt) eine Tier/Mensch-Dichotomie weniger stark ausgeprägt als heute. Erst durch das Bestehen einer gemeinsamen Kategorie für alle nichtmenschlichen Lebewesen kann sich das menschliche Wesen von diesen kategoriell abgrenzen.

2.3 Hypothese: Lexikalische Segregation als Distanzierungspraxis (Griebel 2017, 2019, 2020)

Das Beispiel des Rentiers George hat bereits gezeigt, wie das Lexem TIER emotionale Distanz aufbaut, einfordert oder erwarten lässt. Distanzierung als Motivation ermittelt auch Griebel (2017, 2019, 2020) für die Entstehung und Verfestigung von Lexempaaaren wie *essen/fressen* in ihrer Untersuchung der Tier/Mensch-Grenzziehung im lexikalischen Bereich. Nachdem Tiere bis ins 15. Jh. hinein sprachlich an denselben Bezeichnungen für zentrale Lebensvollzüge teilhaben durften wie Menschen, zieht der Mensch ungefähr seit dem 18. Jh. eine lexikalische Trennlinie: Heute *fressen* und *säugen* Tiere, sind *trächtig* und *verenden*, während Menschen *essen*, *stillen*, *schwanger* sind und *sterben*. An den Grundpfeilern des biologischen Lebens, die für alle Tiere und damit auch den Menschen dieselben sind, separiert der Mensch den Wortschatz. Tieren wird damit lexikalisch eine grundsätzliche, kategoriale Andersartigkeit zugeschrieben, die die biologische Realität verschleiert. Griebel identifiziert als zeitlichen Rahmen der Herausbildung der lexikalischen Tier/Mensch-Trennung insbesondere das 17. und 18. Jahrhundert (Griebel 2020: 267). Einen kulturanalytischen Ansatz verfolgend kann sie die Grenzziehung als sprachliches Mittel der Distanzierung erklären, die aufgrund der alltagsweltlichen Entfremdung des Menschen vom Tier einsetzt (Griebel 2020: 267). Die sprachlich suggerierte Andersartigkeit der Tiere rechtfertigt ihre Ausbeutung und macht sie weniger schamvoll. Dieses Phänomen ist anderen Disziplinen wie der Soziologie und der Sozialpsychologie aus Mensch-Mensch-Interaktionen bekannt, etwa bei der nachträglichen Entmenschlichung von Opfern von Gewalttaten durch die Täter*innen (Cehajic-Clancy 2009) zum Zweck der eigenen moralischen Entlastung. Wo dort eine Dehumanisierung/Entmenschlichung vorgenommen wird, wird im Fall der Distanzierung des Menschen vom Tier dessen ohnehin bestehende konzeptionelle Kategoriezugehörigkeit außerhalb des Humanbereichs mithilfe der Lexik herausgestellt.

Ich gehe in diesem Beitrag davon aus, dass die Entstehung der lexikalischen Basisbegriffe *Mensch* und *Tier* ebenfalls sprachliche Reflexe von Abgrenzungsprozessen sind, die auf der langfristigen sprachlichen Kategorienbildung ›Mensch‹ und ›Tier‹ beruhen: Das Konzept ›Tier‹ leistet hierbei eine fundamentale Abgrenzung

des Menschen zu seinen Mitlebewesen – das Lexem TIER ist das sprachliche Korrelat zu diesem Konzept. Ähnlich erweitert ahd. *mennisco* in einem mehrere Jahrhunderte andauernden Prozess seine Bedeutung auf alle Menschen, nachdem es zunächst auf den Mann beschränkt war (s. 3.1). Damit liegt ein gut beobachtbares beidseitiges *boundary making* (Hirschauer 2014) vor.

3. Alle unter einen Hut: Die Bedeutungsgenesen von Tier und Mensch als Überdachungs- und Abgrenzungspraktiken

3.1 Die Genese der sprachlichen Kategorie ›Mensch‹: Abgrenzung zum ›Göttlichen‹, Ausweitung auf die Frau

Allen voran Kochskämper (1999: 402-462) hat die Bedeutungsgenese von MENSCH aufgearbeitet: Zunächst war ahd. *man* die wichtigste Bezeichnung für den Mann einerseits, andererseits aber auch als Gattungsbezeichnung für Menschen insgesamt. Hier liegt aus heutiger Sicht eine semantische Trennungsunschärfe vor, nicht etwa Polysemie (Kochskämper 1999: 403): Mann und Mensch sind historisch (kontextabhängig unterschiedlich stark) gleichgesetzt; der Mann ist der prototypische Mensch (Koch 1995: 31-32). Die heutige Bewertung des ahd. Lexems als potentiell generisch ergibt sich aus der Tatsache, dass es häufig in Kontexten der Abgrenzung zu Gott oder anderen nichtmenschlichen Entitäten wie dem Teufel (Kochskämper 1999: 402) gebraucht wird. Auch der Tierwelt wird es im Ahd., auch noch nach dem Auftreten von *mennisc*, konkret von und nach Notker, gegenübergestellt (Kochskämper 1999: 402).

Im 9. Jh. tritt dann erstmals die Substantivierung ahd. *mennisco* des Adjektivderivats ahd. *mennisc* (< ahd. *man*) auf. Sukzessive löst es seine Basis *man* in den Verwendungskontexten ab (4).

4. ahd. *mennisco* (Subst. m.), < adh. *mennisc* (Adj.) < ahd. *man* (Subst. m.)

Kochskämper identifiziert als Kontexte der Etablierung dieses neuen Lexems insbesondere die Abgrenzung zum Göttlichen:

Quasi »vorbereitet« scheint dieser Gebrauch durch Wortbildungen wie *menniscîn* (›humanus‹), *menniscî* (›humanitas‹) und *manniscnissa* (›mortalitas, humanitas‹), die stets einen Gegensatz zum ›Göttlichen‹ bezeichnen, und zwar fast immer die menschliche, fleischliche Natur Christi in Gegenüberstellung zu seiner göttlichen Natur. [...] Auch die Substantivierung *mennisco* ist in ihrem Gebrauch lange Zeit auf diese grundsätzliche Bedeutung ›menschliches, fleischliches, sterbliches Wesen im Gegensatz zu Gott‹ festgelegt. (Kochskämper 1999: 415)

Durch die Abgrenzung zu anderen Begriffen entsteht hier eine neue sprachliche Kategorienbezeichnung, ein neues Lexem, das sich zur Bezeichnung des Menschen etabliert und seitdem Bestand hat. Allerdings unterscheidet sich die Bedeutung noch von der heutigen, sind die Mitgliedschaften zu dieser Kategorie noch anders verteilt als beim nhd. *Mensch* – nämlich meist Frauen ausschließend. Kochskämper (1993: 161-162) stellt sowohl für die ahd. Zeit als auch noch bis ins Fnhd. fest, dass es mitnichten der Fall ist, »daß mit *mennisco/Mensch* ein tatsächlich geschlechtsneutraler Oberbegriff gebildet werden sollte [...]«, im Gegenteil sogar, »[...] daß dieser Aspekt überhaupt keine Rolle bei der Entstehung dieses Wortes gespielt hat.« Wie auch, wenn noch 1672 Schriften darüber verfasst werden, »[o]b die Weiber Menschen seyn oder nicht?«⁷ Die Gleichsetzung von ›Mann‹ und ›Mensch‹ zieht sich offenbar bis in die Frühe Neuzeit. Dass ein Begriff für das menschliche Wesen in Abgrenzung zum Göttlichen und auch dem Tierlichen gefunden war, bedeutet nicht, dass der Bedeutungsumfang des Begriffs derselbe ist wie heute, konkret: dass Frauen unter diesem subsumiert und ihnen somit dieselben Eigenschaften zugestanden wurden. Die Geschlechtsabstraktion passiert offenbar erst später.

Zu beobachten ist beim MENSCHEN also insgesamt eine Begriffsbildung in Abgrenzung zu mehreren Formen ›des Anderen‹: insbesondere zum Göttlichen und zum Tierlichen/Animalischen. Die Kategorien, von denen sich der Mensch abgrenzte, stellen gleichzeitig die negativen Ausprägungen semantischer Merkmale dar, die den Begriff u.a. ausmachen: Der Mensch ist, was nicht göttlich und nicht tierlich ist – und wohl meist nicht weiblich. Ob Frauen als eigene Kategorie zu rechnen sind oder nicht, wird offenbar lange und eingehend verhandelt und in Abhandlungen wie der von Höltlich diskutiert; hier besteht noch Forschungsbedarf. Reflexe dieses noch nicht abgeschlossenen Prozesses sind historische wie rezente Platzierungen der Frau in der Nähe des Tierlichen, vgl. Szczepaniak (in diesem Band) oder Porsch (2005).

Insgesamt sind diese Überlegungen, insbesondere je älter die Quellen sind, aber mit Vorsicht zu betrachten, da sie nur den schriftlichen und gelehrten, insbesondere daher kirchlichen, Diskurs verarbeiten (vgl. Kochskämper 1999: 415). Wie und ob überhaupt im Alltag über Menschen im Gegensatz zu anderen Entitäten gesprochen wurde, kann über Gelehrten Diskurse schlecht eruiert werden.

7 *Foemina non est homo. Ob die Weiber Menschen seyn oder nicht?* Hierbei handelt es sich um das Werk des Wittenberger Hochschullehrers und Juristen Franz Heinrich Höltlich (1643-1676), online zugänglich unter: <http://digitale.bibliothek.uni-halle.de/id/5177281> (24.07.2020).

3.2 Zur Diachronie der Bedeutungserweiterung von TIER

3.2.1 Forschungsstand: Etymologie, Bedeutung

Die linguistischen Erkenntnisse zur Bedeutungs-genese von TIER beschränken sich bisher auf Etymologisierung sowie die Feststellung, dass eine Bedeutungserweiterung erfolgt ist. Pfeifer (2000: 1432) gibt im Artikel *Tier* an:

Tier ist [...] eigentlich das lebende, atmende Wesen [...] bezeichnet dann lange Zeit (in Volkssprache und Mundart noch heute) das sich schreitend (auf vier Beinen) fortbewegende Lebewesen, bes. das wilde (jagdbare, nicht domestizierte) Tier [...].

Der Artikel *Wurm* (Pfeifer 2000: 1585) ergänzt zum Einteilungsschema der Tierwelt:

Wurm bezeichnet lange Zeit (in Volkssprache und Mundart noch heute) jedes sich kriechend fortbewegende Lebewesen entsprechend dem im Alten Testament vorgegebenen Einteilungsschema der Tierwelt nach der Art der Fortbewegung in *Tier* (schreitend), *Wurm* (kriechend), *Vogel* (fliegend), *Fisch* (schwimmend).

Die Aufteilung erfolgt wohl nicht unbedingt nur nach der Art der Fortbewegung, sondern (damit verbunden) auch nach dem Lebensraum. Dieser ist seit jeher, etwa bei der Jagd, relevant für den Menschen, daher ist eine entsprechende Sicht auf die Tierwelt intuitiv. In den Kanon könnte auch *vieh* mit aufgenommen werden, vgl. Habermann (2015: 72) oder das etymologische Wörterbuch von Kluge (2011: 917). Letzterer formuliert im Artikel *Tier*:

[...] Gemeint sind wilde Tiere im Gegensatz zu den Haustieren ([Verweis zu] *Vieh*). Semantisch am nächsten steht l[at]. *bestia* (u. l[at]. *belua*)f. ›Tier‹, besonders ›wildes Tier, großes Tier‹ [...]. Weiter vielleicht dazu air. *dásachtf.* ›Tollwut, Besessenheit‹ (vgl. ae. *deor* ›kühn‹, ahd. *tiorin* ›wild‹). Auf eine andere Bedeutung weisen a[l]t[k]irchen]slav. *duchu* m. ›Atem, Seele‹ und lit. *dusti* ›keuchen‹. Vermutlich liegt ein Wort für ›atmen‹ zugrunde, das Nomina mit der Bedeutung ›Leben‹ bildet. Hierzu Zugehörigkeitsbildungen mit der Bedeutung ›Lebewesen, Tier‹. (Kluge 2011: 917)

Angenommen wird hier eine agrarisch-funktionale Differenzierung, die als historische Bedeutung von TIER etwa ›nicht domestiziertes (großes?) Säugetier‹ annimmt. Die größere sprachliche Ausdifferenzierung der Tierwelt in Form verschiedener Hyperonyme entspricht dem historisch differenzierteren alltagsweltlichen Tier-Mensch-Verhältnis: Im Gegensatz zur modernen westlichen Welt waren die individuellen Eigenschaften verschiedener Tierarten während der Jahrtausende in Jagd- und Agrargesellschaften hochrelevant und in ihrer Funktionalität den Sprecher*innen bekannt. Individuell relevante Charakteristika (wie etwa Lebensraum,

Jagdbarkeit, Größe und Gefährlichkeit, Nutzungsmöglichkeit) galten im Alltag für jeweils mehrere Tiere bzw. Tierarten, woraus Einteilungen wie die o.g. resultieren. Diese Einteilungen sind in der Folge sicherlich nicht starr und konnten wohl je nach Kontext variieren – etwa, wenn Biber und Enten unter Berufung auf ihren Lebensraum zu Fischen erklärt wurden, weil sie als solche in Fastenzeiten verspeist werden durften.⁸ Kontextbedingt können außerdem gleichzeitig verschiedene Ebenen der Klassifizierung vorliegen, z.B. bei der kontextabhängigen sprachlichen Zuordnung von Gänsen wahlweise zum Vieh oder den Vögeln durch Referenz auf sie mit den entsprechenden Lexemen, wie in den (fnhd. Belegen in (5) und (6):

5. Vnd da andere Thier fast bekleidet in diese Welt kommen/es bringt ein Lämblein sein Woll/ein Fuchs seinen Balg/ein Wolff seinen Beltz/ein Hund sein Haar/ein Schwein jhre Borst/ein Ganß/ein End/ein Henn/oder sonsten ein Vogel seine Federn mit sich/da kompt allein der Mensch nacket vnd bloß in diese Welt/vnd ist noch nit bedeckt vnd bekleydet.⁹
6. Unter ihren vornehmen Arbeiten ist auch/das junge Viehe/Kälber/Kützelein/Schweinlein/Hünlein/junge Gäns und Endten wol füttern und warten [...].¹⁰

Die angenommene germanische Etymologie von TIER aus germ. **deuza-* ›atmen‹ (Kluge 2011: 917; Pfeifer 2000: 1431-1432) lässt auf eine semantisch weite Bedeutung schließen, die potenziell zunächst alle Lebewesen umfassen kann. Vergleichbar ist lat. *animal* ›Tier‹ zu *anima* ›Seele, Leben‹ (Pfeifer 2000: 1432, Griebel 2020: 66).

Ähnliche Feststellungen oder Tradierungen der Etymologie finden sich auch bei Suolahti (1899: 10-11), Waag (1915: 180) und Fritz (2006: 107-108 unter Verweis auf die Bedeutungsverengung von engl. *deer* zu ›Rot-, Damm- und Schwarzwild‹). Mit dem Bedeutungsspektrum des Lexems speziell zur Zeit Goethes hat sich Bär (2019) beschäftigt, s. 3.2.5. Einen prototypentheoretischen Erklärungsansatz für die Bedeutungserweiterung liefert Koch (1995: 32-33), s. Kap. 4.1.

Im Folgenden werden Schlaglichter auf den Gebrauch des Lexems in verschiedenen Textquellen vom Ahd. bis zum Nhd. geworfen, um seiner Bedeutungsentwicklung auf die Spur zu kommen. Ziel ist das Abstecken eines Zeitraums für die Untersuchung der Bedeutungserweiterung sowie eine Verifizierung bzw. Ergänzung der bisherigen Annahme der Bedeutungserweiterung überhaupt. Wird von

8 <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/freising/fastenzeit-palmsonntag-braeuche-geschichte-1.3426053> (13.11.2020).

9 www.deutschestextarchiv.de/book/view/hohberg_georgica02_1682/?p=270&hl=Viehe (01.01.2020).

10 [www.deutschestextarchiv.de/book/view/524271/?p=31&hl=Gan %C3 %9F](http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/524271/?p=31&hl=Gan%20%3%209F) (01.01.2020).

enger bzw. weiter Bedeutung gesprochen, ist im ersteren Fall das vierbeinige jagdbare Raub-/Säugetier gemeint, also die angenommene alte Bedeutung, im zweiten Fall die nhd. generische.

3.2.2 Ausgehendes Althochdeutsch: Genesis, Physiologus und Notker

Die frühmittelhochdeutsche Genesis¹¹ unterscheidet parallel zur altgr. Vorlage zwischen Tieren der Luft, des Wassers und der Erde sowie außerdem dem Vieh (*rôs unde rinder*). Hier findet sich auch die o.g. Querung verschiedener Differenzierungsebenen. *Tier* entspricht dem Landtier und wird in Handschrift W mit *wild* attribuiert (eigene Herv.):

157	er* hiez werden uische, wenige unde michele, uogeale dem lufte,	(Er ließ Fische entstehen, kleine und große, Vögel der Luft,
160	wildiu tier der erde, rôs unde rinder unde ander manich wunder die iu nieman nemach erzelen. [...]	wilde Tiere der Erde, Rösser und Rinder, und manch anderes Wunder, die euch niemand je erzählen vermag. [...]
575	Al daz ter was lebentes, uliugentes oder gentes, wurm oder tiere, dei chomen skiere, [...]	Alles, das da Lebendes war, Fliegendes oder Gehendes, Wurm oder Tiere, die rasch kamen, [...]

* [= Gott, L.S.]

Die Gegenüberstellung zum Menschen geschieht ebenfalls unter Berücksichtigung der Fortbewegungsart:

190	Dehein lêu si so her noch nehein ander tier noch ne si so wilde ze uelde noch ze walde, iz ne si ime* untertan suê er dermite welle gebaren.	(Weder sei ein Löwe so stolz, noch ein anderes Tier, sei es noch so wild, in Feld oder Wald, dass es ihm nicht untertan wäre, wie er auch immer damit verfahren will.
195	Der fogel neuliege nie so hohe, suen er ime rûffe, erne chome sciere,	Der Vogel fliege nie so hoch, dass wenn er ihn ruft, er nicht rasche kommen würde,

11 Der hier wiedergegebene Text entspricht der Handschrift W (Hamano 2016: 18, 28, 61).

	suâ er in hore.	wenn er ihn hört.
	Dehein wurm si so freissam,	Kein Wurm sei so schrecklich,
200	erne si im gehorsam.	dass er ihm nicht gehorsam wäre.
	[...]	[...]
207	Er sol uns sin gelich, aller	Er [=der Mensch, L.S.] soll uns gleich
	gesceppte fortlich.	sein, von allen Geschöpfen der Gefürchtete.)

* [= dem Menschen, L.S.]

Die Tierklassen werden in diesem Abschnitt weiter charakterisiert, indem ihre prototypischen Merkmale genannt werden, die vom Menschen jedoch übertroffen werden bzw. ihm nichts anhaben können. Die *Tiere*, als Repräsentant hier der Löwe, sind demnach *her* (>vornehm, erhaben, herrlich, stolz<) und *wild*, stehen aber trotzdem unter dem Menschen, und leben in Feld und Wald. Der *Vogel* fliegt nicht hoch genug, um dem Menschen nicht mehr nach seinem Ruf zu folgen, und auch der *Wurm* ist dem Menschen gehorsam.

Es stellt sich die Frage, inwiefern insbesondere *uogel* oder *wurm* als Oberbegriffe zu deuten sind oder eher als Prototypen einer Klasse. Um Aufschluss darüber zu erhalten, inwiefern verschiedene Tierarten den Begriffen *Vogel*, *Wurm*, *Fisch*, *Tier* als Hyponyme untergeordnet werden, wurde auf die Ausführungen im Physiologus zurückgegriffen.

Die alt- und frühmittelhochdeutschen Physiologus-Überlieferungen sind in Bezug auf die historische Bedeutung von TIER insofern interessant, als sie eine große Bandbreite von Tierarten thematisieren – auch kleine Tiere, Schlangen und Wassertiere. Die Tiere werden meist in der Form vorgestellt, dass sie im ersten Satz des ihnen gewidmeten Abschnitts bzgl. einer Unterklasse spezifiziert werden. So leitet die Wiener HS den Abschnitt über das Einhorn bzw. Nashorn folgendermaßen ein: *Ouch ist ein tier unte heizzit Einhurno*. Diese Eingangssätze eignen sich daher gut als weiterer Zugang zur sprachlichen Klassifizierung der Tierwelt im ausgehenden Ahd. – auch wenn hier nicht in Vergessenheit geraten darf, dass es sich wie bei der Genesis um einen Text mit fremdsprachiger Vorlage handelt.

Der **Althochdeutsche Physiologus** (ca. 1070) steigt mit einer Ankündigung ein, in der ein Bericht über »die Tiere« und deren geistliche Bedeutung versprochen wird: <H>ier begin ih einna reda umb e diu tier, uuaz siu gesliho bezehinen. Zu Beginn wird das Lexem also generisch verwendet (vgl. Sonderegger 2003: 144). In 11 von 27 erhaltenen Kapiteln werden als *tier* eingeführt: Löwe, Panther, Einhorn, Hyäne, Esel, Elefant und Gazelle. Nicht als *tier* wiederum werden besprochen: *Ydris*/Wasserschlange (*einero slahta natera*), *serra*/Sägefisch (*In demo mere ist ein ez heizzet serra*), *Viper* (*Ein sclahda naderon ist*) und *lacerta*/Eidechse (*So heizzet ein ez lacerta*). Sirenen und Zentauren als Halbmenschen werden als *uunderlihu uuhtir* bezeichnet.

Hier bricht die Überlieferung ab, es fehlen im Vergleich zu den späteren Ausgaben daher Hirsch, Ziege, Fuchs, Biber, Ameise, Igel, Adler, Pelikan, Nachtrabe/Eule (*nocticorax*), Rebhuhn, Strauß, Wiedehopf, Caladrius (ein Vogel) und Phönix – leider gerade die kleineren Tiere bzw. Nicht-Säuger, deren Klassifizierung von Interesse gewesen wäre. Die Tatsache, dass es sich bei den nicht als *tier* bezeichneten Wesen mit Wasserschlange, Sägefisch, Viper und Eidechse und Zentaur mit Ausnahme des Letzteren ausschließlich um Wasserwesen handelt, und umgekehrt bei den überlieferten *tieren* nur um Säugetiere, weist jedoch in Richtung einer engen Bedeutung von *tier*. Einzig der Eingangssatz deutet darauf hin, dass *tier* durchaus auch generisch verwendet werden kann. Der Blick in die lat. Vorlage des Texts zeigt indes, dass der Schreiber die Bezeichnung als *tier* nicht parallel zum Vorkommen des lat. *animal* übertragen hat: Sägefisch (*Est et animal in mari*) und die Eidechse (*Est et volatie animal*) etwa sind in der lat. Vorlage *animales* – aber keine *tiere* in der ahd. Version. Die Formulierungen *So heizzet einez lacerta* bzw. *In demo mere ist einez, heizzet serra* mit einem Pronomen im Neutrum lassen jedoch vermuten, dass hier *animal* bzw. *tier* ersetzt (vermieden?) wird – ahd. *fisc* und *wurm* sind Maskulina.

Sowohl in der Millstätter als auch der Wiener Ausgabe des **frühmittelhochdeutschen Physiologus** (beide ca. 1200) kündigt der Text mit dem jeweils ersten Satz an, *uon tieren unde uuon uogelen* zu erzählen – es werden also (Land-?)Tiere und Vögel differenziert. Die als *tier* bezeichneten Lebewesen sind in den beiden Versionen bis auf eine Ausnahme (s.u.) dieselben, weshalb sie in der folgenden Auflistung zusammen behandelt werden.

Als *tier* werden eingeführt: Löwe, Panther, Einhorn, Hyäne, *Onager*/Esel, Elefant, *Autula*/Gazelle, Steingeiß, Füchsin (*vohe*), Sirenen und Zentauren, aber auch Strauß, Biber sowie *Hydrus*/Wasserschlange und *Serra*/Sägefisch. Als *uogil* werden vorgestellt: Blässhuhn, Rebhuhn und Phönix. Daneben wird die Eidechse (*lacerta*) als *wrm* aufgeführt. Ohne weitere Klassifizierung treten auf: Äffin, Viper, Hirsch, Ameise, Igel, Adler, Pelikan, Nachtrabe, Wiedehopf. Der Caladrius wird in der Wiener HS als *Vogel* spezifiziert, in der Millstätter nicht.

Tiere sind hier also nicht nur Säuge- bzw. Landtiere. Auffällig ist bei den Ausnahmen Strauß, Biber, Wasserschlange und Sägefisch der vergleichsweise hohe Agentivitätsgrad – etwa im Vergleich zwischen Wasserschlange¹² und Eidechse.

12 Der *Hydrus*/die *Ydris* wird im Physiologus zwar nicht als groß, aber dafür listenreich dargestellt: Sie lebt im Nil, ist ein Feind des Nilpferds (*iz fiant si dem Nikhuse*) und lässt sich von diesem absichtlich verschlucken, um ihm die Eingeweide zu zerreißen. Damit symbolisiere sie den in die Hölle hinabsteigenden und den Tod wie den Teufel besiegenden Christus (*Daz Nikhus bizeichinit die helle unte den tot unt einen iegelichen fiant des haltares, unseres trehtines. der nam unser menniskheit an sich unt fuor ze helle unt zebrach elliu dei drinne tot waren unt leitte si mit ime alle von der helle.*). Daher rechne ich ihr einen hohen Agentivitätsgrad zu. Interessant ist im Übrigen hier die Semnatik von *menniskheit* als ›Menschsein, menschliche Eigenheiten, evtl.: menschliche Schwäche.

Ebenfalls einen Hinweis auf die Möglichkeit der generischen Verwendung von ahd. *tier* liefert Notker III. (ca. 950–1022). Er nennt in seinem lat.-ahd. Doppeltext **De syllogismis** die Vernunft (lat. *ratio*/ahd. *réda*) als Unterscheidungskriterium zwischen Menschen und Tieren:

Ratio est indita uis anime ad discernendum/bonum et malum uerum et falsum/Haec est qua facti sumus ad imaginem et/similitudinem dei. **Haec est qua distamus/a brutis animalibus.**

(Die Vernunft ist die [uns] verliehene Kraft, Gutes und Böses zu trennen, Wahres und Falsches. Durch sie sind wir zum Abbild Gottes und ihm ähnlich gemacht. Durch sie unterscheiden wir uns von den plumpen Tieren.)

Tíu máht dero sêlo gegébin/íst. kûot unde úbel zu bechénninne/únde uuâr únde lúgi dáz íst réda./Tía hábendo íst ter mán cote gelih. án|derên/dîerin úngelih.

(Die der Seele gegebene Macht, Gut und Böse zu erkennen, sowie Wahrheit und Lüge – das ist die Vernunft. Diese besitzend ist der Mann[/der Mensch] Gott gleich, anderen Tieren ungleich.)

Mit diesem Gedanken stellt er sich in die Aristotelische Tradition des *zoon logikon* bzw. *animal rationale*. Der Rationalismus wird zum zentralen Gedanken der Aufklärung und als solcher auch für die vorliegende Fragestellung wichtig, s. dazu Kap. 3.2.5.

Im Zuge der Erklärung, dass Vernunft das Unterscheidungskriterium zwischen den Menschen und den *brutis animalibus*, also den ›schwerfälligen, plumpen, gefühllosen, unvernünftigen Tieren‹ sei, übersetzt Notker die Wendung mit *ánderên dîerin*. Hier bezeichnet das TIER die Kategorie, von der sich distanziert wird, und zwar unter Berufung auf den gottgegebenen Verstand, der den Menschen näher zum Schöpfer rückt. Da das Lexem unattribuiert auftritt, besteht im Gegenteil zur lat. Version kein Zweifel daran, dass das Merkmal der »Unvernunft« dem Lexem inhärent ist. Allerdings sagt, genau wie im Fall von *mennisco*, das Bestehen der Kategorie ›Tier‹ noch nichts darüber aus, wie diese Kategorie besetzt ist: Neben der Möglichkeit der generischen Bedeutung im heutigen Sinn ist es auch möglich, dass die großen Säugetiere, insbesondere die Raubtiere, die einzige Gruppe der Tiere bilden, von der sich überhaupt abgegrenzt werden muss, dass also im Textabschnitt überhaupt nicht an Kleintiere, Vögel, Fische oder Insekten gedacht wird und der Mensch sich vielmehr von anderen *tieren* im Sinne von Tieren hoher Animatizität (Raubtiere, Vieh, Wild) abgrenzt. Eine Abgrenzung soll vermutlich von vergleichbaren Lebewesen geschehen – welche das sind, ist auf Basis des einzelnen Textabschnitts nicht eruierbar.

Die Befunde aus dem Ahd. bzw. Fmhd. bestätigen einerseits, dass TIER im ausgehenden Ahd. bzw. frühen Mhd. das wilde, jagdbare Raub-/Säugetier in Feld und Wald bezeichnet, weisen aber andererseits darauf hin, dass es daneben durchaus generisch gebraucht werden kann, da es in Kontexten der kategoriellen Abgren-

zung bei Notker zur Bezeichnung der Kategorie ›nichtmenschliche Lebewesen‹ gebraucht wird. Als mögliche Zwischenstufe der Bedeutungserweiterung zeichnet sich in den jüngeren Physiologus-Ausgaben die Abgrenzung des TIERS zu den Vögeln ab – dies ist insofern interessant, als diese Differenzierung auch in den mhd. Korpusbelegen zutage tritt (3.2.3).

3.2.3 Mittelhochdeutsch: Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (ReM)

Bisher wurde die diachrone Semantik von TIER nicht korpuslinguistisch untersucht. Um die Schlaglichter aus der Literatur und die Aussagen aus den Etymologien empirisch zu ergänzen, wurde im Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (ReM¹³) eine Lemmaabfrage TIER durchgeführt, die 327 Treffer brachte¹⁴. Die Treffer stammen in erster Linie aus geistlichen (z.B. Genesis, Vorauer Joseph) aber auch weltlichen (z.B. Kaiserchronik, Iwein) Textsorten. Für eine Kookkurrenzanalyse ist die Treffermenge zu gering (vgl. Lemnitzer/Zinsmeister 2015: 104), daher wurde nach dem Export mit je 20 Wörtern rechts und links des Treffers sowie nach Säuberung (Dopplungen) eine qualitative Analyse durchgeführt. Die Treffer wurden danach analysiert, 1) welche Arten als TIER bezeichnet werden, 2) ob und wie TIER koordiniert wird, 3) ob und wie TIER attribuiert wird.

Als TIER werden (innerhalb des exportierten Kontexts!) bezeichnet:

- Heimische und exotische Raubtiere/vierbeinige Säugetiere
- Fantasiertiere, teils im religiösen Kontext, auch Tier-Mensch-Mischwesen (Löwe mit Adlerschwingen, Sirenen und Zentauren, ein Waldgeist)
- Wassertiere (Physiologus, vgl. 3.2.2)

Konkret handelt es sich um: Antilope, Bär, Biber, Eber, Einhorn, Elefant, Esel, Hirschkalb, Hyäne, *Hydrus*/Wasserschlange, Leopard (teilweise als Fantasiegestalt mit Adlerschwingen), Löwe, Nashorn, Panther, Reh, *Serra*/Sägefisch, Sirenen und Zentauren, Steinbock, Strauß, ein »Waldgeist«, Wolf.

Diese Aufstellung ist fast deckungsgleich mit dem Physiologus (vgl. 3.2.2), was der Tatsache geschuldet ist, dass insbesondere die Belege aus diesen Texten innerhalb des exportierten Kontextes das als TIER bezeichnete Tier nennen. Die Physiologus-Ausgaben machen mit ca. 80 Belegen rund ein Viertel aller Belege aus.

13 <https://www.linguistics.rub.de/rem/> (23.11.2020).

14 Eine Abfrage im Referenzkorpus Altdeutsch (<https://www.deutschdiachrondigital.de/>) erbrachte lediglich 23 Treffer. Hierbei handelte es sich zum Großteil um die Eingangssätze der Physiologuskapitel des Typs »Ein tier heizzit X [...]«, weswegen die Abfrage nicht verarbeitet wurde.

Koordiniert wird TIER in der Hauptsache mit VOGEL (17/34 Belege, (7)), danach folgen mit großem Abstand WURM (5x), sowie Einzelfälle in neun verschiedenen Kombinationen (8). Bestandteile der Koordinationen sind abgesehen von TIER: VOGEL, VIEH, WURM und FISCH, sowie einmal ein *dracon* ›Drache‹ und einmal *rôss und rinder* statt des Lexems VIEH.

7. a) waren dar in getragen uo gele uñ tiere mit manicfalden ziere uñ mit manigerslahte uarwe
b) Tier vnd vogel walt vnd velt
8. a) wene uo gele vñ tiere vñ o getan gewurme o in dem lande wermit
b) do lîz er ûz tier unde wurme. fihe iöch gefugele
c) tier vñ alle vihe langen vñ vo gele geviderte

Es wurden 76 Attributionen ermittelt. Attribuiert wird TIER in erster Linie mit WILD (20x; (9)). Der Großteil der übrigen attribuerenden Adjektive stammen aus einem ähnlichen Wortfeld der meist negativ konnotierten hohen Agentivität und potenziellen Gefährlichkeit: *arc*, *bos*, *eislich* ›furchtbar, abscheulich‹, *freisam* ›schrecklich‹ (12x), *gitec* ›gierig‹, *gramelih*, *grim* (3x), *gruwelih*, *schedelich*, *snel*, *ubil*, *ubillistisch*, *unchustik* ›böartig‹ (10). Andere negative Konnotationen besitzen *laidig*, *sinnelos*, *stum*, *unrain*. Neutral können *luzzil* ›flink‹, *snel*, *wenig* ›klein‹ (11) betrachtet werden, und positiv konnotiert sind *demutig*, *edele*, *herlich*, *milte*, *schone*, *spehe*, *tiure* (12). Daneben werden einige Tiere in ihrem Lebensraum verortet (13).

9. wer zemit daz wilde dier. wende dez menhen wiheit
10. liz her í werfin vur di lewen vñ vor di grymmen tír. daz í íe frezzen .
11. Daz reh . uñ daz hintchalp . daz int zuei nelliv dier.
12. daz chaf daz it ein edel dir daz chefelin gar nvzlich it
13. Von tyren inder wuete.

Auch diese Ergebnisse reihen sich mit den Aussagen von Pfeifer und anderen ein: Das TIER ist insbesondere WILD und tritt in Gestalt heimischer Raub- bzw. anderer Säugetiere auf. Insgesamt tritt insbesondere das Merkmal hohe Agentivität als bestimmende Gemeinsamkeit hervor. Die Frage, ob bei der Attribution mit WILD Salienz oder Devianz ausgedrückt wird, kann hier mit einiger Sicherheit mit Ersterem beantwortet werden, da Wildheit auch in der Genesis eines der prototypischen Merkmale der TIERE ist.

Die Einteilung der Fauna in TIER, VOGEL, FISCH und WURM, daneben VIEH, ist ebenfalls zu beobachten. Allerdings stammen sechs der acht Belege für Koordinationen mit mehr als zwei Bestandteilen aus genuin christlichen Texten, die den Schöpfungsmythos verarbeiten oder kommentieren, sodass hier, wenn überhaupt,

nur Aussagen für den christlich-religiösen Diskurs getroffen werden können. Interessant ist die häufige Koordination Tier und Vogel, die der Differenzierung im frühmittelhochdeutschen Physiologus entspricht.

3.2.4 Frühneuhochdeutsch: Vokabulare des 14.-16. Jhs.

Frühneuhochdeutsche Vokabulare, als Hilfsmittel zum Verständnis der Bibel und anderer lat. Texte konzipiert, bieten zu jedem lat. Lemma neben knappen Grundinformationen wie grammatischen Angaben meist auch ein dt. Äquivalent. Damit haben sie ähnlich definitorische Funktion wie die später aufkommenden Wörterbücher und geben Aufschluss über die Semantik eines dt. Wortes, indem sie festhalten, zu welchem lat. Lemma es als semantische Entsprechung verstanden wird. Als Stichprobe wurden die Vokabulare von Closener/Twinger¹⁵ (Ende des 14. Jh.), der *Vocabularius Ex Quo* (zahlreiche Auflagen 1410-1505), der *Vocabularius Jodoci doctoris et predicatoris sacre scripture* (ca. 1453¹⁶) und die *Dictionarien* von Dasypodius (1535¹⁷) sowie Serranus (1539¹⁸) gewählt.

Neben lat.-dt. Nachschlagewerken kommen seit dem 16. Jh. auch solche mit dt. Lemmata auf. Hier wurden der *Vocabularius primo ponens dictiones Theutonicas* (gedruckt 1515 von Matthias Hupfuff⁹), die *Tersissima latini eloquii Synonymorum collectione* von Cingularius (1518²⁰), das *Novum Dictionarii* von Alberus (1540²¹), das *Dictionarium germanico latinum* von Dasypodius (1543²²), sowie *Die Teutsch Sprach* von Maaler (1561²³) untersucht.

Bei den lat.-dt. Versionen wurden die Lemmata *animal* ›Tier, Geschöpf²⁴‹, *bestia* ›Tier, als vernunftloses Wesen bes. im Gegensatz zum Menschen; wildes, reißendes Tier, eine Bestie‹ und *fera* ›das wilde Tier, das Wild‹ nachgeschlagen und auf ihre Übersetzung hin untersucht, bei den dt.-fremdsprachigen das Lemma *Thier*.

15 <https://www.degruyter.com/view/title/21665> (23.07.2020).

16 <https://daten.digitale-sammlungen.de/~db/0003/bsb00034515/images/> (23.11.2020).

17 <https://digitale.bibliothek.uni-halle.de/vd16/content/pageview/1495732> (23.07.2020).

18 https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10185606_00023.html (23.07.2020).

19 <http://daten.digitale-sammlungen.de/db/bsb0003004/images> (23.11.2020).

20 <https://daten.digitale-sammlungen.de/db/0003/bsb00037623/images/> (23.11.2020).

21 https://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN670024066&PHYSID=PHYS_0542&DMDID=DMDLOG_0080 (23.07.2020).

22 https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs2/object/display/bsb10185125_00001.html (23.11.2020).

23 https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10164043_00822.html (23.07.2020).

24 Georges (1913) gibt als Bedeutungen von lat. *animal* an: »I) jedes Geschöpf, lebende Wesen mit ausgebildetem Körper, das Tier im weitesten Sinne, dah. v. Menschen [...] II) im engeren Sinne a) das Tier im Ggztz. zum Menschen b) (in der Vulgärspr.) das Rind c) das Postpferd [...]«

Zunächst zu den lat.-dt. Quellen: Die Vokabulare von Closener/Twinger übersetzen sowohl lat. *animal*, *bestia* und *fera* mit Tier (in verschiedenen Schreibungen, Klein/Kirchert 1995: 70, 163, 547). Die dt. Übersetzung von *animal*, *tyer*, erhält jedoch eine zusätzliche Erläuterung *scilicet omne viuens senciens tactum* ‚alles Lebende und Empfindungen Verspürende‘. Hier stellt sich die Frage, ob das Lexem TIER erst dieser Zusatzinformation bedarf, um generisch verstanden zu werden. Dies würde darauf hindeuten, dass die generische Lesart zwar möglich ist, aber noch nicht der Default-Fall. Das Adverb *scilicet* kann jedoch auch »zur bestätigenden Vervollständigung dessen, was eigentlich als sich von selbst verstehend gar nicht bestätigt zu werden braucht« (Georges 1913: Sp. 2528-2529) verwendet werden – dann läge hier eine generische Lesart von *tyer* vor, die nur hervorgehoben wird, etwa weil die engere Bedeutung gleichermaßen in Gebrauch ist. Vom *Vocabularius ex quo* wurde wiederum eine Stichprobe der online verfügbaren Ausgaben, und zwar diejenigen aus 1469, 1488/93 und 1505, untersucht. Hier wird ebenfalls *thier* als Übersetzung von lat. *animal* verwendet. Für die *bestia* wird als Äquivalent *unvernünftig thier* angegeben. Dass *fera* als *wilt* übersetzt wird, zeigt außerdem eine semantische Differenzierung zwischen TIER und WILD, die insofern interessant ist, als die enge Bedeutung von ahd./mhd. TIER der nhd. Bedeutung von *Wild* sehr ähnlich ist. Hier hat sich für letztere Bedeutung offenbar bereits das Lexem WILD spezialisiert.

Der *Vocabularius Jodoci* führt kein Lemma *animal* auf, allerdings wird das lat. Adj. *animalis* als *fyhesch* übersetzt. Die Attribution von Personenbezeichnungen mit *animalis* geschieht offenbar dann, wenn diese sich besonders unagentiv, sozusagen domestiziert, wahrscheinlich gewissermaßen stumpfsinnig verhalten. Dagegen werden *animalia domestica*, die als eigener Eintrag auftreten, mit *hüsllich thiere*, *heymsche thiere* übersetzt. Und auch das *annulosum aīal* [=animal] wird als *geringelt thier* übersetzt – dass damit Kriechtiere gemeint sind, wird am Nachsatz *ringlecht* (›ringförmig‹, ›mit Ringen versehen‹) *als ein nater und schlangen* deutlich. TIER hat hier offenbar ›Vieh‹ und ›Kriechtier‹ bereits semantisch überdacht. *Bestia* wird als *ein wildes thier*, *ein rissens thier*, *unv[er]nünftiges thier*, *ein geringes thier* übersetzt. *Fera* besitzt keinen Eintrag, aber *feraliter vivere* wird mit *fyelich leben* übersetzt.

Im *Dictionarium* von Dasypodius (1535) wird *animal* als *ein thier*, *bestia* und *fera* als *ein wild thier* übersetzt. Ähnlich im *Dictionarium latino-germanicum* von Serranus (1539), bei dem unter dem Lemma *Seele Animal* als *Ein thier, das ein seel vnd das leben hat* erklärt wird, und *bestia* sowie *fera* als *ein wild thier*.

Zusammengefasst wird also in der Stichprobe *animal* immer als *thier* übersetzt, in einigen Fällen mit Erläuterungen, die die Generizität nahelegen. *Bestia* und *fera* werden unterschiedlich übersetzt: bei Closener/Twinger als *thier* und im *Vocabularius Jodoci* sowie bei Dasypodius und Serranus als *ein wild thier*. In den verschiedenen Ausgaben des *Vocabularius Ex Quo* wird unterschiedlich differenziert: Meist ist die *bestia* dort ein *vnuerunfftig thier* und *fera* wird als *wilt* übersetzt. Dass TIER als Übersetzung dieser beiden Begriffe attribuiert wird, weist darauf hin, dass [+wild]

nicht mehr bedeutungskonstituierendes Merkmal des Lexems ist. *Thier* ist in diesen Vokabularen also immer die Übersetzung des lat. generischen Begriffs für Tiere – insbesondere der *Vocabularius Jodoci* und Serranus zeigen die bewusste Generizität auf.

Zu den dt.-lat. Vokabularen:

Der *Vocabularius primo ponens dictiones Theutonicas* (1515) übersetzt *tier* als *animal*, das interessanterweise *rationale* oder *irrationale* sein kann (die Unterscheidung von Mensch und Tier als vernünftige und unvernünftige Tiere wird insbes. im 18. und 19. Jh. gängig, vgl. Adeling in 3.2.5). In den *Tersissima latini eloquii Synonymorum collectanea* werden für *Thyer* verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten angegeben: *Animalia*, *Animantia*, *Armenta*, *Animata*, *Belue*, *Pecudes*. Hiervon weisen *Animalia*, *Animantia* und *Animata* (alle gehen auf lat. *anima* ›Seele‹ bzw. *animare* ›beseelen, beleben‹ zurück) darauf hin, dass mit TIER alle Lebewesen bezeichnet werden können. Auch die Referenz auf domestizierte (*Pecudes*, *Armenta*) und wilde Tiere bzw. Bestien (*Belue*) ist mit dem Lexem möglich. Im *Novum Dictionarii* von Alberus (1540) wird das *Thier* als lat. *animal*, *animaculum*²⁵ übersetzt. Das *Dictionarium germanico latinum* von Dasypodius gibt als Übersetzung für das *Thier* *Animal*, *Animans* an, enthält daneben aber auch einen eigenen Eintrag für die Übersetzung von *Wilde Thiere*. Diese sollen als *Bestia*, *Belua*, *Fera* übersetzt werden. Die *Teutsch Sprach* von Maaler (1561) übersetzt *thier* dagegen mit lat. *bestia*, *animal*, *animans*.

Das Standardäquivalent zu TIER scheint also lat. *animal* zu sein. TIER hat offenbar außerdem domestizierte, auch kleine und evtl. wilde Tiere unter sich subsumiert. Insgesamt scheint also im 16. Jahrhundert TIER bereits eine vergleichsweise weite Bedeutung zu besitzen.

3.2.5 Neuhochdeutsch: Wörterbücher des 18. und 19. Jhs.

Als erste Referenz für das 18. und 19. Jh. kann das von Bär herausgegebene ZBK-Korpus²⁶ dienen, ein im Aufbau befindliches begriffshistorisches Wörterbuch zum literatur- und kunsttheoretischen Diskurs der Goethezeit (1760-1840), das auch ein bereits zugängliches, wenn auch noch nicht vollständiges Onlinewörterbuch beinhaltet. Das Quellenkorpus umfasst 430 deutschsprachige Autor*innen und über 67.000 Einzeltexte. Auf deren Basis wird die Semantik von für den Diskurs der Zeit zentralen Begriffen ermittelt. Maßgeblich für die Erstellung der Artikel und nützlich für die vorliegende Fragestellung ist hierbei der lexikographisch-methodische Ansatz der relationalen Semantik (Bär 2015). Er beruht auf der Annahme,

25 Wohl ›kleines Tier‹.

26 Zentralbegriffe der klassisch-romantischen »Kunstperiode«, [www.korpus.zbk-online.de/\(23.11.2020\)](http://www.korpus.zbk-online.de/(23.11.2020)).

dass »[d]ie Bedeutung historischer sprachlicher Zeichen [...] in der Gesamtheit ihrer in einem Untersuchungskorpus nachweisbaren semantisch-relationalen Ausdrücke besteht.« In der Folge sind die Wörterbuchartikel stufenweise nach verschiedenen einzeln beschriebenen greifbaren Bedeutungen aufgebaut. Der Eintrag *Tier* ist im Onlinewörterbuch bereits vorhanden. Die generische Bedeutung ›Tier‹ im heutigen Sinne ist in dem abgedeckten Zeitraum die prototypische:

Tier, das; -(e)s/-e. — Als Tier gilt im Untersuchungszeitraum zunächst und im allgemeinsten Sinne (nach der binären Linné'schen Unterscheidung der organischen Naturreiche) **jedes Lebewesen, das nicht den Pflanzen zuzurechnen ist. In diesem Sinne gehört auch der Mensch zu den Tieren; in der prototypischen engeren Bedeutung wird er jedoch nicht zu ihnen gezählt.** Die Kategorie kann im Einzelfall extensional auch noch enger verstanden werden und dann die Vögel ausschließen der (wiederum jeweils enger) nur die Landtiere bzw. nur die Landsäugetiere umfassen. Eine klare semantische Abgrenzung lässt sich hier nicht vornehmen, so dass alle diese unterschiedlichen Extensionen zu einer einzigen Bedeutung (1) zusammengefasst werden. Demgegenüber lassen sich hinreichend deutlich verschiedene Metonymien – die Eigenschaft, die ein Tier zu einem solchen macht (2), sowie zwei Abbild- oder Symbolisierungsverhältnisse (7, 8) –, Spezialisierungen – hinsichtlich diverser Charakteristika und Funktionen (3, 4, 5, 6) – und eine Bedeutungserweiterung (9) unterscheiden. Im ästhetischen (erkenntnis- und kunsttheoretischen) Diskurs spielt das Tier zumeist eine Rolle als Manifestation der einen von zwei Seiten der menschlichen Natur: der Sinnlichkeit, Instinkthaftigkeit, Triebhaftigkeit (im Gegensatz zur Vernunft und der durch sie bewirkten Freiheit des Entscheidens, die moralisches Handeln ermöglicht). (eigene Herv.)

Danach folgt eine abgestufte Auflistung der verschiedenen differenzierbaren Bedeutungen, von denen die für diese Fragestellung relevante(ste)n²⁷ folgendermaßen beschrieben werden:

1. ›nichtpflanzliche, nichtmenschliche Kreatur, Lebewesen, das weder Mensch noch Pflanze ist‹ (prototypisch), im weiteren Sinne: ›nicht pflanzliches Lebewesen‹, im engeren Sinne: unter Ausschluss der Vögel, noch spezieller: ›vierfüßiges Tier, Landtier‹, noch spezieller: ›(Land-)Säugetier‹.
2. ›Tierheit, tierische Natur, die oder eine Gesamtheit von tierischen Eigenschaften, die der Mensch mit dem Tier gemeinsam hat (und über die er sich durch

27 Die übrigen Bedeutungen sind die folgenden: 3. ›Reit-, Zug oder Lasttier‹. 6. jägersprachlich: ›Weibchen des Rotwildes‹. 7. ›Abbild eines Tiers, Tierfigur‹ in der bildenden Kunst (Malerei ebenso wie Plastik) sowie im Kunsthandwerk (auch als Spielzeug für Kinder). 8. ›traditionelles Symbol jedes der vier Evangelisten‹. 9. ›Geschöpf, Wesen, Ding, nicht näher bezeichneter Gegenstand, etwas, das nicht konkreter benannt wird: sei es in abschätziger Redeweise, weil die genaue Bezeichnung dafür nicht bekannt ist oder weil sie vermieden werden soll‹.

zusätzliche, ausschließlich ihm eigene Charakteristika erhebt)«, konkret: Abhängigkeit von sinnlichen Eindrücken, Instinkthaftigkeit, Naturnotwendigkeit aller Handlungen und Empfindungen, Mangel an Vernunft, an Freiheit, an Moralität, an Kultur. [...]

4. ›Raubtier, gefährliches, reißendes Tier; für Tierkämpfe eingesetztes Tier; Bestie, Untier.«

5. ›Wild, jagdbares Tier.«

[...]

Zu Beginn des 19. Jhs. haben sich also die enge und die weite Bedeutung in ihrer Relevanz umgekehrt. Da bisher eine groß angelegte Untersuchung zum Fnhd. fehlt, kann hier nur formuliert werden, dass spätestens im Nhd. das TIER in seiner prototypischen Verwendung alle nichtmenschlichen Lebewesen bezeichnet.

Dass an zweiter Stelle der Auflistung das Wesen des Tierischen, also linguistisch gesprochen die Gesamtheit der bedeutungskonstituierenden und distinktiven Merkmale des Lexems TIER, steht, und dass in diesem Zusammenhang bei der Beschreibung der »tierischen Natur« häufig »Eigenschaften, die der Mensch mit dem Tier gemeinsam hat« mitgedacht werden, zeigt auf, wie häufig die beiden Kategorien zu der Zeit abhängig voneinander ausgehandelt werden.

Exemplarisch kann das *Grammatisch-kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* von Adelung stehen, das den Menschen unter den Tierbegriff fasst. Hier ist das *Thier*

[... i]m weitesten Verstande, ein jedes lebendiges Geschöpf, ein Körper, welcher der Empfindung und freywilligen Bewegung fähig ist. Ein unvernünftiges Thier, zum Unterschiede von dem vernünftigen, welches doch unter dem Nahmen des Menschen am bekanntesten ist. Es wird hier nur als ein allgemeiner Ausdruck gebraucht, die Classe oder das Geschlecht zu bezeichnen. Wenn sich der Mensch zum Geschlecht der Thiere rechnen muß, so kann er doch auch in mancher andern Absicht seinen wahren Adel und Vorzug erweisen, die ihm auf einen höhern Rang ein gegründetes Recht geben. (Adelung 1801: 579)

Das Tier/Mensch-Differenzierungskriterium ist hier wie schon bei Notker die Vernunft. Der letzte Satz zeigt eindrücklich die Devaluierung, die das Tiersein für den Menschen bedeutet: Der Mensch »muß« sich in die Kategorie einordnen, gleichzeitig besitzt er ein »Recht« auf einen höheren Rang. Unklar bleibt, ob dieser höhere Rang nun innerhalb der Kategorie platziert ist oder gerade die Begründung liefert, sich zu exkludieren. Denkwürdiger Ausdruck dieses stets zu verhandelnden, unklaren Verhältnisses von Hypo- und Hyperonymieebene der Lexeme TIER und MENSCH stammt von Hegel, der konstatiert, dass der Mensch ein Tier sei, im Bewusstsein genau hierüber jedoch wieder »aufhört Thier zu seyn«:

Der Mensch ist Thier, doch selbst in seinen thierischen Funktionen bleibt er nicht als in einem Ansich stehen, wie das Thier, sondern wird ihrer bewußt, erkennt sie und erhebt sie, wie z.B. den Prozeß der Verdauung, zu selbstbewußter Wissenschaft. Dadurch löst der Mensch die Schranke seiner ansichseyenden Unmittelbarkeit auf, so daß er deshalb gerade, weil er weiß, daß er Thier ist, aufhörte Thier zu seyn, und sich das Wissen seiner als Geist giebt. (Hegel 1835: 104)

Moderne Wörterbücher schließlich meiden die Bezeichnung des Menschen als *Tier* und greifen stattdessen auf wiederum überdachende Begriffe wie *Lebewesen* zurück, so etwa der Duden, nach dem der Mensch das »mit der Fähigkeit zu logischem Denken und zur Sprache, zur sittlichen Entscheidung und Erkenntnis von Gut und Böse ausgestattetes höchstentwickeltes Lebewesen« ist.²⁸ Auch hier finden sich die schon bei Notker auftretenden Kriterien Verstand und Unterscheidung von Gut und Böse.

Es darf offenbar nicht auf den Begriff zurückgegriffen werden, der die traditionell niedriger hierarchisierte Kategorie bezeichnet. Stattdessen wird zu einem »neutralen« dritten Begriff gegriffen. Das ist insofern verständlich, als das Lexem TIER für zahlreiche degradierende Phraseologismen gebraucht wird: *leben wie die Tiere, nur ein Tier sein, das machen nur Tiere* sind nur einige Beispiele für solche rezenten, lexikalisierten Wendungen, die verhindern, dass *Tier* als neutraler Oberbegriff dienen könnte.

4. Zusammenfassung und Interpretation der Beobachtungen

Insgesamt lässt sich für das Alt- bzw. Mittelhochdeutsche festhalten, dass in den Texten mit altsprachlicher Vorlage und/oder christlichem Hintergrund die Einteilung der Fauna mehrheitlich auf die von Pfeifer und Kluge beschriebene Art stattfindet. Wahrscheinlich entspringen deren etymologische Angaben diesen und/oder vergleichbaren Textzeugen²⁹. Allerdings deuten der Eingangssatz des *Althochdeutschen Physiologus* und das Beispiel Notkers darauf hin, dass TIER auch im (ausgehenden) Ahd. bzw. im Mhd. schon generisch verwendet wurde – wie die damit bezeichnete Kategorie zusammengesetzt ist, ist jedoch (noch) nicht klar. Ähnliche Ergebnisse bringt die Korpusabfrage im ReM: Hier ist das TIER mehrheitlich das wilde Säuge- und Raubtier, allerdings wird auch deutlich, dass als mhd. Textzeugen hauptsächlich christliche Diskurse zu Verfügung stehen, sodass das aus dem Korpus eruierte Gesamtbild wohl nicht repräsentativ für den Alltagsdiskurs ist. Die

28 https://www.duden.de/rechtschreibung/Mensch_Lebewesen_Individuum (13.11.2020).

29 Weder Pfeifer noch Kluge geben Hinweise zu Belegstellen.

Durchsicht von Vokabularen des ausgehenden 14.-16. Jhs. ergibt, dass TIER in dieser Zeit als (zumindest ungefähres) Äquivalent zu lat. *animal* gesehen wurde, in Anbetracht der Etymologie vermutlich also mehrheitlich generisch gebraucht wurde. Spätestens im 18. bzw. 19. Jh. ist die generische zur Defaultbedeutung geworden. Somit ergibt sich, bleibt man bei der Annahme einer Bedeutungserweiterung, der ungefähre Zeitraum vom 14.-18. Jh. als derjenige, in dem diese semantische Ausdehnung stattfindet.

Kritisch zu beachten sind dabei insbesondere folgende Aspekte:

- Da die sprachliche Faunaeinteilung des Ahd. und Mhd. hauptsächlich anhand von Texten mit fremdsprachigen Vorlagen und mit theologischer/christlich-religiöser Einbettung eruiert wurde, sind Rückschlüsse auf alltags- und genuin deutschsprachige Verhältnisse nur unter Vorbehalt möglich.
- Bei der klassischen Einteilung der Tierwelt entsprechend der Genesis bezeichnen *tier*, *vogel*, *fisch* und *wurm* evtl. eher Prototypen. Es ist zu klären, inwiefern im Ahd. und Mhd. von *Tieren der Luft* bzw. *des Wassers*, *kriechenden Tieren* gesprochen wird.

4.1 Das maximal Ähnliche wird zur Bezeichnung ›des Anderen‹

Welchen Status das Lexem TIER im Ahd. und davor hatte, kann den vorangegangenen Ausführungen zufolge wohl nicht mehr vollständig eruiert werden. Fest steht jedoch, dass das TIER von den Lexemen, die historisch potenziell die Fauna binendifferenzieren, dasjenige mit dem höchsten Belebtheits- bzw. Menschenähnlichkeitsgrad ist.³⁰ VIEH und BIEST scheinen zunächst ähnliche Animatizitätsgrade aufzuweisen, waren als Konkurrenten für die Generalisierung jedoch offenbar nicht passend: Das *Vieh* ist zwar diejenige funktionale Tierklasse, die dem Menschen räumlich lange Zeit am nächsten ist, allerdings ist es im Vergleich zum wilden Tier um einiges weniger agentiv, da es maximal vom Menschen dominiert wird. *Bestie* und *Biest* (< lat. *bestia* ›Tier, insbesondere wildes Tier‹) wiederum tragen zum jeweiligen Zeitpunkt ihrer Entlehnung ins Dt. (*Bestie* direkt aus dem Lat., *Biest* erst im 16. Jh. über das Niederdt., Pfeifer 2000: 126) bereits die Bedeutung ›wildes Tier‹ und sind damit bereits vom Kulturwesen Mensch distanziert. Allerdings stellt sich hier die Anschlussfrage, weshalb in der Romania genau dieses Lexem zum generischen Ausdruck wurde.

Zur Bezeichnung des Anderen wird also das am stärksten agentive, bzgl. dem Belebtheitsgrad menschenähnlichste Lexem gewählt. Nur scheinbar zum gegen-

30 Vgl. zur Begründung der Hierarchisierung auf der Belebtheits- bzw. Animatizitätshierarchie und zur Erklärung linguistischer Phänomene mithilfe des Konzepts der Belebtheit Köpcke/Zubin 1996, Kasper 2020, Lind/Späth demn.

teiligen Schluss kommt Koch (1995: 32-33), der davon ausgeht, dass das TIER »im Gegensatz zum Haustier das dem Menschen am fernsten stehende, am wenigsten als ›Person‹ empfundene Tier‹ darstellt und deswegen der Prototyp des ›Tiers‹ ist. Der Unterschied zwischen beiden Interpretationen liegt im angenommenen Vergleichspunkt der Ähnlichkeit: Koch bezieht sich auf die Kultiviertheit: Der Mensch als das Kulturwesen platziert sich am einen Ende der Skala Wildheit – Kultur, das Tier am anderen. Jedoch braucht es, um überhaupt einen Vergleich zu ziehen, einen Moment der Ähnlichkeit. Auf diesen bezieht sich der hier eingenommene Standpunkt, der das Tier als maximal ähnlich, nämlich in Bezug auf seine Agentivität, interpretiert. Ginge es nur um Unähnlichkeit, hätte auch der Wurm, der zusätzlich zum Merkmal der Unkultiviertheit und des nicht-Personellen zahlreiche weitere Merkmale besitzt, die ihn dem Menschen unähnlicher machen (Kleinheit, Nicht-Säugetier etc.) zur Bezeichnung des ›Tiers‹ werden können. Koch geht bei germ. **deuza* bzw. ahd. *tior* von einer Bedeutung ›wildes Tier‹ aus. Ich gehe dagegen davon aus, dass erst im Moment des Vergleichs, der nur angestellt werden kann, weil eine Ähnlichkeitsbeziehung (und zwar in der Animatizität) besteht, Unterschiede im Kontrast umso deutlicher hervorgehoben und zum konstitutiven Merkmal der abgegrenzten Kategorie werden: Nähe (in Form von Ähnlichkeit) stellt viel eher eine Notwendigkeit für Abgrenzungspraktiken dar als Distanz (Unähnlichkeit), denn dort gibt es ohnehin keine Verwechslungsgefahr. Konkret heißt das, dass sich im Diskurs wohl viel häufiger von Raub-/Säugetieren in ihren Eigenschaften der Wildheit (Raubtiere) bzw. Dominiertheit (Nutztiere) abgegrenzt wurde als von Kleintieren bzw. Nicht-Säugetieren. Eine Abgrenzung von Mäusen, Karpfen und Schnecken ist selten notwendig, weil zu ihnen ohnehin wenig Ähnlichkeit besteht.

Eine erste Hypothese für die Sukzession der semantischen Erweiterung könnte also lauten:

- 1) Frequente sprachliche Abgrenzung des Menschen vom TIER in der engeren Bedeutung
- 2) Bildung bzw. Verfestigung einer relevanten Kategorie mit bestimmten konstitutiven Merkmalen (Bsp.: Wildheit, Unvernunft)
- 3) sprachliche Subsumierung/Aufnahme anderer Tiere in diese Kategorie = Generalisierung

Dieses Modell besteht in der Ausweitung einer bestehenden Begriffskategorie auf weitere Mitglieder und ist damit auch auf die Genese von MENSCH anwendbar – unter Umkehrung der Abgrenzungsrichtung.

4.2 Diachrone Kategoriebildung als Abgrenzungs- bzw. Definitionsvorgang

Es scheint sich abzuzeichnen, dass sich die sprachliche Kategorie ›Tier‹ in Gestalt des Lexems TIER historisch durch Binnendifferenzierung innerhalb der nichtmenschlichen Fauna bildete. Rezent bedeutet sie die Abgrenzung jener nichtmenschlichen Fauna zu anderen Kategorien (insbesondere Pflanzen, Menschen).

Unsicher ist, ob es im Voralthochdeutschen einen generischen Ausdruck für die nichtmenschliche Fauna gegeben hat. Wahrscheinlich scheint aber, dass naturnah lebende Menschen viel eher über verschiedene Tiere und Tierarten in ihren unterschiedlichen Funktionen sprachen als über »die Tiere« in ihrer Eigenschaft als nichtmenschliche Lebewesen im heutigen Sinn: Räumliche Nähe individualisiert, und eine Differenznivellierung war nicht möglich, da Tiere gerade aufgrund ihrer individuellen Eigenheiten gebraucht (Kriegshelfer, Arbeitshelfer, Milch- und Schlachtvieh etc.) oder bekämpft (Ungeziefer, Raubtiere) wurden. Erst mit der lebensweltlichen Distanzierung vom Tier und der abnehmenden Relevanz ihrer spezifischen Eigenschaften (jedes Heimtier kann auch Versuchstier sein und umgekehrt) wurden weniger artspezifische Eigenheiten zum kategorienbildenden Kriterium – namentlich das Faktum, dass sie keine Menschen sind. Linguistisch kann dieser Vorgang mit dem Abbau von semantischen Merkmalen analogisiert werden.

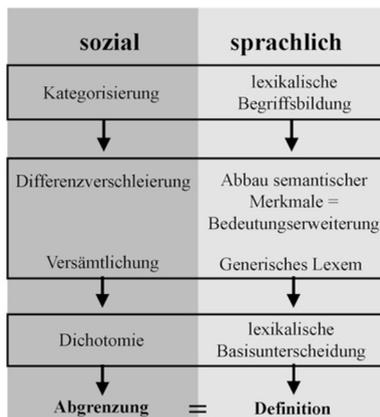
Die Kategorie ›Tier‹ ist hierbei kein Einzelfall – auch das Göttliche wird mit Einzug der christlichen Weltvorstellung zentralisiert und abstrahiert, ebenso der Begriff des Menschen, der sich von diesem Göttlichen ebenso wie vom Animalischen abgrenzt, wo vorher eine »archaische Permeabilität« herrscht (Dinzelbacher 2000: 274). Hier ergibt sich ein Spannungsfeld, in dem Animalisches, Menschliches und Transzendentes, im Grunde Symbole für menschliche Eigenschaften, als Gegenspieler gegeneinander abgewogen und in ihren Domänen abgesteckt werden, sodass aus dieser Abgrenzung letztendlich die wortwörtliche Selbstdefinition (< lat. *de* ›von etw. ab, weg‹, lat. *finis* m./f. ›Grenze‹) des Menschen entspringt: »[I]n der stufenleiter der wesen nimmt nach einer philosophischen anschauung, zumal des 18. jahrh., der mensch die mittelstufe zwischen engel und thier ein«, formuliert es das Deutsche Wörterbuch.³¹ Das Tierische wird während dieses Prozesses, in dem das Selbstbild des aufgeklärten Menschen als Vernunft- und Kulturwesen gebildet wird, zum Symbol für das Unbeherrschte, Unkultivierte, Wilde, von dem es sich zu distanzieren gilt: »Nur durch Ertödtung des thierischen Menschen wird der geistige ins Leben geboren.« (Wieland 1797: 182) Das Zeitalter der Aufklärung ist somit nicht nur der Zeitraum, in dem sich die lexikalischen Segregationen vom Typ *essen/fressen* (Griebel 2020) endgültig verfestigen – auch die diesen lexikalischen Differenzierungen zugrundeliegenden Konzepte werden sprachlich zu einer Dichotomie: Der MENSCH grenzt sich nicht mehr innerhalb des Humanen

31 www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=mensch (10.08.2020).

von der Frau ab, sondern eben von nichtmenschlichen Entitäten. Auch die Grenzen der Kategorie TIER liegen nicht mehr innerhalb der Fauna, sondern werden zu ihren Außengrenzen (vgl. Abb. 1). Dadurch, dass sowohl MENSCH als auch TIER im Zuge ihrer semantischen Überdachungsprozesse von weniger Entitäten abgegrenzt sind, wird die Grenze zum jeweils anderen gestärkt. Letztendlich haben sich zwei angrenzende Kategorien gebildet, die sich an der Stelle ihrer Berührung komplementär definieren: MENSCH ist (unter anderem), was nicht TIER ist.

Abb. 2 fasst abschließend zusammen, wie sich bei der sprachlichen Kategoriebildung im Sinne lexikalischen bzw. semantischen Wandels soziologische und linguistische Prozesse analogisieren lassen. Hierbei sind die sprachlichen Phänomene zugleich Reflex und Katalysator sozialer Vorgänge bzw. Zustände (vgl. Linke 2009).

Abbildung 2: Soziologische und linguistische Kategoriebildung in Analogie



Indes ist es mitnichten der Fall, dass sich die historischen Unterteilungen völlig in einer Unterordnung unter dem Lexem TIER aufgelöst haben – davon zeugen bei einer stichprobenhaften Google-Abfrage »Tiere und Fische« bzw. »Tiere und Vögel« Belege wie »[...] fast alle Fische und Tiere, die in hiesigen Gewässern leben, sind harmlos für Menschen.«³² oder »Recht auf Freizügigkeit für Menschen, Tiere und Vögel.«³³ Nicht nur relativieren Belege wie diese zunächst die Aussagekraft der

32 <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/starnberg/bayern-tiere-fische-fuenfseenland-1.4663190> (20.09.2020).

33 <https://de.lush.com/artikel-recht-auf-freizuegigkeit-fuer-menschen-tiere-und-voegel> (20.09.2020).

Koordinationen in den mhd. Korpusbelegen bzgl. einer Bedeutungserweiterungsstufe des Lexems TIER – auch zeigen sie auf, dass es sich bei Vögeln und Fischen offenbar um nicht-prototypische TIERE handelt, denen der Status als Kategorienmitglied sprachlich rasch aberkannt werden kann.

5. Fazit

»Das« Tier/Mensch-Verhältnis gibt es nicht. Verschiedene Tiere besitzen unterschiedlichste Funktionen für den Menschen, und damit bestehen mannigfaltige Verhältnisse zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Tieren. Dennoch wird »das« Tier/Mensch-Verhältnis unter Zuhilfenahme der beiden Lexeme TIER und MENSCH permanent sprachlich hergestellt.

Der diachrone Blick auf diese beiden Lexeme zeigt dabei parallele Vorgänge semantischen Wandels auf: In beiden Fällen wurden in bestehende Kategorien sukzessive mehr Mitglieder aufgenommen, wurden die Bedeutungen bestehender Lexeme erweitert. Dieser Vorgang steht vermutlich im Zusammenhang mit dem vermehrten Gebrauch beider Lexeme in Kontexten der gegenseitigen Abgrenzung zur Definition des jeweils anderen, sodass das TIER zu einem Kontrastbegriff des MENSCHEN wurde und umgekehrt. Die zugrundeliegenden mentalitätsgeschichtlichen Hintergründe scheinen insbesondere vom christlichen Menschenbild sowie der Aufklärung motiviert bzw. verstärkt worden zu sein. Der Zeitraum der Manifestation der generalisierten Lexeme scheint in beiden Fällen ähnlich anzusetzen zu sein: Die Aufklärung als Zeit der »Vermessung der Welt« ist eine Zeit der Kategorisierung und Definitionsgebung. Doch nicht nur wird dem Menschen bewusst, dass er seine Umwelt erfassen kann, auch seine Agentivität in der Welt wird insbesondere seit der Industrialisierung spürbar: Der Mensch verändert Landschaften, das Klima und den Artbestand der Welt – aktuellster sprachlicher Ausdruck des Bewusstseins hierüber ist vielleicht die Bezeichnung *Anthropozän* für das aktuelle Zeitalter.

Die Verhältnisse im Ahd. finden sich derweil auch rezent wieder, auch heute wird bedürfnisorientiert differenziert oder generalisiert: Das Gesetz hat pauschale Tierrechte formuliert — gleichzeitig echauffiert man sich jedoch über das Verzehren von Hundefleisch in China, empört man sich darüber, dass das *doch kein Vieh* ist, und ausgesetzte Katzen werden bedauert, wenn sie *wie Ungeziefer entsorgt* werden.

Als Folgeuntersuchung der vorliegenden Sondierung ist eine groß angelegte Korpusuntersuchung im Fnhd. geplant, die insbesondere Kontexte ermitteln will, in denen nicht-prototypische Tiere sprachlich dennoch eben dieser Kategorie zugerechnet werden, d.h. als *tier* bezeichnet werden. Ziel ist es, den Überdachungsprozess semantisch greifen zu können. Zur diachronen Eruierung semantischer

Merkmale des Lexems TIER soll auch die Analyse historischer Verwendungskontexte von Wortbildungen (*tierisch*, *tierlich*, *tierhaft*, *Untier*) oder verwandten Lexeme (*animalisch*) dienen. Als fruchtbar könnten sich außerdem sprachvergleichende Untersuchungen erweisen, etwa der Vergleich mit der Generalisierung von lat. *bestia* im Frz., Span. oder Ital.

Für die diachrone Semantik erweisen sich soziologische Modelle (Versäntlichung, Theorie der sozialen Differenzierung, Alterisierung/Othering) als hilfreiche Erklärungsansätze. Auch die Auseinandersetzung mit Koch (1995) zeigt dies eindrücklich auf: Die Linguistik ist gefragt, ihren Untersuchungsgegenstand als soziales Phänomen zu begreifen und sich daher etablierte theoretische Modelle anderer Sozialwissenschaften (z.B. Ähnlichkeit, Animatizität) anzueignen und in ihre eigenen Theorien zu integrieren.

Literatur

- Adelung, Johann Ch. (1793-1801): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen, Leipzig: Breitkopf. Online abrufbar unter <http://woerterbuchnetz.de/Adelung> vom 23.11.2020.
- Bär, Jochen (2015): Hermeneutische Linguistik: Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Brons, Lajos L. (2015): »Othering, an analysis«, in: *Transcience, A Journal of Global Studies* 6, S. 69-90.
- Derrida, Jaques (2016): *Das Tier, das ich also bin*, Wien: Passagen Verlag.
- Dinzelbacher, Peter (2000): *Mensch und Tier in der Geschichte Europas*, Stuttgart: Alfred Körner.
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbände, Leipzig 1854-1961. Quellenverzeichnis Leipzig 1971. Online abrufbar unter <http://woerterbuchnetz.de/DWB> vom 23.11.2020.
- Fritz, Gerd (2006): *Historische Semantik*, Stuttgart: Metzler.
- Griebel, Julia (2020): »das thier friszt, der mensch iszt«. Zur Diachronie der lexikalischen Mensch-Tier-Grenze im Deutschen, Heidelberg: Winter.
- (2019): »das thier friszt, der mensch iszt«. Zur Genese der lexikalischen Mensch-Tier-Segregation im Deutschen«, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 3, S. 303-329.
- (2017): »Von fressenden Menschen und essenden Hunden. Lexikalische Mensch-Tier-Grenzziehung im Deutschen«, in: *Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte* 8, S. 52-70.

- Grubmüller, Klaus/Stock, Markus (2001): Frühneuhochdeutsches Glossenwörterbuch. Band VI: Index zum deutschen Wortgut des ›Vocabularius Ex quo‹, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Habermann, Mechthild (2015): » ›Du armes Schwein‹ – Vom sprachlichen Umgang mit dem Tier«, in: Stephanie Waldow (Hg.), Von armen Schweinen und bunten Vögeln, Paderborn: Fink, S. 71-94.
- Hamano, Akihiro (2016): Die frühmittelhochdeutsche Genesis. Synoptische Ausgabe nach der Wiener, Millstätter und Vorauer Handschrift (= Hermeae. Neue Folge, Band 138), Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hegel, Georg W. F. (1835): »Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Ästhetik. Herausgegeben von D.H.G. Hotho. Erster Band«, in: Heinrich G. Hotho (Hg.), Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten. 18 Bde, Berlin: Verlag von Duncker und Humboldt. Online verfügbar unter https://hegel.net/hegelwerke/Hegel_Werke_Bd10-1_Aesthetik_Bd1_1aufl_1835.pdf.
- Kasper, Simon (2020): Der Mensch und seine Grammatik. Eine historische Korpusstudie in anthropologischer Absicht, Tübingen: Narr Francke Attempo.
- Kaufmann, Allison B./Hearn, William J. (2017): »Creativity in Non-Human Animals«, in: James C. Kaufmann/Vlad P. Glaveanu/John Baer (Hg.), The Cambridge Handbook of Creativity across domains, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 492-506.
- Klein, Dorothea/Klaus Kirchert (Hg.) (1995/2012): Die Vokabulare von Fritsche Cloesener und Jakob Twinger von Königshofen, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kluge, Friedrich (2011): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprach, 25. Auflage, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kochskämper, Birgit (1999): Frau und Mann im Althochdeutschen (= Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, Band 37), Frankfurt a.M. [u.a.]: Peter Lang.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David (1996): »Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen«, in: Ewald Lang/Gisela Zifonun (Hg.), Deutsch – typologisch (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1995), Berlin/New York: De Gruyter, S. 473-491.
- Lind, Miriam/Späth, Lena (demn.): »Von trächtigen Äffinnen und säugenden Elefantenkühen – Zum Geltungsbereich der Genus-Sexu-Korrelation«, Erscheint in: Gabriele Diewald/Damaris Nübling (Hg.), Genus, Sexu, Gender – Neue Forschungen und empirische Studien zu Geschlecht im Deutschen, Berlin/Boston: De Gruyter.
- Linke, Angelika (2009): »Stilwandel als Indikator und Katalysator kulturellen Wandels. Zum Musterwandel in Geburtsanzeigen der letzten 200 Jahre«, in: Der Deutschunterricht 1, S. 44-56.

- Loewe, Daniel (2011): »Der Umfang der moralischen Gemeinschaft: Einbezug nicht-menschlicher Tiere in einen vertragstheoretischen Argumentationsrahmen«, in: Laszlo Kovacs/Cordula Brand (Hg.), *Forschungspraxis Bioethik* (= *Lebenswissenschaften im Dialog*; Band 10), Freiburg i.B. [u.a.]: Alber, S. 155-167.
- Maurer, Friedrich (Hg.) (1967): *Der altdeutsche Physiologus. Die Millstätter Reimfassung und die Wiener Prosa (nebst dem lateinischen Text und dem althochdeutschen Physiologus)* (= *Altdeutsche Textbibliothek*, Band 67), Berlin/Boston: De Gruyter.
- Sonderegger, Stefan (2003): *Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das älteste Deutsch. Darstellung und Grammatik. 3. durchges. und wesentl. erw. Aufl.*, Berlin/New York: De Gruyter.
- Suolahti, Viktor H. (1899): *Die Althochdeutschen Tiernamen. I. Die Namen der Säugetiere*, Darmstadt: G. Otto's Hof-Buchdruckerei.
- Waag, Albert (1915): *Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Ein Blick in das Seelenleben der Wörter. 3. verm. Aufl.*, Lahr i.B.: Schauenburg.

Grenze zwischen MENSCH und TIER?

Erkenntnisse aus den Großschreibpraktiken in den frühneuzeitlichen Hexenverhörprotokollen

Renata Szczepaniak

1. Einleitung

Was legen historische Schreibpraktiken offen? Dieser Frage widmet sich dieser Beitrag, in dem die Großschreibpraktiken der Frühen Neuzeit untersucht werden. Sie sollen dabei helfen, die konzeptuelle Grenze zwischen Mensch und Tier auszuloten. Dabei wird hier die Großschreibung in den Hexenverhörprotokollen untersucht, d.h. in einer Textsorte, deren Ziel es war, die Bewertung der Handlung und das Urteil für ein vermeintliches Verbrechen zu begründen, mehr als über die Wirklichkeit des Prozessverlaufs zu berichten. In dieser besonderen historischen Textsorte erweist sich die Großschreibung als Mittel der (unbewussten) Evaluierung und liefert damit eine Grundlage für die Annahme von konzeptuellen Grenzen zwischen bestimmten Entitäten, hier Menschen (Männern und Frauen) und Tieren.

Der Beitrag beginnt mit der Verortung der Hexenverhörprotokolle im soziohistorischen Kontext (Kap. 2). Hier steht die Rolle der Protokolle bei der Konstruktion der Prozesswirklichkeit im Vordergrund. In Kap. 3 wird die Rolle der Belebtheit bei der Setzung (und Entwicklung) der Großschreibung kurz vorgestellt und in Bezug auf die Hexenverhörprotokolle exemplifiziert. Anschließend wird in Kap. 4 gezeigt, dass die Untersuchung der Großschreibung zum Ausloten der oberen und unteren Grenze des konzeptuellen Raumes MENSCH beitragen kann. Statt einer klaren Grenze, sichtbar durch deutliche Unterschiede in den Großschreibanteilen, zwischen Mensch und Tier zeigt sich hier eine Überlappung, ja sogar Verschiebung der Belebtheitsklasse FRAU unter die von TIER.

2. Hexenverhörprotokolle im soziohistorischen Entstehungskontext

Die hier als Untersuchungsgegenstand gewählten Dokumente, sog. Hexenverhörprotokolle, stammen aus der intensivsten Phase der Hexenverfolgung. In diesem

Abschnitt wird zunächst das Phänomen der Hexenjagd und anschließend die Hexenverhörprotokolle als ihre schriftlichen Zeugen vorgestellt. Es gilt, die Protokolle als besondere Textsorte in ihrem soziohistorischen Kontext zu verorten.

Die Hexenverfolgungen begannen in Europa im späteren Mittelalter (ab ca. 1400), als die Vorwürfe der Ketzerei und Apostasie um die Schadenzauberei erweitert wurden. Bereits in der ersten Hälfte des 15. Jhs. entwickelten sich die Hauptmerkmale des neuen Feindbildes: Zu dem materiellen Hauptdelikt, der Schadenzauberei, und dem Vorwurf des Abfalls vom christlichen Glauben und von der Kirche kamen weitere Elemente hinzu: die Unterwerfung dem Teufel gegenüber, die Kindstötung, der Kannibalismus, die kollektiven Orgien, der Hexensabbat und schlussendlich der sexuelle Verkehr der Hexen mit dem Teufel. Gerade das letztgenannte Element trug stark zur Feminisierung der Deliktvorstellung bei, so dass tatsächlich bereits die Verfolgungen der 1430er und 1440er Jahre zu höherem Anteil Frauen galten. Das 1486/87 vom Dominikanermönch Heinrich Kramer publizierte Werk *Malleus Maleficarum* (sog. »Hexenhammer) zementierte dieses Feindbild und setzte sich für die Pflicht der weltlichen Gerichte ein, Hexereiverfahren zu führen. Tatsächlich sind die Verfahren ab Mitte des 16. Jhs. fast ausschließlich von der weltlichen Gerichtsbarkeit geführt worden, basierend auf der sog. *Carolina*, d.h. der 1532 erlassenen Peinlichen Strafgerichtsordnung Karls V. (vgl. Rummel/Voltmer 2012: 18–57).

Die intensivste Phase der Hexenverfolgung mit den höchsten Opferzahlen fand zwischen 1560 und 1630 statt. Die Hinrichtungen dauerten aber insgesamt bis Ende des 18. Jhs. an. Im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sind den Verfolgungen etwa 25 000 Menschen zu Opfer gefallen, je nach Region waren 70 bis 90 % davon Frauen (Rummel/Voltmer 2012: 74–83).

Hexenverhörprotokolle sind handschriftliche Protokolle der sog. Hexenverhöre. Sie sind als Mit- und/oder spätere Abschriften erhalten und bilden Teil einer gesamten personenbezogen geführten Hexenprozessakte, die die einzelnen Schritte im Strafverfahren wegen eines angeblich durch Hexerei entstandenen Schadens vollständig dokumentieren sollte. Zur Akte gehören (idealtypisch) neben den Verhörprotokollen Dokumente zur Voruntersuchung, Zeugenbefragung, Gegenüberstellung mit Zeugen, Inhaftierung, Anklageschrift, zur Hauptuntersuchung sowie zum öffentlichen Gericht, zur Kostenabrechnung sowie Suppliken der Angehörigen (vgl. Rügge 2019: 67–68). Vielfach bestehen die Hexenprozessakten jedoch nur aus einem formalisierten und inhaltlich stark verdichteten Protokoll, das lediglich eine knappe Anklageformulierung, einen summarischen Bericht über die Folterung und ein sich aus den nach einem festen Fragenschema zusammengetragenen Antworten bestehendes Geständnis (vgl. Voltmer 2020: 25–26). Wie intensiv tatsächlich die Folterung angewandt wurde und wie genau die Befragung durchgeführt wurde, ist in den Protokollen nicht enthalten. Vielmehr »erschufen die formalisierten Protokolle wie Gerichtsbücher einen rein fiktiven Ort der Prozessführung, da die zeitlich

und räumlich auseinanderliegenden Phasen des Verfahrens zwischen Voruntersuchung und Urteil in einen logischen Ablauf und Bedeutungszusammenhang gebracht wurden« (Voltmer 2020: 29).

Rummel/Voltmer (2012: 15) betonen, dass die Hexenprozessakten und damit auch die Protokolle nicht die Aufgabe hatten, den Vorgang des Verfahrens objektiv zu erfassen. Sie dienten vielmehr der Legitimation des Strafverfahrens durch Feststellung eines relevanten Straftatbestandes. Häufig stellen die Protokolle das abgeschlossene Verfahren nach Urteilsverkündung und Hinrichtung retrospektiv dar, was die Typisierung von Delikten und Täter*innen ermöglichte: Die Lebensläufe der Verurteilten konnten als »Hexenkarrieren« interpretiert werden. So wurde bspw. direkte Rede zur Konstruierung der Prozesswirklichkeit verwendet, wenn diese zur Wiedergabe von gerichtsrelevanten Drohungen, Verwünschungen, pejorativen Ausdrücken oder Zaubersprüchen genutzt wurde (vgl. Voltmer 2020: 30-31). Noch deutlicher offenbart sich der manipulative Charakter in der Analyse von Topalović (2003a, b), die Bearbeitungsschritte in den Protokollen analysiert und zeigt, wie Informationen verdichtet, umgedeutet bzw. verschleiert werden.

Als Grundlage für die folgende Untersuchung dienen 56 von Macha et al. (2005) edierte Hexenverhörprotokolle, die aus der Zeit der intensivierten Hexenverfolgung zwischen der 2. Hälfte des 16. und der Mitte des 17. Jhs. stammen. Das Korpus enthält direkte Mit- oder spätere Abschriften, die in den meisten Fällen aus jeweils einer Schreiberhand stammen. Abbildung 1 zeigt die regionale Verteilung der einzelnen Protokolle, wobei jeder Punkt auf der Karte einem Protokoll entspricht, das jeweils mit einer Sigle aus Entstehungsort und -zeit repräsentiert wird.

3. Satzinterne Großschreibung in der frühneuzeitlichen Schreibpraxis – Belebtheit als Einflussfaktor

Dieser Beitrag konzentriert sich auf den in der frühen Neuzeit noch variablen Gebrauch der satzinternen Majuskel, auf deren Setzung eine Reihe von innerwie außersprachlichen Faktoren Einfluss nahm. Die hier untersuchten Hexenverhörprotokolle entstanden in einer Zeitspanne, der bereits eine längere Phase der Entwicklung der satzinternen Großschreibung voranging. Der Einsatz von satzinternen Majuskeln zur inhaltlichen Hervorhebung (v.a. von Personennamen) wurde schon in der althochdeutschen Zeit praktiziert (Weber 1958, Labs-Ehler 1993, Bergmann/Nerius 1998: 3). Die entscheidende Phase für die Ausbreitung dieser Schreibpraxis setzte in der Frühen Neuzeit ein, in der die schriftliche Kommunikation an Bedeutung gewonnen hat. Eine wichtige Rolle spielten zum einen die Erfindung des Buchdrucks, wodurch die Herstellung und Vervielfältigung von Texten erleichtert wurde, und zum anderen die Entwicklung des modernen Staates und der Bürokratie, die literate Bürger forderte (Barteld/Hartmann/Szczepaniak

Abbildung 1: Die regionale Verteilung der untersuchten Protokolle



2016). Bergmann/Nerius (1998) dokumentieren eine stetige Entwicklung der Großschreibpraxis in den Drucken von 1500 bis 1710, auf die sich, wie Tabelle 1 zeigt, der Individuiertheits- und Belebtheitsgrad auswirkte: Die Rolle der Individuiertheit äußerte sich in der frühen Durchsetzung der Eigennamengroßschreibung.

Hierbei wurden Eigennamen als hochgradig individuierende Substantive durch die Majuskel ausgezeichnet (s. Szczepaniak 2011). Die zeitlich darauffolgende Ausbreitung unter Appellativa vollzog sich entlang der Belebtheitsskala: Mensch > Konkretum > Abstraktum. An Wiener Drucken zeigt Rössler (1998), dass die Durchsetzung der satzinternen Großschreibung im 18. Jh. abgeschlossen ist, d.h. auch Abstrakta werden regelmäßig großgeschrieben.

Tabelle 1: Die Ausbreitung der satzinternen Großschreibung in den Drucken (Bergmann/Nerius 1998: 834, 851)

Zeitraum	Eigennamen	Personen	Konkreta	Abstrakta
1500	59 %	11 %	4 %	2 %
1530	74 %	34 %	8 %	5 %
1560	97 %	72 %	40 %	18 %
1590	96 %	91 %	84 %	50 %
1620	98 %	96 %	91 %	66 %
1650	99 %	93 %	93 %	72 %
1680	99 %	96 %	99 %	87 %
1710	99 %	98 %	94 %	88 %

Eine ähnliche Ausbreitungsrichtung zeigt sich auch in Handschriften. Die Rolle der Belebtheit weist Moulin (1990) im Gebrauch der Großschreibung in Luthers deutschen Briefen nach. In den hier untersuchten Hexenverhörprotokollen konnte ebenfalls die Relevanz dieses Faktors bestätigt werden: Die Annotation des Korpus von 56 Protokollen umfasst Individuiertheits- und Belebtheitskategorien (s. Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020). So wird bezüglich der Individuiertheit zwischen Eigennamen, Berufsbezeichnungen und individuellen sowie kollektiven Appellativa unterschieden. Die Kategorie Berufsbezeichnung dient dazu, diese Lexeme, die in vielen Fällen von den Eigennamen nicht klar unterscheidbar sind, von klaren Appellativa zu trennen, um so sicherzustellen, dass die zu diesem Zeitpunkt stark zur Großschreibung tendierenden Eigennamen nicht das Bild verfälschen, wenn es um die Frage geht, welche Rolle die Belebtheit bei den Appellativa spielt. Die Belebtheitsannotation unterscheidet zwischen übermenschlichen Entitäten, Menschen, Tieren, sonstigen Konkreta und Abstrakta (für weitere Details s. Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020). Im Folgenden werden die Ergebnisse präsentiert, die ausschließlich Appellativa betreffen. Eigennamen und Berufsbezeichnungen sind aus der Analyse ausgeschlossen. Hier ist noch vor auszuschicken, dass das Gesamtbild der Setzung der satzinternen Majuskeln eine (erwartbare) hohe Idiolektalität aufweist. Je nach Protokoll (meist ein Schreiber) variiert die Groß-

schreibung von Appellativa zwischen knapp 3 % in Göttingen 1649 und fast 81 % in Ostrau 1628. Dabei lassen sich keine klaren regionalen oder zeitlichen Tendenzen ausmachen (s. Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020: 123-124).

Insgesamt sind in den untersuchten Hexenverhörprotokollen 40 % aller Appellativa großgeschrieben. Tabelle 2 stellt die Verteilung ihrer Groß- und Kleinschreibung nach Belebtheitskategorien dar.¹

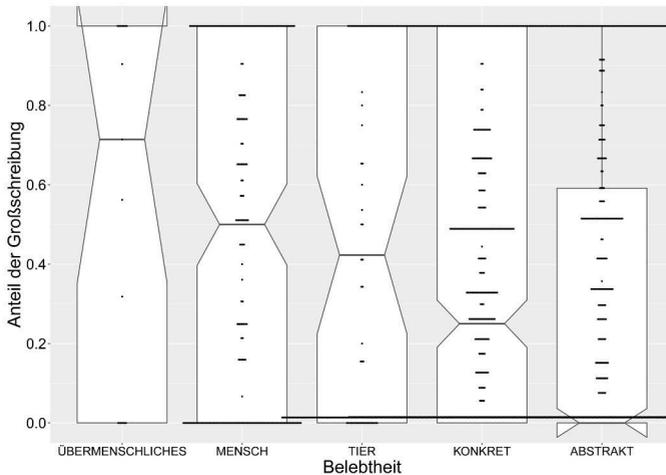
Tabelle 2: Groß- und Kleinschreibung bei Appellativa in Hexenverhörprotokollen (absolute Beleganzahl)

	über- menschl.	menschlich	tierisch	konkret	abstrakt
Klein- schreibung	196	1004	171	1749	2322
Groß- schreibung	397	982	176	947	1127

Das in Dücker/Hartmann/Szczepaniak (2020: 125-129) durchgeführte binomiale gemischte Modell mit zwei Prädiktoren (Belebtheit und Belegfrequenz) unter Berücksichtigung zufälliger Effekte, die sich auf die Idiolektalität der Schreibung sowie das Lemma beziehen, zeigt, dass die Belebtheit einen wichtigen Steuerungsfaktor bei der Großschreibung darstellt und dabei mit Belegfrequenz interagiert: So steigt der Anteil an großgeschriebenen Abstrakta, Tieren und übermenschlichen Entitäten mit zunehmender Frequenz, während er bei Konkreta und Menschenbezeichnungen sinkt (s. Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020: 129). Weitere Faktoren, die bei der Großschreibung eine Rolle gespielt haben, werden hier nicht behandelt (s.u.a. Barteld, Hartmann/Szczepaniak 2016, Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020a und b). Für diesen Beitrag ist besonders die Tatsache von Bedeutung, dass die Belebtheit einen entscheidenden Einfluss auf die Großschreibung hatte. Abbildung 2 zeigt, dass die relative Frequenz der großgeschriebenen Substantive insgesamt in fast allen Belebtheitsgruppen (außer den Abstrakta) weit streut. Der Median steigt deutlich mit dem wachsenden Belebtheitsgrad.

1 Die in Tabelle 2 aufgeführte Zahl der Belege für Tierbezeichnungen ist korrekt, sie weicht von der in Dücker/Hartmann/Szczepaniak (2020) ab, wo aus Versehen die Summe mehrerer Zeilen abgedruckt ist. Das durchgeführte Modell ist davon nicht berührt. Es basiert auf den richtigen Belegzahlen, Erratum ist unter <https://tinyurl.com/protokolle-erratum-pdf> zu finden.

Abbildung 2: Großschreibung nach Belebtheitsgrad



4. Großschreibung als Instrument zur Konstruktion der Wirklichkeit

4.1 Mann vs. Frau

Obwohl der Belebtheitsgrad einen entscheidenden Faktor bei der Setzung der Großbuchstaben bildet, haben wir bereits in Barteld/Hartmann/Szczepaniak (2016) und später in Dücker/Hartmann/Szczepaniak (2020) darauf hingewiesen, dass es interessant ist, die Ausnahmen zu betrachten. Es wurde schnell augenfällig, dass unter den Personenbezeichnungen ganz häufig Frauenbezeichnungen kleingeschrieben werden. Dies bestätigt auch die distinktive Kollexemanalyse in Dücker/Hartmann/Szczepaniak (2020: 135). Unter den Substantiven, die signifikant häufiger als erwartet kleingeschrieben werden, finden sich unter anderem viele Frauenbezeichnungen. Die Auflistung soll hier wiederholt werden (für eingehende Diskussion s. Dücker/Hartmann/Szczepaniak 2020a: 135):

Tabelle 3: Lexeme, die signifikant häufiger als erwartet kleingeschrieben werden

Lemma	Freq. klein	Freq. GROSS	G ²	Signifikanz
mägdlein	21	0	21.75535	****
weib	103	30	19.20364	****
feind	52	9	19.17601	****
biest	17	0	17.60643	****
leute	61	14	16.4076	****
mädel	14	1	8.95909	**
böse	29	7	7.2515	**
geselle	7	0	7.24452	**
frau	147	69	6.7241	**
tochter	51	18	6.23701	*
alte	6	0	6.20915	*
gespiele	16	3	5.42714	*
dreifaltigkeit	4	0	4.13884	*
ochse	4	0	4.13884	*

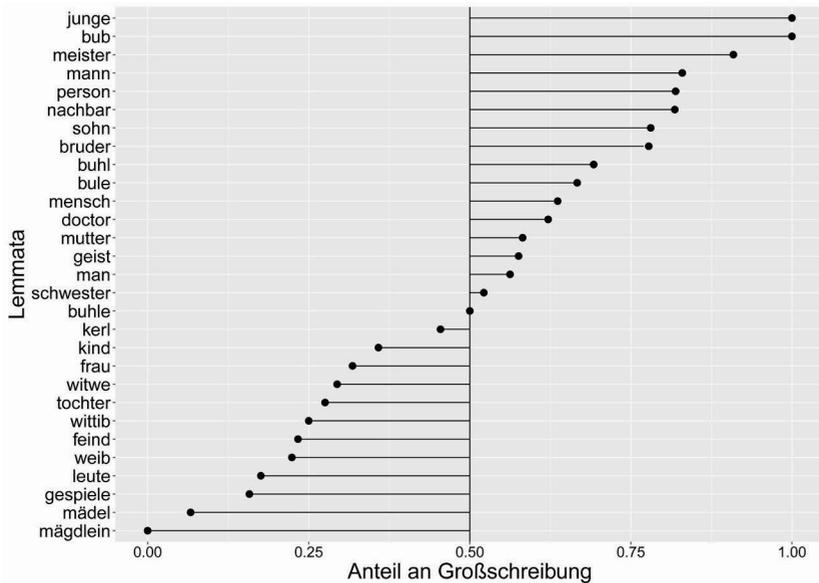
Diese offensichtliche Abweichung von der tendenziellen Großschreibung von Personenbezeichnungen ist auch bei der Betrachtung der häufigsten Wörter im Korpus zu sehen. Abbildung 3 enthält Wörter mit logarithmischer Frequenz ($\log_{10} \geq 1$). Dabei gehören, wie Tabelle 4 zeigt, Wörter für ›Frau‹ und ›Mann‹ zu den allerhäufigsten Personenzeichnungen (\log_{10} -Frequenz > 2):

Tabelle 4: Die häufigsten Personenbezeichnungen im Korpus (logarithmische Frequenz \log_{10} -Frequenz > 2) und ihre Großschreibung

Lemma	Klein-schreibung	Groß-schreibung	Relative Frequenz der Großschreibung	Logarithmische Frequenz des Lemmas
frau	148	69	0.32	2.34
kind	86	48	0.36	2.13
mann	24	117	0.83	2.15
mutter	51	71	0.58	2.09
weib	104	30	0.22	2.13

Dücker (2019) untersucht, ob die auch bei Männerbezeichnungen leicht variierende Großschreibung insgesamt von der jeweiligen Rolle, die die Person im Verfolgungsverfahren spielt, abhängig ist. Sie kategorisiert die Belege für Männer-

Abbildung 3: Großschreibungsanteil häufigster Wörter im Korpus

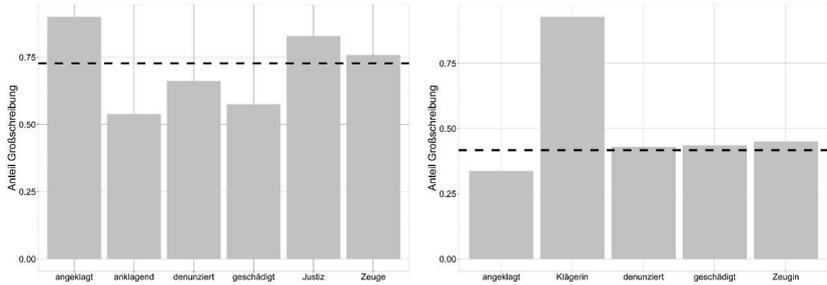


und Frauenbezeichnungen in fünf Rollen: angeklagte, denunzierte, einklagende, beschädigte und bezeugende Person und findet heraus, dass die Großschreibung von Männerbezeichnungen nicht von der Rolle abhängig ist, d.h. männliche Angeklagte werden sogar häufiger großgeschrieben als Geschädigte (s. Abbildung 4). Die Großschreibung von Frauenbezeichnung korreliert hingegen stark mit der positiven bzw. negativen Konnotation: So ist die Tendenz zur Großschreibung von Klägerinnen sehr stark ausgeprägt (s. Abbildung 5).

Auch diese Untersuchung von Drücker (2019) zeigt, dass die Großschreibung bestimmte Stereotypen offenlegt, die auf einer negativen Konzeptualisierung von weiblichen Personen basieren.

Abbildung 4: Großschreibung von männlichen Personenbezeichnungen nach Handlungsrolle

Abbildung 5: Großschreibung von weiblichen Personenbezeichnungen nach Handlungsrolle



4.2 Mensch vs. Tier

In welchem konzeptuellen Rahmen sich die Stereotype von Frauen und Männern bewegen, soll der Vergleich der Großschreibung aufzeigen, der tiefer in die Belebtheitskala zoomt und neben der bereits sichtbaren Grenze zwischen Mann und Frau noch die Grenze zwischen Mann, Frau und Tier genauer ausleuchtet. Auch hier dient die Großschreibung als Hinweis auf interessante konzeptuelle Überlappungen.

Abbildung 6 und Abbildung 7 kontrastieren den Großschreibungsanteil bei den häufigsten Frauen- und Tierbezeichnungen. Hier deutet sich bereits an, dass der Anteil der Großschreibung bei den häufigen Frauenbezeichnungen (log₁₀-Frequenz >1) im selben Bereich liegt wie die der häufigen Tierbezeichnungen. Die durchgestrichenen Linien zeigen die durchschnittliche Großschreibung aller Frauenbezeichnungen, die unter dem Durchschnittswert der Großschreibung bei Tierbezeichnungen liegt. Die Großschreibung von Männerbezeichnungen weicht davon stark ab (s. Abbildung 8).

In Abbildung 9 sind die Mittelwerte nach Belebtheitskategorien eingetragen. Sie betreffen jeweils alle Lemmata der jeweiligen Belebtheitskategorien (d.h. sowohl die häufigen als auch die selteneren Lemmata). Es zeigt sich, dass der Mittelwert der Großschreibung von Abstrakta (abgekürzt mit a) am geringsten ist. Etwas höher liegt der der Konkreta (abgekürzt mit k). Unerwartbarerweise jedoch folgt nun nicht mit leichter Steigerung der Mittelwert der Großschreibung bei Tieren (abgekürzt mit t), sondern zunächst der der Frauenbezeichnungen (abgekürzt mit w). Am höchsten fällt der Mittelwert der Großschreibung von Männerbezeichnungen (abgekürzt mit m). Die zu erwartende Abstufung der Belebtheitskategorie MENSCH in MANN > FRAU bestätigt sich in den Daten nicht. Sie wird unterbro-

chen, gewissermaßen zweigeteilt, durch die Belebtheitskategorie Tier, so dass sich abschließend eine auf Wahrscheinlichkeit der Großschreibung basierende Reihenfolge MANN > TIER > FRAU > KONKRETUM > ABSTRAKTUM ergibt.

Abbildung 6: Großschreibungsanteil bei häufigsten Frauenbezeichnungen (mit Mittelwert für alle Frauenbezeichnungen)

Abbildung 7: Die Großschreibung der häufigsten Tierbezeichnungen (mit Mittelwert für alle Tierbezeichnungen)

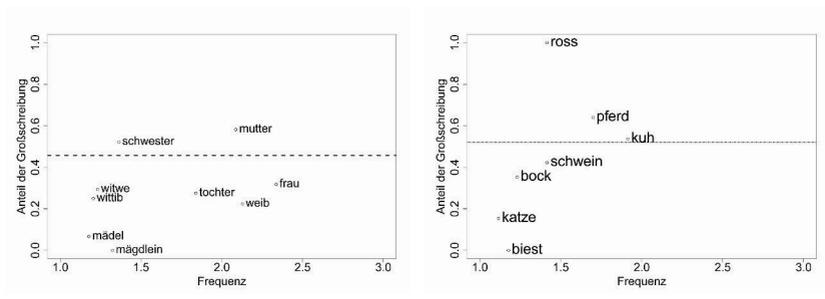
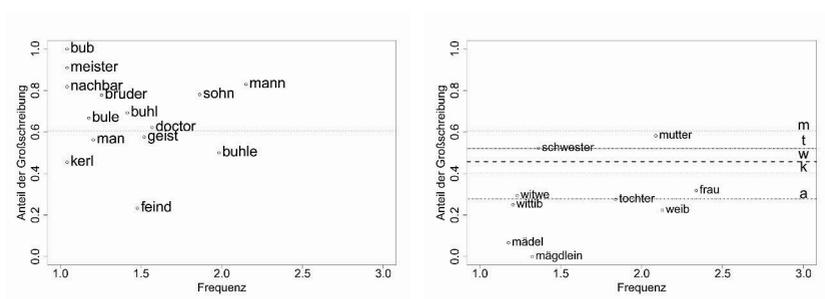


Abbildung 8: Großschreibungsanteil bei männlichen Personenbezeichnungen

Abbildung 9: Mittelwerte aller fünf Belebtheitsgruppen (m = männliche, w = weibliche Personenzeichnungen, t = Tierzeichnungen, k = Konkreta, a = Abstrakta)



5. Zusammenfassung

Die satzinterne Großschreibung in den Hexenverhörprotokollen ist ein äußerst komplexes und multifaktoriell bedingtes Phänomen. Obwohl pragmatische Steue-

nung der Großschreibung bereits früh in der Forschung identifiziert wurde, ist ihr Ausmaß noch nicht ganz aufgedeckt. Diese Studie fügt einen weiteren Puzzlestein hinzu, indem sie sich der Frage widmet, inwieweit soziopragmatische Faktoren greifen, d.h. inwieweit die Verwendung der Großschreibung vom sozialen Kontext abhängt. So lässt sich die Kleinschreibung von Frauenbezeichnungen in Hexenverhörprotokollen nicht darauf zurückzuführen, dass Frauen meist angeklagt wurden. Vielmehr zeigt sich auch diesbezüglich ein geschlechterbezogener Unterschied, dass zwar in negativ konnotierten Rollen agierende Frauen in den Hexenverhörprotokollen durch Kleinschreibung abgegrenzt werden, nicht aber Männer. Die Verwendung der Großschreibung in Hexenverhörprotokollen kann auch herangezogen werden, um die untere Grenze der Belebtheitskategorie MENSCH auszuloten. Der Beitrag hat gezeigt, dass die Kleinschreibung von Frauenbezeichnungen sogar häufiger ist als bei Tieren. Hier sind weitere Studien nötig, die zum einen die Großschreibpraktiken in anderen Textsorten diesbezüglich untersuchen. Zum anderen sollten bspw. Kollokationsstudien der Frage weiter nachgehen, ob die hier auf Basis des schriftlichen Verhaltens ermittelte Verschiebung der menschlichen Teilkategorie FRAU an den Rand des Menschlichen, ja des Belebten (geringere Großschreibung als Tierbezeichnungen), und damit ihre deutlichere Absetzung von der menschlichen Teilkategorie MANN sich auch auf semantisch-syntaktischer Ebene erhärten lässt.

Literatur

- Barteld, Fabian/Stefan, Hartmann/Renata, Szczepaniak (2016): »The usage and spread of sentence-internal capitalization in Early New High German: A multifactorial approach«, in: *Folia Linguistica* 50 (2), S. 385-412.
- Bergmann, Rolf/Dieter, Nerius (1998): *Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen von 1500 bis 1710*, Heidelberg: Winter.
- Dücker, Lisa (2019): »Großschreibung von Personenbezeichnungen in Hexenverhörprotokollen – eine Analyse von Gender, Lemma und Rolle im Gerichtsprozess«, in: Astrid Schütz/Renata Szczepaniak/Mona Hess (Hg.), *Kolloquium Forschende Frauen 2019. Beiträge Bamberger Nachwuchswissenschaftlerinnen*. Band 11, Bamberg: University of Bamberg Press, S. 31-50. Online verfügbar unter <https://fis.uni-bamberg.de/bitstream/uniba/47039/3/fisba47039.pdf>.
- Dücker, Lisa/Hartmann, Stefan/Szczepaniak, Renata (2020a): »Satzinterne Großschreibung in Hexenverhörprotokollen. Multifaktorielle Analyse des Majuskelgebrauchs. Pragmatische, semantische und syntaktische Einflussfaktoren«, in: Renata Szczepaniak/Lisa Dücker/Stefan Hartmann (Hg.), *Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Fallstudien zur Erschließung der frühneuzeitlichen Schriftsprache*. Berlin, Boston: de Gruyter, S. 113-144.

- Dücker, Lisa/Hartmann, Stefan/Szczepaniak, Renata (2020b): »The emergence of sentence-internal capitalization in Early New High German: Towards a multifactorial quantitative account«, in: Marco Condorelli (Hg.), *Advances in Diachronic Orthography, c. 1500-1800*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 67-92.
- Labs-Ehlert, Brigitte (1993): *Versalschreibung in althochdeutschen Sprachdenkmälern. Ein Beitrag über die Anfänge der Großschreibung im Deutschen unter Berücksichtigung der Schriftgeschichte*, Göttingen: Kümmerle.
- Macha, Jürgen et al. (2005): *Deutsche Kanzleisprache in Hexenverhörprotokollen der Frühen Neuzeit*, Berlin, New York: de Gruyter.
- Moulin, Claudine (1990): *Der Majuskelgebrauch in Luthers Deutschen Briefen (1517-1546)*, Heidelberg: Winter.
- Rössler, Paul (1998): »Die Großschreibung in Wiener Drucken des 17. und frühen 18. Jahrhunderts« in Werner Bauer/Hermann Scheuringer (Hg.), *Beharrsamkeit und Wandel*, Wien: Edition Praesens, S. 205-238.
- Rummel, Walter/Voltmer, Rita (²2012): *Hexen und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rügge, Nicolas (2019): »Hexenprozessakten«, in: Stefan Pätzold/Wilfried Reininghaus (Hg.), *Quellenkunde zur westfälischen Geschichte vor 1800*, Band 6, Online-Ausgabe, Stand: Juli 2019, [https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Materialien_006_\(2019-07\).pdf](https://www.lwl.org/hiko-download/HiKo-Materialien_006_(2019-07).pdf), S. 67-89.
- Szczepaniak, Renata (2011): »Gemeinsame Entwicklungspfade im Spracherwerb und im Sprachwandel? Kognitive Grundlagen der onto- und historiogenetischen Entwicklung der satzinternen Großschreibung«, in: Klaus-Michael Köpcke/Arne Ziegler (Hg.), *Grammatik verstehen lernen*, Berlin, New York: de Gruyter, S. 341-359.
- Topalović, Elvira (2003a): *Sprachwahl – Textsorte – Dialogstruktur. Zu Verhörprotokollen aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Topalović, Elvira (2003b): »Zwischen Nähe und Distanz. Vertextungstraditionen im Osnabrück der frühen Neuzeit«, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 2003/126, S. 53-83.
- Voltmer, Rita (2020): »Die Entzifferung der Gattung »Hexenprozessakte« – Anmerkungen aus historischer Perspektive«, in: Renata Szczepaniak/Lisa Dücker/Stefan Hartmann (Hg.), *Hexenverhörprotokolle als sprachhistorisches Korpus. Fallstudien zur Erschließung der frühneuzeitlichen Schriftsprache*, Berlin: Walter de Gruyter, S. 14-48.
- Weber, Walter Rudolf (1958): *Das Aufkommen der Substantivgroßschreibung im Deutschen: Ein historisch-kritischer Versuch*. München: Uni-Druck.

Dehumanisierungsstrategien im öffentlich-politischen Bioethikdiskurs um Präimplantationsdiagnostik

Constanze Spieß

1. Einführung

Biomedizinische und -ethische Diskurse um verschiedene Formen der Reproduktionsmedizin gehören spätestens seit der Geburt des ersten in vitro, also künstlich erzeugten Kindes zum Gegenstand öffentlich-politischer Auseinandersetzungen. Die Präimplantationsdiagnostik (=PID) als eine Form genetischer Diagnostik hängt dabei unmittelbar mit der künstlichen Befruchtung, der In-vitro-Fertilisation (=IVF) zusammen, insofern das gendiagnostische Verfahren ohne künstliche Befruchtung¹ nicht möglich ist. Die Thematisierungen der künstlichen Befruchtung datieren in der medizinischen Fachdisziplin, aber auch im Bereich der Ästhetik (Literatur, Bildende Kunst, Theater, später auch Film) bis in das 19. Jahrhundert (vgl. hierzu Nusser 2011, Schreiber 2011). Erste Experimente zur künstlichen Befruchtung bei Tieren reichen in das 19. Jahrhundert zurück (vgl. Schreiber 2011: 55ff.), für den Menschen wurde die künstliche Befruchtung

1 Die künstliche Befruchtung wurde entwickelt, um Paaren, die auf natürliche Weise keine Kinder bekommen können, das Elternsein zu ermöglichen. Man unterscheidet verschiedene Formen der künstlichen Befruchtung zur Herbeiführung einer Schwangerschaft, zum einen die klassische künstliche Befruchtung in der Petrischale, bei der Spermien im Reagenzglas mit der Eizelle zusammen gebracht werden und es zu einer Spontanbefruchtung kommt, zum anderen die intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI), bei der unter dem Mikroskop mit einer Pipette ein einzelnes Spermium in eine vorbereitete Eizelle injiziert wird. Bei der ICSI-Variante gibt es noch weitere Subvarianten, die sich auf die Gewinnung und Auswahl der Spermien konzentrieren. Welche Form der künstlichen Befruchtung letztlich angewandt wird, hängt mit der Spermienqualität zusammen. Im Anschluss an die gelungene Befruchtung werden die Embryonen in die Gebärmutter eingeführt. Es werden zumeist zwei, maximal aber drei befruchtete Eizellen eingesetzt, um eine höhere Erfolgsrate im Hinblick auf die Schwangerschaft zu erzielen, denn nicht jede künstlich befruchtete Eizelle nistet sich auch in der Gebärmutter ein. Nicht selten werden bei gelungener Einnistung aller zwei oder drei befruchteten Eizellen die Embryonen, die zu viel sind und somit als Gefahr einer Risikoschwangerschaft betrachtet werden, reduziert. Man spricht hier auch von Mehrlingsreduktion durch Fetozid (vgl. hierzu Domasch 2007).

v.a. in den 1960er und 1970er Jahren durch Robert Edwards und Patrick Steptoe weiterentwickelt und perfektioniert (vgl. Schreiber 2011), im Jahr 1979 wurde das erste in vitro erzeugte Kind geboren. Zu unterscheiden von der IVF ist die PID. Präimplantationsdiagnostik meint die genetische und/oder zellbiologische Untersuchung künstlich befruchteter Embryonen im Hinblick auf bestimmte Krankheitsmerkmale, die sich genetisch oder zellbiologisch ausprägen. Es geht also um die Auswahl der befruchteten Embryonen für den Transfer in den Uterus, die Gebärmutter.

Die Debatten um die Zulässigkeit der Präimplantationsdiagnostik als gendiagnostisches Verfahren für bestimmte Krankheiten stehen somit in engem Zusammenhang mit der Möglichkeit der künstlichen Befruchtung. Wenngleich es sich um unterschiedliche Eingriffe am menschlichen Körper bzw. an und mit menschlichen Zellen handelt, hängen sie insofern eng zusammen, als die PID auf der IVF basiert. Somit berühren Debatten um die Zulässigkeit der PID immer auch die Thematik der künstlichen Befruchtung. Die Entstehung der Präimplantationsdiagnostik ist etwas später als die IVF zu datieren. Sie basiert aber auf der Technik der IVF. In Großbritannien wird sie seit den frühen 1990er Jahren praktiziert, in Deutschland wurde sie nach langen und kontroversen Debatten 2011 unter bestimmten Bedingungen und in ganz begrenztem Umfang zugelassen (vgl. hierzu Rödel 2015).

Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist eine linguistische Analyse der Bundestagsdebatten, die sich kontrovers mit der PID und deren Zulassung bzw. deren Verbot auseinandergesetzt haben. Die Präimplantationsdiagnostik wurde insbesondere in den Jahren 2000, 2001, 2002, 2005 und 2011 zivilgesellschaftlich wie auch in der Politik kontrovers diskutiert.

Die kontroversen Positionen, die sich grob in Befürworter*innen und Gegner*innen des technischen Verfahrens differenzieren lassen, manifestieren sich sprachlich auf unterschiedliche Weise. So zeichnen sich bestimmte strategische sprachliche Verfahren sowohl auf Befürworter- wie auf Gegnerseite aus, um von der je eigenen Position zu überzeugen oder die je andere Position zu diskreditieren². Der vorliegende Beitrag fokussiert auf die im Diskurs um die PID vollzogenen Strategien der Dehumanisierung in Debattenreden des deutschen Bundestages. Es wird hier ein Textkorpus zugrunde gelegt, das bislang noch nicht im Hinblick auf die verwendeten sprachlichen Dehumanisierungsstrategien untersucht wurde.

Präimplantationsdiagnostik wird nach wie vor gesellschaftlich wie auch politisch debattiert. Die Thematisierung dieser Technik im Deutschen Bundestag geht bis

2 Domasch 2007 hat anhand eines Korpus aus Stellungnahmen und Positionspapieren verschiedener gesellschaftlicher Akteure (Interessenverbände, Kirchen, Medizinethiker etc.) die Sprachgebräuche im Kontext der PID untersucht und herausgearbeitet, dass der Sprachgebrauch Aufschluss über die Einstellung zum Sachverhalt der PID gibt.

in das Jahr 1996 zurück. Hier gibt die Bundestagsabgeordnete Antje Vollmer im Rahmen der Debatte über das Menschenrechtsübereinkommen zur Biomedizin im Hinblick auf die Präimplantationsdiagnostik zu bedenken:

Auch die **Präimplantationsdiagnostik** ist nicht ausgeschlossen. Damit wird eine Option für eine eugenisch begründete Auswahl von Embryonen offengelassen. Das [sic!] taucht die eugenische Indikation aus der Abtreibungsdiskussion nun im Reagenzglas auf einmal wieder auf. Das macht mir große Sorgen. Hier werden die Würde und das Lebensrecht von Behinderten durch die moderne medizinische Entwicklung in Frage gestellt. (Vollmer, MdB Bündnis 90/Die Grünen, 17.10.1996, 13131, Herv. i.O.)

In der Debatte um das diagnostische Verfahren der PID wird die Verquickung dieses Verfahrens mit der künstlichen Befruchtung einerseits aber auch die Vernetzung mit früheren Diskussionen um den Status von Embryonen im Kontext der Debatte um die Abtreibung deutlich. Dass die Debatten, in denen Präimplantationsdiagnostik thematisiert bzw. verhandelt wird, kontroverse Debatten sind, zeigt sich dabei in erster Linie an der Verhandlung des Status von Embryonen. Das deutet bereits auch die Aussage Vollmers an, wenn sie von der Gefahr einer »eugenisch begründeten Auswahl von Embryonen« spricht.

Seit 1996 wurde insgesamt in 39 Debatten im Deutschen Bundestag die Präimplantationsdiagnostik mehr oder weniger dominant thematisiert.³

Insbesondere die Debatten um diagnostische Verfahren nach einer künstlichen Befruchtung (wie z.B. die Präimplantationsdiagnostik) oder genetische Methoden (z.B. CRISPR/Cas-Methode⁴) sind gekennzeichnet von ethischen und moralischen Konflikten um den Status von Embryonen. Je nach Position wird dem Embryo in einem sehr frühen extrauterinen Stadium entweder bereits der menschliche Status oder eben noch kein Status mit vollständigen Schutzrechten zugesprochen. Die Konflikthaftigkeit manifestiert sich dabei deutlich im Sprachgebrauch und es zeigt sich, dass bestimmte sprachliche Strategien eingesetzt werden, um die je eigenen Interessen überzeugend zu vertreten und letztlich auch im Hinblick auf Gesetzgebungsverfahren durchzusetzen und Wirklichkeiten zu schaffen. Dabei kommen unterschiedliche sprachliche Strategien zum Einsatz u.a. auch solche, die die

3 Das reicht von einer einmaligen Nennung der Präimplantationsdiagnostik (PID) in den Debatten bis hin zur über fünfhundertmaligen Nennung dieser Technik durch die Ausdrücke Präimpl* oder PID in der Debatte vom 7.7.2011.

4 Die Abkürzung CRISPR steht für ein genetisches Verfahren, das Änderungen an Abschnitten des Erbgutes möglich macht. Man spricht hier auch von der »Genschere«, da durch das Verfahren Abschnitte auf dem Erbgut geschnitten werden können, d.h. Genabschnitte können ausgeschnitten, verändert oder gezielt eingesetzt werden. Vgl. dazu auch <https://www.transgen.de/forschung/2564.crispr-genome-editing-pflanzen.html> (zuletzt abgerufen 3.8.2020)

Positionsgegner*innen schwächen oder negativ kontextualisieren. Dies zeigt sich sprachlich u. a. in der Perspektivierung von Sachverhalten, die u. a. implizite Vorwurfsakte und Dehumanisierungsstrategien umfassen können.

Im Konflikt um den rechtlichen (und moralischen) Status von Embryonen stellt sich somit die Frage, welche sprachlichen Mittel verwendet werden, wenn es darum geht, dem Embryo im frühen Stadium einen Status zuzuschreiben, der noch nicht den vollen Lebens- und Würdeschutz umfasst. Auf der Basis eines korpusbasierten Zugriffs auf das Datenmaterial zeigt der Beitrag, dass im Kontext der Debatte über den Einsatz spezifischer biomedizinischer Verfahren der Präimplantationsdiagnostik, Strategien der Dehumanisierung verwendet werden, wenn es darum geht, für eine gesetzliche Erlaubnis dieses Verfahrens zu argumentieren. Was unter Dehumanisierung bzw. Dehumanisation⁵ zu verstehen ist und welche sprachlichen Formen der Dehumanisierung es gibt, wird im folgenden Kapitel 2 erläutert, um schließlich in einem weiteren Schritt die diskursanalytische Methode, die hier angewandt wird, kurz vorzustellen. Sie stellt den Rahmen der Untersuchung der sprachlichen Phänomene dar. In Kapitel 4 werden schließlich nach einer knappen Erläuterung des der Analyse zugrunde liegenden Korpus schließlich die Befunde sprachlicher Dehumanisierung präsentiert. Dabei wird sowohl auf die Bedeutung, die Funktionalität und die Kontextualität der sprachlichen Phänomene eingegangen.

2. Zum Begriff der Dehumanisation bzw. Dehumanisierung

Die Theoretisierung von sprachlichen Dehumanisierungsstrategien ist in der Linguistik in den Kontext der Debatte um sprachliche Gewalt einzuordnen. Dehumanisierung wird im Hinblick auf die Bestimmung sprachlicher Gewalt neben Diffamierung, Degradierung, Diskriminierung etc. gestellt (vgl. hier z.B. Schwarz-Friesel 2013 oder Lobenstein-Reichmann 2013).

Schwarz-Friesel (2013) spricht beispielsweise von Dehumanisierung, wenn im Nationalsozialismus Juden mit animalischen Metaphern bezeichnet wurden, Marx (2017) spricht von dehumanisierendem Sprachgebrauch im Kontext aggressiver Kommunikation in den sozialen Netzwerken und Lobenstein-Reichmann verweist im Kontext sprachlicher Ausgrenzung im Mittelalter und der frühen Neuzeit auf von den Reformatoren verwendete diskriminierende Tiervergleiche, die dehumanisierende Funktion hatten (vgl. Lobenstein-Reichmann 2013: 39).

5 Im englischsprachigen Kontext wird auch von *dehumanization*, also *Dehumanisation* gesprochen. *Dehumanisation* und *Dehumanisierung* werden im vorliegenden Beitrag synonym verwendet. Den Ausdruck *Dehumanisation* verwende ich, wenn ich mich direkt auf die Verwendung in der englischsprachigen Literatur beziehe.

Verwunderlich ist, dass zwar die Kategorie der Dehumanisierung zur näheren Bestimmung des Sprachgebrauchs verwendet wird, in keiner der hier genannten linguistischen Publikationen wird aber eine Begriffsbestimmung von Dehumanisierung oder gar vom Menschsein, aus dem letztlich das Konzept der Dehumanisierung abgeleitet wird, vorgenommen. Voraussetzung für die Beurteilung, ob eine Dehumanisierungsstrategie vorliegt, ist eine Definition/ein Konzept vom Menschsein, aus dem sich eine Bestimmung von Dehumanisierung erschließen bzw. ableiten lässt.

In Bedeutungswörterbüchern wird Dehumanisierung sehr allgemein als Entmenschlichung und Herabwürdigung definiert (vgl. Duden, DWDS). Eine solche Definition ist jedoch zu allgemein bzw. greift zu kurz, da sie die verschiedenen Formen von Dehumanisierung nicht umfasst. Während es zahlreiche Publikationen zur Frage, was den Menschen ausmacht, gibt⁶, findet man zur Dehumanisierung (bzw. Dehumanisation) nicht so viele Publikationen. Mit dem Konzept der Dehumanisation haben sich u.a. die Sozialpsycholog*innen Haslam, Loughnan und Holland auseinandergesetzt. Haslam/Loughnan/Holland (2013) und Haslam/Loughnan (2014) beispielsweise favorisieren eine etwas weitere und zugleich konkretere Begriffsbestimmung. Sie sprechen dann von Dehumanisation, wenn Menschen oder eine Gruppe von Menschen als weniger menschlich wahrgenommen wird (vgl. Haslam/Loughnan 2014: 491), was auf unterschiedliche Weise geschehen kann. Ausgangspunkt für ihren Begriff der Dehumanisation ist der Begriff vom Menschen bzw. vom Menschsein. Dehumanisierung setzt zwangsläufig, wenn auch indirekt, ein Konzept des Menschseins voraus und bedeutet, dass Menschen bestimmte Eigenschaften und Merkmale, die das Menschsein ausmachen, abgesprochen werden (vgl. Haslam 2006). Über die Merkmale und Eigenschaften, die das Menschsein ausmachen, wird seit der Antike debattiert. Bis heute gibt es unterschiedliche Bestimmungen des Menschseins, die sich z.T. stark unterscheiden.⁷ Im Kontext der

6 Was den Menschen ausmacht, wird seit der Antike debattiert und kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Dass es nur graduelle Unterschiede zwischen Mensch und Tier gibt, wird auch an der Debatte über Speziesismus deutlich, mit der der Philosoph Singer als Kritiker des Speziesismus in Verbindung zu bringen ist. Speziesismus meint, dass der Mensch anderen Lebewesen überlegen ist. Vgl. zur Debatte um das Menschsein bzw. um die Einzigartigkeit des Menschen sowie um die Frage, ob der Mensch ein Tier ist, auch die aktuelle Publikation von Tomasello (2020).

7 Vgl. hierzu den ausführlichen Eintrag zu ›Mensch‹ im Historischen Wörterbuch der Philosophie (vgl. Grawe u.a. 2017). Die Einträge zum Stichwort ›Mensch‹ zeigen, dass die Auffassung vom Menschen immer schon aus einer bestimmten lebensweltlichen Perspektive resultiert und sich die Bestimmung des Menschen in den einzelnen philosophischen Schulen und Epochen unterschiedlich gestaltet. Insbesondere die Anthropologie befasst sich mit der Frage, was der Mensch ist und was das Menschsein ausmacht (vgl. u.a. Wulf/Zirfaß 2014; Kruger/Lindemann 2006; Wulf 1997). Im vorliegenden Beitrag kann dieser Diskurs nicht nachgezeichnet werden. Vielmehr soll angedeutet werden, dass es nicht unbedingt klar ist, welche Eigen-

Begründung einer Linguistischen Anthropologie hat sich beispielsweise Hermanns (1994: 29-55) mit der Begriffsbestimmung von *Mensch* auseinandergesetzt und die verschiedenen Bedeutungsaspekte von Mensch diskutiert⁸.

Um Dehumanisationshandlungen bestimmen zu können, gehen die Sozialpsycholog*innen Nick Haslam, Elise Holland und Steve Loughnan in ihren Arbeiten (vgl. hierzu Haslam 2006, Haslam/Loughnan/Holland 2013 und Haslam/Loughnan 2014) von der Bestimmung des Menschseins aus, sie differenzieren zunächst in zwei Bereiche des Menschseins, die Eigenschaften umfassen, die den Menschen einerseits von anderen Lebewesen, andererseits von Objekten und Gegenständen⁹ abgrenzen. Der Mensch – so die Sozialpsycholog*innen – unterscheidet sich von anderen Lebewesen durch seine Sprachlichkeit, durch Kognition/Vernunft, durch Abstraktionsvermögen, Kultiviertheit, Höflichkeit. Tomasello (2020) beispielsweise würde hier auch noch die Fähigkeit, moralische Urteile zu fällen, also die Ausbildung einer moralischen Identität, anführen. Darüber hinaus unterscheidet sich der Mensch von unbelebten Objekten durch Emotionalität, Vitalität, Flexibilität und Wärme. Die Verletzung der Bereiche kann letztlich auch zwei unterschiedliche Typen von Dehumanisation zur Folge haben. Das Absprechen dieser typisch menschlichen Eigenschaften stellt einen Akt der Dehumanisierung dar, der auf unterschiedliche Weise vollzogen werden kann. Zum einen, indem beispielsweise Menschen Tieren gleichgesetzt werden oder aber wenn Menschen Objekten/Gegenständen gleichgesetzt werden. Haslam/Loughnan (2014) sprechen hier von der *animalistic form* und von der *mechanistic form* der Dehumanisation.

Whereas humans are distinguished from animals on attributes involving cognitive capacity, civility, and refinement, we differ from inanimate objects on the basis of emotionality, vitality, and warmth. (Haslam/Loughnan 2014: 493)

Haslam/Loughnan (2014) differenzieren weiter in implizite und explizite Formen der Dehumanisation sowie in relative und absolute Dehumanisation, relativ und

schaften und Merkmale typisch für den Menschen ist. Die Zuschreibung von Eigenschaften, Wesensarten und Merkmalen ist immer schon diskursiv bestimmt und damit zugleich kulturell geprägt. Vgl. hierzu auch die kürzlich erschienene Publikation von Tomasello (2020), die sich diesem Komplex auch empirisch widmet. Im vorliegenden Beitrag wird wohlwissend um die verschiedenen Debatten um das Menschsein von einem zunächst Alltagssprachlichen Konzept vom Menschen ausgegangen. Von diesem Alltagsverständnis aus werden dann im Datenmaterial Dehumanisierungsstrategien, die sich sprachlich niederschlagen, herausgearbeitet bzw. bestimmt.

- 8 Hermanns (1994) geht dabei auch auf sprachliche Zuschreibungen des Menschseins sowie auf sprachliche Kategorisierungen von Menschen in »Menschensorten« (S. 38) ein.
- 9 Das Modell, auf das sich Haslam/Loughnan (2014) und Haslam/Loughnan/Holland (2013) beziehen, stammt aus Haslam (2006). Vgl. auch Stollznow (2008), die sich auf Haslam (2006) bezieht und vor allem die sprachliche Ebene in den Blick nimmt.

absolut beziehen sich dabei auf das Ausmaß der Dehumanisation im Hinblick auf das Dehumanisierungsziel.

Absolute denials ascribe deficient or absent humanity to a target. Relative denials involve perceptions that one group is less human than another. (Haslam/Loughnan 2014: 496)

Im vorliegenden Beitrag geht es in erster Linie um Dehumanisierung, die sich sprachlich manifestiert. Unter sprachlicher Dehumanisierung ist demzufolge zu verstehen, dass einer menschlichen Entität sprachlich Menschlichkeit bzw. Aspekte des Menschlichen gänzlich oder in Teilen abgesprochen wird, indem beispielsweise bestimmte Eigenschaften/Rechte zugeschrieben und/oder abgesprochen werden und/oder menschliche Entitäten mit Maschinen, Gegenständen, Objekten, Materialien, Sachen gleichgesetzt werden oder als solche bezeichnet werden. Haslam/Loughnan/Holland (2013) und Haslam/Loughnan (2014) sprechen in letztgenannten Fällen im Anschluss an Haslam (2006) von mechanistischer Dehumanisation, die sie von der animalistischen Dehumanisation unterscheiden.

3. Die diskursanalytische Methode – ein korpuslinguistischer Zugriff

Dem Beitrag liegt ein Analysekorpus zugrunde, das aus politischen Debattenreden besteht (Genauerer zum Korpus siehe Abschnitt 4). Es wurde ein korpusbasierter Zugang gewählt, mit dessen Hilfe die sprachlichen Kontexte des Ausdrucks *Embryo* rekonstruiert werden, um durch die Kontexte auf sprachliche Dehumanisierungsstrategien, in denen der Ausdruck verwendet wird, schließen zu können.

Grundlage stellt hierbei ein auf einem linguistischen Diskursbegriff beruhendes Analysemodell dar, das mehrere Dimensionen umfasst und verschiedene sprachstrukturelle Ebenen in den Blick nimmt. Die Analyse versteht sich als Diskursanalyse, insofern eine einzeltextübergreifende Analyse fokussiert wird; die Korpus Texte sind thematisch miteinander verbunden und die Ausdrucksverwendungen über Einzeltexte hinaus wird in den Blick genommen und einer funktionalen Analyse, die die Bedeutungsebene mit einschließt, unterzogen (vgl. hierzu Busse/Teubert 1994/2015, Spieß 2011, Warnke 2007, Warnke/Spitzmüller 2008). Die sprachlichen Phänomene werden in der Analyse rückgebunden an ihre Kontexte sowie auch im Hinblick auf ihr Kontextualisierungspotenzial beschrieben.

Grundlage diskursanalytischer Untersuchungen sind somit sprachliche Äußerungen und Texte, die auf mehreren Ebenen untersucht werden. Spieß (2011) hat in Auseinandersetzung mit diskurslinguistischen Ansätzen von Warnke/Spitzmüller (2008), Warnke 2002a und b, Gardt (2007), Busse/Teubert (1994) sowie mit textlinguistischen Konzepten (vgl. hierzu Spieß 2011, Kap. 2.3.4 und Kap. 3, Warnke 2002a

und b) für diskursanalytische Fragestellungen ein mehrdimensionales Modell der Analyse entwickelt, das textlinguistische Mehrebenenmodelle integriert und auf einzeltextübergreifende Zusammenhänge bezogen ist sowie auch alle sprachstrukturellen Ebenen in den Blick nehmen kann. Je nach Erkenntnisinteresse stehen die einzelnen Dimensionen dabei mehr oder weniger im Vordergrund der Analyse. Dieses Modell soll hier kurz vorgestellt werden. Es umfasst vier Dimensionen: die situativ-kontextuelle Dimension, die thematische Dimension, die funktionale Dimension und die grammatisch-oberflächenstrukturelle Dimension. Die kontextuell-situative Dimension ordnet die Texte des Diskursausschnittes auf einer Makroebene ein. Z.T. wurde dies hier bereits in Kapitel 1 in der thematischen Verortung und der knappen Darstellung der PID vorgenommen. Im Hinblick auf das Textkorpus und die Textsortenspezifika kommt die kontextuell-situative Dimension auch bei der Korpusbeschreibung zur Geltung. Die funktionale Dimension fokussiert Handlungstypen, Strategien und kommunikative Verfahren und geht vor allem auf die Ziele und Zwecke der eingesetzten sprachlichen Mittel ein, während die grammatische, oberflächenstrukturelle Dimension die sprachliche Gestalt (u.a. das Auftauchen bestimmter lexikalischer Einheiten und Formen) und die auf der Oberfläche auftauchenden sprachlichen Eigenheiten des Diskursausschnittes erfasst. Die thematische Dimension nimmt Bezug auf die inhaltliche Ordnung des Diskursausschnittes und bezieht sich u.a. auf die thematische Entfaltung und Kohärenz des Diskursausschnittes (vgl. dazu auch Spieß 2014).

Das Modell differenziert in Untersuchungsdimensionen/-perspektiven und in sprachstrukturelle Analyseebenen. Sowohl die Dimensionen als auch die Analyseebenen korrespondieren untereinander, so dass von einer sehr engen Verschränkung der unterschiedlichen sprachstrukturellen Ebenen ausgegangen wird. Die Dimensionen der Untersuchung stellen eine holistische Betrachtungsweise von Sprache dar, die sich sowohl auf die sprachliche Form, den semantischen Gehalt, die Funktionalität sowie die situative Einbettung beziehen¹⁰ und die mittlerweile in sprachgebrauchsbezogenen Analysen Grundlage für die Sprachbetrachtung sind.

Bei der Untersuchung des vorliegenden Diskursausschnittes wurde folgendermaßen vorgegangen: Zunächst wurden Mehrworteinheiten mit dem Ausdruck *Embryo* einer ersten Analyse unterzogen und die Kontexte der Mehrworteinheiten im Hinblick auf das enthaltene Dehumanisierungspotenzial bestimmt. So zeichneten sich Mehrworteinheiten wie *einen menschlichen Embryo verwerfen* oder *Embryos werden aussortiert, überzählige Embryos* als eine technische Perspektive auf den Sachverhalt ›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹ aus, die die oben beschriebenen Aspekte

10 was auch schon Bühler mit seinem Organonmodell fokussiert hat, die Ebene der Situativität findet bei ihm aber nicht gesondert Erwähnung, sondern ist durch die Appellebene, also die pragmatische Situierung impliziert. Vgl. Bühler 1934.

des Menschseins ausblenden, während Ausdruckseinheiten wie *Würde von Anfang an* oder *menschliches Leben, der Embryo ist ein Mensch, ungeborener Mensch* darauf hindeuten, dass der Embryo als Mensch konzeptualisiert wird.¹¹ In einem zweiten Schritt wurden alle Belege gesichtet, die den Wortstamm *Zell** enthielten. Auch hier wurde durch Kontextanalyse das Dehumanisierungspotenzial bestimmt. Gezielt wurde in einer qualitativen Analyse danach gesucht, wie die verschmolzene Ei- und Samenzelle im Diskursausschnitt von den Diskursakteur*innen benannt wird.

Im Anschluss daran wurden die isolierten Mehrworteinheiten in ihren Kontexten betrachtet und die zugrunde liegende argumentative Struktur sowie die sprachliche Handlung, in die sie integriert sind, wurden bestimmt. Erst daraus ließ sich letztlich bestimmen, ob eine Dehumanisierungsstrategie vorliegt, ob diese explizit ist oder implizit bzw. direkt oder indirekt formuliert wurde.

4. Befunde

4.1 Erläuterungen zum Untersuchungskorpus

Das Gesamtkorpus besteht aus 39 Bundestagsdebatten, die im Zeitraum von 1996-2019 stattgefunden haben und den Sachverhalt Präimplantationsdiagnostik (PID) zumindest an einer Stelle benennen. Das Gesamtkorpus hat einen Umfang von 599.054 Token. Da nicht in jeder Bundestagsdebatte, in der das Thema PID benannt wird, das Thema auch als zentral behandelt wurde, wurde für das dem Beitrag zugrunde liegende Analysekorpus ein Subkorpus gebildet. Die Zentralität des Themas wurde suchwortgetrieben ermittelt und an der Frequenz der Suchwörter »Präimpl*« und »PID« bemessen, ein mehr als fünfzehnmaliges Vorkommen eines der Suchwörter wurde als Hinweis auf eine deutliche thematische Verhandlung des Themas in der Debatte gewertet. Das Subkorpus umfasst insgesamt sieben Bundestagsdebatten¹² zur Thematik mit insgesamt 163.969 Token. Zeitlich reicht es von Oktober 2000 bis zum Juli 2011.

11 Vgl. hierzu die Ausführungen von Spieß (2011) zum Lexem *Menschenwürde*, das im Diskurs um die humane embryonale Stammzellforschung sieben Bedeutungen umfasst, je nach Perspektive bezieht sich Menschenwürde auf die verschmolzene Ei- und Samenzelle oder auf spätere Entwicklungsstadien von Embryonen.

12 Genaugenommen handelt es sich bei den recherchierten Debatten jeweils um einen Tagesordnungspunkt innerhalb einer Sitzung des Deutschen Bundestages. Der Tagesordnungspunkt wiederum umfasst mehrere Debattenreden sowie meistens auch einen Anhang von zu Protokoll gegebenen Reden. Die Debattenreden der Sitzung 14209 vom 12.12.2001 wurden gänzlich zu Protokoll gegeben.

Tabelle 1: Übersicht über das Gesamtkorpus und die Häufigkeit der Nennung der Suchwörter Präimpl, PID, Embryo**

	Präimpl*	PID	Embryo*
13131-17-10-1996	1	0	25
13167-21-03-1997	6	0	47
13179-06-06-1997	1	0	5
13199-29-10-1997	12	0	37
14049-30-06-1999	3	0	27
14090-24-02-2000	1	0	47
14096-24-03-2000	3	0	14
14097-05-04-2000	7	0	4
14127-26-10-2000	34	37	55
14145-24-01-2001	13	0	4
14148-07-02-2001	7	3	2
14151-14-02-2001	6	2	0
14173-31-05-2001	44	110	214
14207-12-12-2001	1	0	0
14209-12-12-2001	29	59	30
14214-30-01-2002	1	2	520**
14221-28-02-2002	1	0	4
14242-13-06-2002	16	8	44
15015-18-12-2002	1	1	0
15028-20-12-2003	7	3	65
15166-17-03-2005	28	41	71
16142-14-02-2008	5	0	400
17077-01-12-2010	1	1	303
16218-24-04-2009	1	0	1
16219-06-05-2009	2	0	8
17077-01-12-2010	4	4	0
17093-24-02-2011	1	0	0
17105-14-04-2011	94	279	139
17114-09-06-2011	10	0	17
17117-30-06-2011	1	0	0
17118-01-07-2011	1	0	0

17120-07-07-2011	99	520	219
17210-28-11-2012	5	2	0
17222-21-2-20139	1	0	0
19030-27-4-2018	1	0	0
19068-29-11-2018	4	0	14
19095-11-4-2019	2	0	4
19101-16-05-2019	1	0	1
19131-28-11-2019	1	0	0

** In der Debatte wurde über die embryonale Stammzellforschung abgestimmt. Insofern ist aufgrund der Verhandlung über die Bedeutung und Legitimität embryonaler Stammzellforschung der Wortstamm *embryo* in dieser Debatte so häufig vertreten, taucht der Wortstamm doch in Ausdrücken wie *Embryo*, *Embryos*, *Embryonen*, *Embryonenschutzgesetz* oder *embryonal* etc. auf.

Die in der Tabelle fett gedruckten Bundestagsdebatten wurden für die Analyse ausgewählt. In einem ersten Schritt wurden die sieben Debatten, die einen Umfang von 158.038 Token haben suchwortgetrieben nach sprachlichen Formen der Dehumanisierung untersucht. In einem zweiten Schritt wurden dann die Debatten, die das Thema dominant verhandeln, isoliert und qualitativ analysiert. Es handelt sich dabei um die Debatten 17105 und 17120.

Das Korpus besteht aus einer einzigen Textsorte, der öffentlich-politischen Debattenrede, es handelt sich somit um ein homogenes Korpus. Die Debattenreden zeichnen sich durch bestimmte Charakteristika aus u.a. durch eine argumentative Struktur mit dem Ziel der »Akzeptanzschaffung, Meinungsbeeinflussung oder in der Überzeugung des adressierten Publikums« (Spieß 2011, 268). Das adressierte Publikum ist in der Regel heterogen und dispers, sodass die Reden sich durch Mehrfachadressierung auszeichnen, was sich u.a. in Strategien semantischer Vagheit oder durch verschiedene sprachliche Bewertungshandlungen zeigt (vgl. Spieß 2011, 269).

Bei den hier untersuchten Debatten liegt noch eine Besonderheit vor. Es wurde der Fraktionszwang aufgehoben, d.h. es gab keine fraktionspezifische Position zum Thema, was sich in den Debattenreden auch zeigt. Der Meinungsstreit zwischen Befürworter*innen und Gegner*innen der PID verlief quer durch alle politischen Parteien, was u.a. durch die lebensweltlichen und weltanschaulichen Verortungen der politischen Akteur*innen begründet ist.

4.2 Befunde: Ebenen und Formen sprachlicher Dehumanisierung im Debattenkorpus

Der Diskurs um Präimplantationsdiagnostik zentriert sich u.a. auf die Frage nach dem Status von Embryonen, da diese bei einer PID untersucht werden (s.o.) und zuvor im Labor erzeugt werden. Im Rahmen der Frage nach dem Status von Embryonen werden Ziele und Zwecke der PID aber auch die Folgen der PID diskutiert. Insgesamt wird in den hier untersuchten Debattenreden 772 Mal Bezug auf den Ausdruck *Embryo** genommen. Betrachtet man die Wortbildungen mit dem Stamm *Embryo** genauer, fällt auf, dass nur 10 Mal der Ausdruck *Embryonenforschung* und 43 Mal der Ausdruck *Embryonenschutzgesetz* verwendet werden. 43 Mal gibt es Verbindungen mit dem Attribut *embryonal**, der Rest der Belege entfällt auf das Lexem *Embryo*. Betrachtet man die Kontexte des Ausdrucks *Embryo* im Zusammenhang mit der Thematisierung der PID fallen zwei Akteursgruppen auf, die sich auch sprachlich differenzieren lassen und mit bestimmten argumentativen Strategien in Verbindung zu bringen sind. Der Fokus der Ergebnispräsentation liegt hier auf dem Aspekt der Dehumanisierung und der Frage, wie Dehumanisierung im Kontext der PID sprachlich realisiert wird.¹³ Sprachliche Formen der Dehumanisierung bzw. sprachliche Formen, die auf Dehumanisierung verweisen können oder als Strategien der Dehumanisierung zu interpretieren sind, können auf allen sprachstrukturellen Ebenen vollzogen werden.

Im Fokus des Beitrags stehen lexikalische Strukturen, die in Sprachhandlungstypen bzw. in kommunikative Verfahrensweisen eingebettet sind und Handlungscharakter haben oder gar handlungsleitend sind oder Wirklichkeiten erzeugen (vgl. hierzu Felder 2013). Hier sollen vor allem Nominationen für den Sachverhalt ›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹ und Handlungsverben, die den Umgang mit Embryonen bezeichnen, näher betrachtet werden.¹⁴

Bezugnehmend auf das Dehumanisierungskonzept von Haslam (2006), das Haslam/Loughnan/Holland (2013) und Haslam/Loughnan (2014) aufgegriffen und ausdifferenziert haben, sind im Diskurs um die Präimplantationsdiagnostik vor allem mechanistische und keine animalistischen Dehumanisierungsstrategien zu konstatieren. Die in den Texten verwendeten Dehumanisierungen kommen

13 Zu sprachlichen Strategien im Kontext der PID ohne ausdrücklichen Bezug auf den Aspekt der Dehumanisierung vgl. Domasch 2007 und Spieß 2012. Domasch 2007 geht vor allem auf Sprachthematierungen im Kontext der PID ein, die darauf verweisen, dass der Sachverhalt der PID als problematisch wahrgenommen wird, während Spieß ihren Schwerpunkt auf die Untersuchung der Bundestagsdebattenreden vom 7.7.2011 im Hinblick auf argumentative Strategien und argumentationsstützende Lexik legt.

14 Attribuierungen des Ausdrucks *Embryo* geben auch Aufschluss über dehumanisierenden Sprachgebrauch; im Diskursausschnitt fielen die Attribuierungen *überzählig* und *überschüssig* auf, die im Rahmen dieses Beitrags aber nicht besprochen werden.

in erster Linie implizit vor. Sie zeigen sich durch die Verwendung bestimmter Handlungsverben, die den Umgang mit Embryonen bzw. befruchteten Eizellen spezifizieren, durch Attribute, die Merkmale des Embryos/der befruchteten Eizelle konkretisieren oder durch Nominationskonkurrenzen¹⁵, die sich auf den Sachverhalt ›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹ beziehen.

4.2.1 Die Strategien der PID-Befürworter*innen

Die Befürworter*innen der Präimplantationsdiagnostik plädieren für die Technik mit der Begründung, dass die PID in erster Linie dazu eingesetzt wird, genetisch disponierten Paaren zu einem gesunden Kind zu verhelfen, was u.a. durch verschiedene Nutzentopoi, z.B. durch den Topos des Heilens und Helfens¹⁶ (*Weil Paaren durch PID zu einem gesunden Kind verholfen werden kann, sollte sie erlaubt werden*), realisiert wird (vgl. Beleg 2), aber auch durch den Topos der Leidvermeidung (*Weil eine PID viel Leid und große Belastungen vermeiden kann, sollte sie als medizinisches Verfahren erlaubt werden*) (Beleg 2). Befürworter*innen führen aber auch als Argument an, dass es sich bei der befruchteten Eizelle noch nicht um einen lebensfähigen Menschen handle (Belege 1 und 3), was u.a. durch den Identitätstopos (*Weil die befruchtete Eizelle nicht identisch ist mit einem entwickelten Kind, kann diese in den ersten Tagen untersucht und ausgewählt werden*) realisiert wird. Als Argument für die Zulassung der PID wird zudem auch das Argument des widersprüchlichen Handelns (Widerspruchstopos), vgl. Beleg 1¹⁷, angeführt.

1. Ein letzter Gedanke. Man muss natürlich eine Entscheidung treffen; Kollege Krings hat das angesprochen. Man muss die Entscheidung treffen, ob man einen Unterschied zwischen einem Menschen wie dir und mir und einer entwicklungsfähigen Zelle macht. Wer diesen Unterschied nicht macht und sagt: »Eine **entwicklungsfähige Zelle** ist wie ein Mensch«, der muss sofort entsprechende Gesetzentwürfe in den Bundestag einbringen und die Spirale verbieten. Da werden nämlich jährlich entwicklungsfähige Menschen zu Hunderttausenden aus dem Körper gespült. (Peter Hintze, 17105)
2. Alle in diesem Hohen Hause, die sich heute für ein Verbot der PID entscheiden, haben meinen vollen Respekt. Das meine ich sehr ernst. Aber ich will Ihnen auch ganz deutlich sagen: Wenn Sie den Eltern, die aufgrund ihrer genetischen Disposition befürchten müssen, dass sie ein schwerbehindertes Kind zur Welt

15 Zum Nominationskonzept vgl. ausführlich Girnth 1993, Girnth 2015, zu Nominationskonkurrenzen im Bioethikdiskurs um humane embryonale Stammzellforschung vgl. Spieß 2011.

16 Die Formulierung der Topoi orientiert sich an Spieß 2011, die sich im Hinblick auf den Argumentationstoposbegriff an Wengeler 2002 und Kienpointner 1992 orientiert.

17 Die Hervorhebungen in den Sprachbelegen stammen von mir, sie beziehen sich jeweils auf die thematisierten sprachlichen Phänomene.

bringen, die medizinische Möglichkeit per Gesetz nehmen wollen, zu einem Zeitpunkt, an dem **Zellen in einem Reagenzglas** liegen, diesen unvorstellbaren Belastungen aus dem Weg zu gehen, dann müssen Sie noch viel mehr tun, als diese Gesellschaft heute bereit ist für behinderte Menschen und ihre Angehörigen zu tun. (Karin Evers-Meyer, 17120)

3. Der Embryo besteht zum Zeitpunkt der PID-Untersuchung aus circa **120 Zellen** und befindet sich außerhalb des Körpers der Frau. Er muss bis zum sechsten Tag nach der Befruchtung in die Gebärmutter eingepflanzt werden. Die befruchtete Eizelle ist unabhängig vom Körper der Frau nicht lebensfähig. Ich gehe von den körperlichen und seelischen Belangen der Frau aus, nicht von denen der befruchteten Eizelle, die alleine nicht lebensfähig ist. Mit der Präimplantationsdiagnostik wird **keine Auswahl zwischen Menschen** getroffen. Die befruchtete Eizelle besteht im Wesentlichen aus dem **Genom**. Insofern steht zwar die genetische Identität des potenziellen menschlichen Wesens bereits fest. Die genetische Identität ist jedoch nicht mit der persönlichen Identität gleichzusetzen. (Christine Buchholz 17120)
4. Die PID greift in eng umrissenen Fällen in einem sehr frühen Stadium in die Entwicklung einer **befruchteten Eizelle** ein. Diese Form des Eingriffs halte ich für sehr viel weniger einschneidend als das Verfahren der Fruchtwasseruntersuchung, das oft erst nach der 20./21. Schwangerschaftswoche zu einem Abbruch der Schwangerschaft führt. Ja, in Einzelfällen werden Spätabbrüche sogar in einer Entwicklungsphase des Embryos durchgeführt, wenn das Kind schon an der Grenze der eigenständigen Lebensfähigkeit ist. (Marie-Luise Beck, 17120)

Betrachtet man die Argumentationskontexte näher, so lassen sich innerhalb der Argumentationen in den Belegen 1-4 implizite mechanistische Dehumanisierungshandlungen erkennen, die im Dienst der Argumentation stehen und die sich insbesondere dadurch auszeichnen, dass sie die Bezeichnungen *Embryo*, *menschlicher Embryo* oder *Mensch* als Bezeichnung für die verschmolzene Ei- und Samenzelle vermeiden oder explizit zurückweisen (*keine Auswahl zwischen Menschen*). Stattdessen wird von *entwicklungsfähiger Zelle*, von *Zellen*, von *Genom*, von *Zellen im Reagenzglas*, von *befruchteter Eizelle* gesprochen und es wird durch die Aussage *keine Auswahl zwischen Menschen* explizit verneint, dass es sich um Menschen handelt (Beleg 3). In Beleg 3 wird zudem durch implizite Schlussprozesse mit der Eigenschaft der Lebensfähigkeit der befruchteten Eizelle die Schutzwürdigkeit begründet: Wenn die befruchtete Eizelle alleine nicht lebensfähig ist, ist sie keine menschliche Entität. Dadurch wird die Schutzwürdigkeit erst mit der Bindung an den weiblichen Körper konstituiert. Durch die Bindung der Schutzwürdigkeit an die Lebensfähigkeit

wird der befruchteten Eizelle somit im Reagenzglas implizit ein anderer Status zugeschrieben als der im Uterus eingenisteten befruchteten Eizelle.

Dadurch, dass die Befürworter*innen der PID Embryonen im Argumentationskontext als *befruchtete Eizelle, Zelle, potenziell menschliches Wesen, entwicklungsfähige Zelle oder Genom* bezeichnen, zeigt sich die Dehumanisierung als implizite Behauptung, dass der befruchteten Eizelle bestimmte Eigenschaften des Menschseins noch nicht zukommen und eine Schutzwürdigkeit demzufolge noch nicht gegeben ist. Dehumanisierung wird somit auch durch die implizite Annahme eines Stufenkonzepts von Schutzwürdigkeit realisiert, das u.a. mit der Einnistung in die Gebärmutter beginnt (Belege 6 und 7). Ein weiterer Grund dafür, dass die befruchtete Eizelle bis zu einem bestimmten Zellteilungsstadium noch keine vollständige Schutzwürdigkeit zugesprochen bekommen kann, ist die Annahme eines Vorembryonalstadiums (vgl. Beleg 5). Die hier in den Belegen realisierten Gründe wiederum lassen den Schluss zu, dass eine Präimplantationsdiagnostik ohne Bedenken durchgeführt werden kann.

5. Erstens. Der im Gesetzentwurf genannte Personenkreis ist im Vergleich zum Abtreibungsrecht deutlich stärker eingegrenzt. Zweitens. Die Gründe, die zur Nichteinpflanzung führen könnten, sind im Gesetzentwurf deutlich strenger geregelt als die Gründe, nach denen eine Abtreibung möglich wäre. Drittens. Das Stadium, in dem die PID durchgeführt wird, ist das **Vorembryonalstadium**, nicht das Embryonalstadium. Das sind drei Punkte, die zeigen, dass die vorgelegte Regelung zur PID aus ethischer Sicht ein weniger starker Eingriff ist als die Regelungen zur Abtreibung. (Helge Braun, 17105)
6. Niemand wird sich diese Entscheidung leicht machen. Natürlich ist die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle ein ganz wesentlicher Vorgang. Mindestens genauso wichtig aber ist **die Einnistung der befruchteten Eizelle** in die Gebärmutter der Frau. (Steffen Bockhahn, 17120)
7. Es gibt hier bei der Entstehung des Menschen auch einen qualitativen Unterschied. Herr Kauder, Sie haben gesagt, nach dem Embryo gebe es bei der Entstehung des Menschen (Volker Kauder [CDU/CSU]: Nach der Verschmelzung!) – nach der Verschmelzung – keinen qualitativen Unterschied. Es gibt diesen qualitativen Unterschied, den wir rechtlich immer gewürdigt haben: Es ist die **Einnistung**. (Volker Kauder [CDU/CSU]: Nein!) Denn ohne die Einnistung ist der Embryo nicht lebensfähig. (Karl Lauterbach, 17120)

Die Belege zeigen, dass der Streit um den Status von Embryonen aus unterschiedlichen Perspektiven auf den Embryo, auf die verschmolzene Ei- und Samenzelle, erfolgt und je nach Sichtweise, die verschmolzene Ei- und Samenzelle mit menschlichen Eigenschaften konzeptualisiert wird oder nicht.

4.2.2 Die Strategien der PID-Gegner*innen

Die Gegner*innen der PID argumentieren gegen das Verfahren mit verschiedenen Strategien. Zum einen wird argumentativ der Status des Embryos hervorgehoben und der Embryo als Mensch konzeptualisiert, dem Menschenwürde von Beginn an, also mit Verschmelzung der Ei- und Samenzelle, zukommt. Dabei wird nicht selten auf Prinzipientopoi (*Weil der Mensch Zweck an sich selbst ist, darf PID nicht durchgeführt werden/Weil der Embryo von Beginn an schutzwürdig ist, darf PID nicht erlaubt werden etc.*) und auf den Topos der Potenzialität rekurriert (*Weil die befruchtete Eizelle die Potenz hat, sich zu einem Menschen zu entwickeln, darf PID nicht durchgeführt werden*).

Betrachtet man das Datenmaterial und die Argumentationen der PID-Gegner, fällt zunächst auf, dass auch sie sprachliche Realisierungen verwenden, die dem Bereich der mechanistischen Dehumanisierung zugeordnet werden können. Bezieht man sich auf die Ebene der Nomination, lassen sich zunächst verschiedene Alternativbezeichnungen für den Sachverhalt ›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹ finden (vgl. Tab. 2). Es handelt sich um Bezeichnungen, die den Aspekt des Menschlichen beinhalten, aber auch um Bezeichnungen, die diesen Aspekt nicht enthalten.

Tabella 2: Nominationskonkurrenzen für ›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹ (Auswahl)

›verschmolzene Ei- und Samenzelle‹
<i>menschlicher Embryo</i>
<i>menschliches Leben</i>
<i>Mensch</i>
<i>Person</i>
<i>Zellhaufen</i>
<i>Zellgebilde</i>
<i>Zellklumpen</i>
<i>8-Zeller, 16-Zeller, 32-Zeller</i>
<i>Zellverbindung</i>
<i>Zellhäuflein</i>
<i>Zellmaterial</i>
<i>Produkt</i>
<i>befruchtete Eizelle</i>
<i>Zelle</i>

Während die Benennungen (*menschlicher*) *Embryo*, *menschliches Leben*, *Mensch*, *Person* den Aspekt des Menschlichen oder des Menschseins im Hinblick auf die

verschmolzene Ei- und Samenzelle hervorheben, ist dieser Bedeutungsaspekt in den Bezeichnungen *Zellhaufen*, *Zellgebilde*, *Zellklumpen*, *Zellhäuflein*, *befruchtete Eizelle* etc. nicht explizit realisiert. Der Ausdruck *Zelle* kann sich sowohl auf Tiere als auch auf Menschen und Pflanzen beziehen, Zellen sind kleinste Einheiten in lebenden Organismen. Die Kompositionsglieder *Gebilde*, *Klumpen*, *Häuflein* und *Haufen*, die mit *Zelle* eine Verbindung eingehen, führen aber dazu, dass der Bedeutungsaspekt des ›Lebendigen‹ in den Hintergrund tritt bzw. der Aspekt des ›Menschlichen‹ gar nicht evoziert wird, sondern vielmehr der Bedeutungsaspekt des ›Objekthaften‹ in Erscheinung tritt.

Betrachtet man die Nominationen in ihrem je spezifischen sprachlichen, argumentativen Kontext, so lässt sich folgendes erkennen: Die dehumanisierenden Bezeichnungen, die dem Embryo noch keine Gattungszugehörigkeit zusprechen, sind in Argumentationskontexte eingebettet, die sich gegen die Einführung der PID aussprechen. Wie lässt sich dieser Befund erklären, sind doch die PID-Gegner*innen gerade deswegen gegen dieses Verfahren, weil dadurch menschliche Embryonen zu Schaden kommen? Warum verwenden sie dehumanisierende Bezeichnungen?

Die genannten dehumanisierenden Ausdrücke werden in der Argumentation mehr oder weniger indirekt den Positionsgegner*innen zugeschrieben, und zwar beispielsweise in Form einer Vorwurfshandlung, wenn z.B. konstatiert wird *Das ist kein Zellhaufen* (vgl. dazu Beleg 8). Der Referenzierungsakt, der den Positionsgegner*innen indirekt zugeschrieben wird, wird verneint und gleichzeitig wird ein Referenzierungsakt vollzogen, der mit den Nominationen *Mensch* und *Person* zur Bezeichnung der verschmolzenen Ei- und Samenzelle operiert und positiv evaluiert. Dabei geht aus dem Argumentationskontext hervor, dass die Nominationen *Mensch* und *Person* zur Selbstpositionierung gegenüber dem Sachverhalt PID verwendet werden.

Auch die anderen Belege zeigen diese Form des impliziten Dehumanisierungsvorwurfs, was sich sprachlich darin manifestiert, dass betont wird, dass es sich bei der verschmolzenen Ei- und Samenzelle bzw. dem Embryo um einen *Menschen*, um eine *Person*, um *menschliches Leben*, um die *Gattung Mensch* (Beleg 9) handelt und nicht etwa um *Zellhaufen*, *Zellklumpen*, *Zellgebilde*, *8-Zeller* etc. Der Dehumanisierungsvorwurf erfolgt damit indirekt, da den politischen Gegner*innen vorgeworfen wird, die befruchtete Eizelle als *Zellhaufen* etc. zu bezeichnen und/oder als nicht-menschliche Entität zu behandeln (Belege 8-13). Eingebettet ist der Dehumanisierungsvorwurf u.a. in den Instrumentalisierungstpos (*Weil der Embryo ausgewählt und einem bestimmten Zweck dienen soll, wird er nicht als Zweck an sich selbst betrachtet*) (vgl. Beleg 9) oder dem Topos der Gattungszugehörigkeit (*Weil die befruchtete Eizelle/der Embryo von Beginn der Verschmelzung der Ei- und Samenzelle an ein Mensch ist, muss er dementsprechend behandelt werden*) (vgl. Belege 8, 10-12).

Die Sprachbeleg 8-13 zeigen solche Realisierungen von Dehumanisierungsvorwürfen bzw. die Sicht auf die PID als dehumanisierendes Verfahren.

8. Ich finde in der Entwicklung des Babys keine Stufe, von der man sagen könnte: Hier, an dieser Stelle, ändert sich etwas so gravierend, dass man vorher noch nicht von einem Menschen spricht, ab einem bestimmten Zeitpunkt aber schon. Im Embryo, auch in diesem Stadium, ist schon alles da; alles ist auf Entwicklung angelegt – auf eine Entwicklung hin zu dem Menschen, dem wir später womöglich begegnen, den wir womöglich sehen. Das sagt mir nicht nur mein Verstand, das sagen mir auch Herz und Bauch, und das war auch mein Empfinden in den ersten Tagen meiner Schwangerschaften. Das ist kein **Zellhaufen**. Das ist ein Mensch, eine Person, ein Du, das sich auf den Weg ins Leben gemacht hat. (Elisabeth Winkelmeier-Becker, 17120)
9. Wenn er von der Zugehörigkeit der Gattung Mensch ausgeschlossen wird, weil er als **Zellgebilde** vorführbar, handhabbar geworden ist und sich bei manchen deshalb keine moralischen Skrupel regen, dann ist das kein Argument für die Vernutzung. Wenn er kein Eigenrecht haben soll, dann wäre der weiteren Verwertung des Menschen nicht mehr prinzipiell, sondern höchstens noch graduell etwas entgegensetzen. Um nichts weniger geht es. (Monika Knoche, 14242)
10. Es geht darum, ob wir akzeptieren, dass ein Mensch entstanden ist, oder ob wir nur einen selektiven Blick auf das werfen, was die einen als **Zellverbindung** bezeichnen. Wolfgang Thierse hat völlig zu Recht darauf hingewiesen, dass eine neue grundsätzliche gesetzliche Wertung vorgenommen werden könnte. Es könnte eine Umwertung dessen vorgenommen werden, was bisher in diesem Deutschen Bundestag gültig war, nämlich dass niemand wegen seiner genetischen Vorbedingung bzw. seiner genetischen Prä-disposition vom Leben ausgeschlossen wird. (Volker Kauder, 17120)
11. Was manchmal als **Zellklumpen** bezeichnet wird, das hat das Potenzial, ja, das ist aus meiner Sicht menschliches Leben, und wer wollte über die Chance, die Wertigkeit dieses Lebens entscheiden? Ich jedenfalls – egal, was andere Länder da entschieden haben – will das nicht, und ich denke, es ist einem anderen, Höheren vorbehalten, das zu entscheiden. (Jens Spahn, 17105)
12. Die PID kann ihnen den Wunsch nach gesundem Nachwuchs erfüllen. Bei dem Verfahren werden mehrere Eizellen der Mutter künstlich mit den Spermien des Vaters befruchtet und dann nach drei Tagen untersucht. Nur die gesunden »Wunscheizellen« werden dann der Mutter zur Austragung verpflanzt. Alles andere landet im Abfall. Befürworter des Verfahrens finden dafür Argumente: Der Embryo sei in seiner Urform nicht mehr als ein **Zellhäuflein**. Doch das war Professor Hawking im Jahre 1941 auch. Jeder Mensch ist schon am Anfang ein

- unersetzbares Unikat. Könnte er sich schon wehren, würde er sich Urteile über seinen Wert und Unwert gefälligst verbitten. (Wolfgang Nešković, 17105)
13. Der Beginn menschlichen Lebens hängt davon ab, ob irgendwann einmal implantiert wird. Was soll denn werden, wenn es sich eines Tages nicht mehr um einen **8-Zeller**, **16-Zeller** oder **32-Zeller** handelt – das gelingt ja schon –, sondern um ein 30 Tage altes Wesen? Wollen wir die Antwort auf die Frage, ob jemand Mensch ist oder nicht, von der menschlichen Entscheidung abhängig machen, ob implantiert wird oder nicht? Das wäre ein schwerer Anschlag auf die Würde des Menschen. (Volker Kauder, 17120)

Zur Bezeichnung des Umgangs mit der befruchteten Ei- und Samenzelle haben sich im Diskursausschnitt verschiedene Handlungsverben feststellen lassen. *Verwerfen, selektieren, aussondern, aussortieren, verbrauchen* sind Verben, die im Korpus verwendet werden, um den Umgang mit der verschmolzenen Ei- und Samenzelle zu bezeichnen, nachdem sie in Vitro erzeugt und anschließend einer PID unterzogen wurde. Tabelle 3 gibt einen Überblick über die absolute Häufigkeit der Verben und die extrapolierte Häufigkeit hochgerechnet auf das Vorkommen pro eine Million Wörter.

Tabelle 3: Verwendungshäufigkeit der Handlungsverben *verwerfen, selektieren, aussondern, aussortieren, verbrauchen, gebrauchen, herstellen, produzieren*

	verwerf*		selektier*		aussond*		aussortier*		verbrauch*	
	abs	Pmw	abs	pmw	abs	pmw	abs	pmw	abs	pmw
Häufigkeit Gesamtkorpus	37	234	11	69	3	19	26	165	2	13
Häufigkeit Teilkorpus (17105 und 17120)	30	333	2	22	0	0	14	156	0	0

Hinzu kommen noch Nominalisierungen der Verben. Hier sticht insbesondere der Ausdruck *Selektion* hervor.

Tabelle 4: Verwendungshäufigkeit von Nominalisierungen der Verben *selektieren, aussondern, produzieren und verwerfen*

	Selektion*		Aussonderung		Verwerfung	
	abs.	pmw	abs.	pmw	abs.	pmw
Häufigkeit Gesamtkorpus	74	468	4	25	14	89
Häufigkeit Teilkorpus (17105 und 17120)	32	356	0	0	4	44

Die Frequenz der Verben und Nominalisierungen zeigt zunächst, dass im vorliegenden Diskursausschnitt sehr häufig dehumanisierende Sprachverwendungen realisiert werden. In welcher Funktion sie aber Verwendung finden, kann nur eine qualitative Analyse der Kontexte offenlegen. Zunächst ein Überblick über Realisierungen des Verbs *verwerfen* im Kontext der PID.

Verwerfen

14. Dieser Mentalität folgend liegt es auf der Hand, den »gesündesten« Embryo auszuwählen und als Erfolgskind stark zu machen für den Ellenbogenkampf des Lebens. Es ist nur zu seinem Besten! Welche Bürde für das spätere Kind, das im Gegensatz zu seinen Geschwisterkindern nicht **verworfen**, sondern ausgewählt wurde – zu Gesundheit, Stärke und Erfolg. Diese Verzweckung zum Erfolgskind und Objekt degradiert und verstößt gegen die Menschenwürde. (Ingrid Fischbach 17120)
15. Die Sterblichkeitsrate bei Brustkrebs liegt bei 40 Prozent. Ist es ethisch vertretbar, menschliches Leben zu **verwerfen**, wenn die Wahrscheinlichkeit eines möglichen tödlichen Verlaufs einer möglichen Brustkrebserkrankung eines Embryos in seinem Leben bei 20 bis 34 Prozent liegt? (Franz-Josef Holzenkamp 17120)
16. Kann es eine verantwortbare Grenze sein, bei einer geringeren Lebenserwartung von ein oder zwei Jahren einen menschlichen Embryo zu **verwerfen**? (Johannes Singhammer, 17120)
17. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden. Dabei dient die Präimplantationsdiagnostik dem Zweck, Embryos, bei denen eine Krankheit oder Behinderung festgestellt wurde, zu **verwerfen** und ihnen das Recht auf Leben zu verwehren. Lebenswertes und vermeintlich lebensunwertes Leben werden bewusst ungleich behandelt. Diese offenkundige Ungleichbehandlung von gesunden und behinderten Menschen sowie die Diskriminierung von Behinderten ist nicht mit unserem Grundgesetz vereinbar. (Patrick Sensburg, 17105)
18. Wir sind der festen Überzeugung, dass derjenige, der meint, PID eingrenzen zu können, dann auch klar sagen muss, wen er ganz konkret ausgrenzen will. Wer PID eingegrenzt zulassen will, muss dann auch offenlegen, welche Formen der Erkrankung und welche Behinderungen in Zukunft aussortiert werden sollen. Für uns ist der Embryo keine verfügbare Sache, die man nach der Feststellung von Mängeln einfach **verwerfen** darf. Wir halten es mit dem Bundesverfassungsgericht, das sehr klar festgestellt hat: »Wo menschliches Leben existiert, kommt ihm Menschenwürde zu.« Entscheidend dabei ist der Zeitpunkt des Beginns des menschlichen Lebens. Nach unserer Überzeugung, nach meiner persönlichen Überzeugung, ist die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle immer

noch die größte Zäsur in dem Entwicklungsprozess des menschlichen Lebens.
(Günter Krings, 17105)

Die Sprachbelege zeigen, dass das Verb von der Akteursgruppe der Gegner*innen der PID verwendet wird, um den Umgang mit der befruchteten Eizelle nach einer PID zu bezeichnen. Auch hier ist zunächst erstaunlich, dass eine Ausdrucksweise verwendet wird, die in den Hintergrund rücken lässt, dass es sich bei befruchteten Eizellen um lebendige Entitäten handelt, die durch das Verwerfen und Aussortieren absterben. Dass mit dem Verb *verwerfen* eine Handlung bezeichnet wird, die das Absterben von Embryonen intendiert, wird im Beleg 17 deutlich, wenn *verwerfen* als *das Recht auf Leben verwehren* näher spezifiziert wird.

Das Verb *verwerfen* wird vorwiegend – betrachtet man die Argumentationskontexte der Akteur*innen – von PID-Gegner*innen verwendet, um gegen die Zulassung der PID zu argumentieren. Dabei wird es auf lebende Entitäten, also auf die befruchtete Eizelle bzw. den Embryo, angewendet. Dass das Verb ursprünglich für den Verbrauch von biologischem Material verwendet wird, hat Domasch (2007) herausgestellt. Die Verwendung des Verbs ist für biomedizinische Zusammenhänge also nicht neu. Diese domänenspezifische Verwendungsweise wird im DWDS nicht abgebildet, so verzeichnet das DWDS folgende Bedeutungen:

VERWERFEN

1. etw. ablehnen, für ungeeignet, undurchführbar, unannehmbar erklären, zurücknehmen, zurückweisen
2. von Tieren: eine Fehlgeburt haben
3. (sich verwerfen) sich verbiegen, krümmen
4. etw. so werfen, aufbewahren, weglegen, dass es nicht wiederzufinden ist. (DWDS)

(»*verwerfen*«, *bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache*, <<https://www.dwds.de/wb/verwerfen>>, *abgerufen am 03.08.2020.*)

Während Domasch (2007) in ihrer Analyse programmatischer Texte zu dem Ergebnis gekommen ist, dass das Verb im Kontext der PID markiert gebraucht und somit die Problematik des Sachverhalts mitthematisiert wurde, kann das für das vorliegende Korpus nicht festgestellt werden. Das Verb *verwerfen* wird bei Gegner*innen der PID nicht als problematisch markiert, sondern als Bezeichnung für das »Absterbenlassen befruchteter Eizellen« verwendet. Es zeigt sich also bereits sprachlich, dass auch von PID-Gegner*innen ein Ausdruck für eine lebende Entität verwendet wird, der vorher ausschließlich auf Gedanken/Ideen/Dinge und im Labor-kontext auf biologisches Material bezogen wurde. Der Bezug wird nun auch zur lebenden Entität *Embryo* hergestellt, so dass durch die Ausweitung der Gebrauchskontexte von *verwerfen* auf etwas Lebendiges neue Bedeutungen im Hinblick auch

auf den Embryo/die befruchtete Ei- und Samenzelle emergiert werden. Der Aspekt des Menschlichen wird mit dem Ausdruck *verwerfen* nicht evoziert, vielmehr wird der Embryo/die verschmolzene Ei- und Samenzelle als Objekt/Sache/biologisches Material thematisiert.

Das verwundert zunächst insofern, als die PID-Gegner*innen üblicherweise hervorheben, dass die verschmolzene menschliche Ei- und Samenzelle der Gattung Mensch zugehörig ist oder von Beginn der Verschmelzung an als Mensch betrachtet werden sollte. Aber auch hier liegt die Interpretation nahe, dass die dehumanisierende Handlung den Befürworter*innen implizit vorgeworfen wird, indem ihnen unterstellt wird, dass sie einen solchen Umgang mit Embryonen akzeptieren und dadurch Embryonen als Objekte/Sachen behandeln. Deutlich wird dies beispielsweise in Beleg 18 durch die explizite Abgrenzungshandlung, die mit *Für uns ist der Embryo* eingeleitet wird und die einen Schlussprozess eröffnet, der folgendermaßen aussieht: *Wer einen Embryo aussortiert und ihn verwirft, behandelt den Embryo wie eine Sache*. Auch an diesem Beleg zeigt sich die Implementierung der Dehumanisierungshandlung in den Instrumentalisierungstopos, der bereits durch die lexikalische Einheit *verfügbare Sache* auf der Textoberfläche angedeutet wird. In Beleg 14 wird der Instrumentalisierungstopos durch Verzweckung explizit. Die Kontextualisierung des Verbs *verwerfen* mit Ausdrücken wie *Verzweckung*, *Ellbogenkampf*, *Bürde* (Beleg 14), *verfügbare Sache* (Beleg 18) verdeutlicht die negative Evaluation des Verbs und damit auch der PID. Somit dienen die hier eingesetzten sprachlichen Mittel wiederum der Selbst- und Fremdpositionierung gegenüber dem Sachverhalt.

Zu überlegen wäre aber auch, ob sich die Verwendung von *verwerfen* im Kontext der PID mit der Bedeutung des ›Absterbenlassens‹ als etabliert durchgesetzt hat, um den Umgang mit den nicht in den Uterus zu transferierenden Embryonen nach einer PID zu bezeichnen. Hierzu wären weitere Untersuchungen notwendig.

Ein weiteres Verb, das den Umgang mit Embryonen nach einer PID bezeichnet, ist das Verb *aussortieren*. Es wird im vorliegenden Diskursausschnitt in der Regel von PID-Gegner*innen verwendet und ist ebenso in verschiedene Argumentationstopoi eingebettet u.a. in den Instrumentalisierungstopos (Belege 19, 20), in der Zurückweisung des Leidvermeidungstopos (Beleg 21) und in den Topos der Gattungszugehörigkeit (Beleg 21, 23). Im DWDS ist folgendes verzeichnet:

AUSSORTIEREN

- etw. beim Sortieren aussondern, heraussuchen
- Untaugliches beim Sortieren beiseite tun

(*»aussortieren«, bereitgestellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/wb/aussortieren>, abgerufen am 03.08.2020.*)

Im Kontext der Verwendung dieses Verbs fällt wieder auf, dass sich die Gegner*innen von der Handlung, die mit dem Verb *aussortieren* im Kontext des Umgangs

mit Embryonen nach einer PID verbunden ist, distanzieren bzw. bewusst abgrenzen und diese Handlung negativ werten. Das kann explizit erfolgen wie in Beleg (19), indem *aussortieren* definiert wird als Handlung des Selektierens, des Wegwerfens und Tötens, die Bedeutung kann aber auch durch Kontextualisierungen mit negativ wertenden Ausdrücken wie *ausgrenzen* (Beleg 20), *diskriminieren* und *stigmatisieren* wie in Beleg (23) näher bestimmt werden. Eine negative Evaluation liegt zudem durch die explizite Verneinung der Handlung des Aussortierens in Bezug auf Embryonen (Beleg 21) vor.

19. Überlegen wir uns einmal, was es konkret bedeutet, eine Präimplantationsdiagnostik durchzuführen: Das heißt, dass im frühesten Stadium geprüft wird, ob der Embryo genetisch beschädigt ist. In der Konsequenz führt das dazu, dass dieser aussortiert wird. **Aussortieren** heißt **selektieren**, heißt, möglicherweise **behindertem Leben wegzuzwerfen und zu töten**. (Maria Böhmer, 14173)
20. Oft wird ja die PID-Problematik mit der Abtreibung verglichen. Dies verbietet sich hier genauso wie bei der Diskussion um embryonale Stammzellen. Die PID ist die bewusste und gewollte künstliche Erzeugung von acht Embryonen **zum Zwecke des Aussortierens** und kein existenzieller Konflikt. (Volker Beck, 17105)
21. Bitte bleiben wir, unabhängig von der heutigen Abstimmung, bei diesem Weg, das Leben zu bejahen, mit all seinen Facetten. Gehen wir nicht den Weg der Ausgrenzung von Mitmenschen weiter! Schließen wir alle Menschen in ihrem eigenen Wert in unsere Gesellschaft ein, **sortieren wir sie nicht aus!** Kein Leid rechtfertigt das, es wäre eine nicht mehr menschliche Gesellschaft, die **aussortiert**, was nicht akzeptiert wird. Unsere Verantwortung vor Gott und den Menschen sollte uns dazu leiten, aktiv für alle Menschen zu werben und eben nicht das Leid der Paare zur Grundlage für eine Entscheidung gegen das Leben von Menschen mit Behinderung zu machen. (Michael Brand, 17120)
22. Beurteilung, was lebenswertes Leben überhaupt ausmacht, beinhaltet auch die Entscheidung darüber, welche Behinderung noch angemessen ist und welcher Embryo nicht **aussortiert** werden muss. Daher ist es nicht unredlich, von Dammbrech zu reden. (Dorothee Bär, 17120)
23. Viele der genetisch bedingten Erkrankungen lassen sich heute bereits gut behandeln, sodass die Betroffenen nicht mit ihrem Schicksal hadern. Häufig haben sie eine ganz normale oder nur wenig geringere Lebenserwartung als gesunde Menschen. Viele Betroffene, die mit einer Behinderung oder Erkrankung leben, die mittels PID **aussortiert** werden soll, sowie deren Eltern empfinden dieses Verfahren als Diskriminierung und Stigmatisierung. Wir dürfen nicht entscheiden, welches Leben sich entwickeln darf und welches nicht. Es gibt kein Recht auf ein gesundes Kind. (Franz-Josef Holzenkamp, 17120)

Im Hinblick auf die Verwendung von Handlungsverben fällt bei den Befürworter*innen der PID auf, dass wenig über den Verbleib von nicht in den Uterus transferierten Embryonen geäußert wird. Lediglich in folgendem Beleg wird im Kontext einer PID die Handlung des Aussortierens zurückgewiesen und stattdessen die positive Handlung (*sich für das Leben aussprechen*) hervorgehoben, der dehumanisierende Ausdruck wird abgelehnt und der Aspekt des Helfens durch das diagnostische Verfahren wird in den Vordergrund gerückt.

24. Das Schicksal dieser Familie hat mir eines vor Augen geführt: Diese Paare sind bereits in diesem Moment in einer Situation, die wohl schwerste seelische Beeinträchtigungen des Gesundheitszustandes auslöst. Und solche Betroffene sagen mir in Gesprächen, dass sie nicht Leben **aussortieren** möchten, sondern sich gerade für Leben aussprechen. Warum diese Paare in Deutschland keine Hilfe bekommen, verstehen sie nicht und gehen ins benachbarte Ausland. (Manuel Höferlin, 17120)

5. Fazit

Das in Diskursen präsentierte Wissen ist perspektivisches, historisch gebundenes Wissen, das diskursiv hervorgebracht wird. Während die Gegner*innen der PID dieses Verfahren als unmenschliches diagnostisches Verfahren perspektivieren, indem sie z.B. vom *Aussortieren* oder *Verwerfen* von Embryonen sprechen und dadurch das Verfahren als inhuman bewerten, weil dem Embryo die volle Schutzwürde abgesprochen wird, heben die Befürworter*innen die Leidvermeidung für betroffene Paare durch das Diagnoseverfahren hervor und vermeiden dabei aber zugleich, den Embryo emotional zu bewerten oder gar zu benennen und ihm menschliche Qualitäten zuzuschreiben. So werden im betrachteten Diskursausschnitt durch die Bewertung je unterschiedliche Fakten hergestellt: PID als Leidvermeidungsverfahren und PID als Selektionsverfahren.

Dabei verwenden beide Parteien dehumanisierende sprachliche Strategien, aber auf unterschiedliche Art und Weise. Während die Befürworter*innen auf der lexikalischen Ebene eher von *verschmolzener Ei- und Samenzelle* oder von *befruchteter Eizelle* sprechen, betonen die Gegner*innen, dass es sich um *menschliche Embryonen*, um *Menschen* oder *Personen* handelt und konstatieren zugleich, dass durch das Verfahren der Embryo diese Gattungszugehörigkeit abgesprochen bekommt, was u.a. durch Negationen zum Ausdruck gebracht wird (*Das ist kein Zellhaufen*, Beleg 8), womit sie aber den Verfechter*innen des Verfahrens unterstellen, den Embryo bei Anwendung des Verfahrens als solchen zu behandeln. Die Dehumanisierung erfolgt seitens der Befürworter*innen implizit durch ein mehr oder weniger vorausgesetztes Stufenkonzept von Schutzwürdigkeit und/oder Menschenwürde,

bei dem die verschmolzene Ei- und Samenzelle erst im Laufe ihrer Entwicklung als schutzwürdige, menschliche Entität betrachtet wird. Die Kriterien und der Zeitpunkt für die Zuweisung von Schutzwürdigkeit können je nach weltanschaulicher Verortung sehr unterschiedlich sein.

Literatur

a) Quellen

Protokolle der Bundestagsdebatten sind online erhältlich (nach Eingabe der Nummer oder des Datums): <https://pdok.bundestag.de/>

14/127 vom 26.10.2000

14/173 vom 31.05.2001

14/209 vom 12.12.2001

14/242 vom 13.06.2002

15/166 vom 17.03.2005

17/105 vom 14.04.2011

17/120 vom 07.07.2011

Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache: www.dwds.de

b) Forschungsliteratur

Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen: Westdeutscher Verlag

Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): »Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik«, in: Busse/Hermanns/Teubert, Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte, S. 10-28.

Domasch, Silke (2007): Biomedizin als sprachliche Kontroverse. Die Thematisierung von Sprache im öffentlichen Diskurs zur Gendiagnostik, Berlin/New York: de Gruyter.

Felder, Ekkehard (2013): »Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche«, in: Ders. (Hg.), Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 13-28.

Gardt, Andreas (2007): »Diskursanalyse – Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten«, in: Warnke, Diskurslinguistik nach Foucault, S. 27-52.

- Grawe, Christian et al. (2017): »Artikel ›Mensch««, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie online*. Doi: DOI: 10.24894/HWPh.5266
- Haslam, Nick (2006): »Dehumanization: An Integrative Review«, in: *Personality and Social Psychology Review* 10 (3), S. 252-264.
- Haslam, Nick/Loughnan, Steve/Holland, Elise (2013): »The psychology of Humanness«, in: Sarah Gervais (Hg.), *Objectification and (De)Humanization*, 60th Nebraska Symposium on Motivation, New York: Springer, S. 25-51.
- Haslam, Nick/Loughnan, Steve (2014): »Dehumanization and infrahumanization«, in: *Annual Review of Psychology* 65, S. 399-423. Doi: 10.1146/annurev-psych-010213-115045
- Hermanns, Fritz (1994): »Linguistische Anthropologie. Skizze eines Gegenstandsbereiches linguistischer Mentalitätsgeschichte«, in: Busse/Hermanns/Teubert, *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*, S. 29-59.
- Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*, Stuttgart-Bad Cannstadt: Frommann-Holzboog.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): *Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Marx, Konstanze (2017): »"Doing aggressive 2.0" Gibt es ein genderspezifisches sprachliches Aggressionsverhalten in der Social-Media-Kommunikation?«, in: Silvia Bonacchi (Hg.), *Verbale Aggression. Multidisziplinäre Zugänge zur verletzenden Macht der Sprache*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 331-355.
- Nusser, Tanja (2011): »wie sonst das Zeugen Mode war«. *Reproduktionstechnologien in Literatur und Film*, Freiburg/Berlin/Wien: Rombach Verlag.
- Ritter, Karlfried/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (2017): *Historisches Wörterbuch der Philosophie online*. Doi: 10.24894/HWPh.7965.0692
- Rödel, Maleika (2015): *Geschlecht im Zeitalter der Reproduktionstechnologien. Natur, Technologie und Körper im Diskurs der Präimplantationsdiagnostik*, Bielefeld: transcript.
- Schreiber, Christine (2011): *Natürlich künstliche Befruchtung? Eine Geschichte der In-vitro-Fertilisation von 1878-1950*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Spieß, Constanze (2011): *Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte*. Berlin/Boston: de Gruyter.
- (2012): »*Leid* und *Selektion* im Kontext der Bundestagsdebatte um Präimplantationsdiagnostik. Ein Ansatz diskurskritischer Analyse öffentlich politischer Diskurse«, in: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 82: *Kritische Diskursanalyse und Funktionale Pragmatik*, Herausgegeben von Franz Januschek, Angelika Redder und Martin Reisigl, S. 133-152.

- (2014): »Sprachstrukturelle Ebenen, linguistische Methoden und Perspektiven der Diskurslinguistik«, in: *Zeitschrift für Diskursforschung* 2/2014, S. 184-203.
- Stollznow, Karen (2008): »Dehumanisation in language and thought«, in: *Journal of Language and Politics* 7/2, S. 177-200. DOI: 10.1075/jlp.7.2.01sto.
- Tomasello, Michael (2020): *Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese*, Berlin: Suhrkamp.
- Warnke, Ingo (2007) (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, Berlin/New York.
- (2002a): »Texte in Texten – Poststrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik«, in: Kirsten Adamzik (Hg.), *Texte – Diskurse – Interaktionsrollen. Analysen zur Kommunikation im öffentlichen Raum*, Tübingen: Stauffenburg, S. 1-17.
- (2002b): »Adieu Text – bienvenue Diskurs? Über Sinn und Zweck einer poststrukturalistischen Entgrenzung des Textbegriffes«, in: Ulla Fix et al. (Hg.), *Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage*, Frankfurt a.M.: Lang Verlag, S. 125-141.
- Warnke, Ingo/Spitzmüller, Jürgen (2008) (Hg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*, Berlin/New York, S. 3-53.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985)*, Tübingen: Niemeyer.

Tiermetaphern zur Diffamierung queerer Menschen

Beispiele gruppenbezogener Hasssprache in YouTube-Kommentaren

E. A. Mathias

1. Queerness als Stigma: systemische und symbolische Gewalt

»Blöde Kuh« – »mieses Schwein« – »schwule Sau«: Viele Beispiele für tierbezogene Ausdrucksformen zur Beleidigung von Individuen oder ganzen Gruppen sind im Sprachgebrauch stark etabliert und haben aufgrund ihrer stabilen und rekurrenten Struktur als Nominalphrase mit Adjektivattribut gleichsam phraseologischen Status erlangt (vgl. Burger et al. 1982: 1). Sie zeichnen sich – neben ihrer Eigenschaft als Phraseme – ferner durch das Vorliegen eines nominalen Phrasenkopfs aus, der der semantischen Quelldomäne FAUNA entstammt (*Kuh*, *Schwein*, *Sau*) und der als Metapher mit beleidigender Funktion ebenfalls einen hohen Grad an Lexikalisierung aufweist.

Auf Ebene der *langue* symbolisieren solche Sprachzeichen mit ihrem hohen Maß an Lexikalisierung und mit ihrer festen morphologischen Struktur tradierte Konzepte, die Teil dessen sind, was Bourdieu und ihm folgend Žižek als *systemische* Gewalt bezeichnen (Bourdieu 2020: 63ff. & 202ff., sowie Žižek 2011: 9f.). Diese betrifft die Sozialisationsbedingungen, denen Individuen unterworfen sind (vgl. ebd.). Systemische Gewalt ist symbolisch repräsentiert im Sprachsystem (Saussures *langue*), insofern »die Sprache als solche [...] ein bestimmtes Bedeutungsuniversum auferlegt.« (Žižek 2011: 10, vgl. hierzu auch Mathias 2017). *Symbolische Gewalt* (Žižek 2011: 10) manifestiert sich in »aufhetzender Rede und [...] habituellen Sprechweisen« (Žižek 2011: 10), die sich in Sprechergemeinschaften zur Bezeichnung von und zur Bezugnahme auf Outgroups etabliert haben (vgl. Mathias 2015: 46ff. und 96ff.; zum Intergroup Conflict vgl. Tajfel 1974, Tajfel & Turner 1979 sowie Leyens et al. 2003).

Dies ist insofern hier relevant, als die cis-heteronormativ¹ ausgerichtete Sprechergemeinschaft für sich in Anspruch nimmt, für eine Gesellschaftsordnung zu stehen, »die die Erfahrungen der Individuen in einem gegebenen Augenblick der Geschichte organisiert« (Eribon 2019: 13) und zwar durch die innerhalb dieser Gesellschaft geteilten »Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmatrizen« (Bourdieu 2020: 63). Davon betroffen ist auch die »Art und Weise, in der die Kategorien ›Gender‹ und ›Sexualität‹ geformt wurden« (Eribon 2019: 14). Entsprechend werden Subjekte – durchaus auch im wörtlichen Sinne des lateinischen Ausdrucks – »immer produziert in ›Unterordnung‹ unter eine Ordnung, unter Regeln, Normen und Gesetze.« (Eribon 2019: 13). In seinen Reflexionen lässt Eribon eine jahrhundertlange Praxis der Diskreditierung und Ausgrenzung von Menschen Revue passieren, die in den Augen ihrer Umgebungsgesellschaft von der heterosexuellen cisgender Norm abweichen – das heißt von denjenigen geschlechtsbezogenen Strukturen, die die Umgebungsgesellschaft als Norm betrachtet, gesetzt, etabliert und in ihren sozialen Praktiken über lange Zeiträume hinweg tradiert hat.

Dieser Umstand ist bedeutsam, da sich aus ihm folgern lässt, dass Subjekte innerhalb ihrer jeweiligen Gesellschaftsordnung nicht nur deren Kategorien – hier: sowohl der Genderidentität als auch der sexuellen Orientierung – akzeptieren (sollen), sondern auch die Bewertungen, die mit diesen Kategorien, ihren Inhalten und mit den Fällen von Abweichung verbunden werden. Einen maßgeblichen Beitrag dazu liefern sprachliche Muster, die als Repräsentanten *systemischer Gewalt* Akte *symbolischer Gewalt* darstellen (Bourdieu ⁵2020: 63ff. sowie 202ff., desgl. Žižek 2011: 9f.). Sie zwingen aufgrund ihres hohen Maßes an Lexikalisierung und durch ihren rekurrenten Abruf im sprachlichen Handeln die o.g. Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmatrizen »jedem Akteur als transzendente« auf (Bourdieu ⁵2020: 63). So schaffen sie nicht nur – in Searles Sinne (vgl. Searle 2011) – soziale Tatsachen in einer heteronormativen Gesellschaft, sondern fordern (und bewirken) bei den Diffamierten auch die Übernahme und Integration der sie abwertenden heteronormativen Ordnung in ein Selbstbild, in dem ihre Geschlechtsidentität oder ihre sexuelle Orientierung als Stigma fungiert (vgl. Goffman 2018: insbes. 9ff.). Durch die Diskrepanz zwischen virtueller (von der Gesellschaft als normativ angelegter, zugeschriebener) und personaler (im Subjekt tatsächlich vorliegender) Identität (Goffman 2018: 10) kann die Identität queerer Menschen vor diesem Hintergrund als beschädigt beschrieben werden (ebd.: 30).

1 Cisgender: Soziale Geschlechtsidentität (gender) eines Individuums wird von diesem selbst als mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmend wahrgenommen (im Unterschied zu anderen Formen der Genderidentität wie Trans*identität, Non-Binarität usw.). Heteronormativität: Heterosexualität als verbindliche Norm der sexuellen Orientierung; Homosexualität gilt aus dieser Perspektive als normwidrige Abweichung. Genderidentität und sexuelle Orientierung sind zwei getrennt voneinander zu betrachtende Kategorien.

Dass diese Beschädigung anhaltend ist, wird erreicht durch die rekurrente Aktivierung und Verwendung dieser diffamierenden Bezeichnungen in konkreten Kommunikationssituationen. Sie fungieren auf *parole*-Ebene jeweils als Werkzeuge *subjektiver Gewalt* (Žižek 2011: 9f.). Dem Aspekt der Rekurrenz kommt hier insofern eine maßgebliche Rolle zu, als die durch die Zeit weitergereichten metaphorischen Konzepte fortwährend sprachlich reaktiviert werden. Sie können als »versteinerte« Muster der Benennung und »Anrufung« (Butler ⁶2018: 15 und 55ff. unter Bezugnahme auf Althusser) betrachtet werden, in denen »frühere Sprachhandlungen nachhallen und [...] *sich mit autoritativer Kraft anreicher[n], indem sie vorgängige autoritative Praktiken wiederhol[en] bzw. zitier[en]*« (Butler ⁶2018: 84; Hervorhebung im Original). Butler verweist auf die Möglichkeit, dass sich die Macht der verletzenden Benennung »mit der Zeit angehäuft« (Butler ⁶2018: 81) habe und der verletzenden Intention des Sprechers² weniger durch die Benennung des gesellschaftlichen Subjekts in einer gegebenen Einzelsituation Rechnung getragen werde als vielmehr durch die *Zitierung* von Bezeichnungsformen und -praxen, die »eine Geschichte und Gemeinschaft der Sprecher« aufrufen (Butler ⁶2018: 81).

2. Metaphern als Werkzeug symbolischer Gewalt

Auf symbolischer Ebene werden diese soziohistorisch zunächst etwas verdunkelten und diffusen Bestände sichtbar durch ihre Verfestigung in Gestalt stark lexikalisierter Metaphern und phraseologischer Einheiten im Sprachsystem. Die eingangs angeführten Beispiele enthalten ferner »prototypische Metaphern« (vgl. Gibbs 1993), die musterbildend für diskreditierende Phraseme sind. Als prototypisch können metaphorisch verwendete Lexeme zur Beleidigung wie *Kuh*, *Sau*, *Schwein*, aber auch *Affe*, *Ziege* oder *Ratte* insofern betrachtet werden, als sie im Deutschen einen hohen Grad an Lexikalisierung in der Sphäre des diskreditierenden Sprachgebrauchs aufweisen. In Hinblick auf das zeichenvermittelte kommunikative Verhältnis zwischen Sprecher*in und Adressat*in (vgl. Bühler 1999) verweisen diese Metaphern vor dem Hintergrund tradiertter Wissensbestände der Sprachgemeinschaft auf »emotive Einstellungen zum Dargestellten und zum Hörer« (Mudersbach 2004: 147) und das nicht nur durch ihre ebenfalls hochgradig rekurrenten Adjektivattribute (evaluierend wie *blöd* oder *mies* oder aber referenzgruppenbezogen wie *schwul*), die in ihrer häufigen Kookkurrenz mit dem substantivischen Kopf der Nominalphrase den phraseologischen Status dieser Kollokationen begründen. Im Zuge der metaphorischen Verwendung dieser Nomina nutzen die Sprecher*innen intensionale Einträge aus dem Denotat der

2 In der deutschen Ausgabe von Butler (Übers.: Kathrina Menke, Markus Krist) nicht gegendert im Maskulinum.

Vertreter ihrer Quelldomäne (*Schweine, Säue, Kühe*), um sie im *content* der Metapher (vgl. Stern 2000: 16 sowie Mathias 2015: 132f.) dem Begriffsinhalt ihres situativ gemeinten Referenten (z.B. homosexuelle Menschen im Falle von *schwule Sau*) hinzuzufügen. Bei diesen Einträgen muss es sich nicht zwingend um faktisch vorliegende Merkmale des Quellbegriffs (oder -konzepts) handeln, sondern es werden auch sogenannte »assozierte Gemeinplätze« (vgl. Black 1983) genutzt, also stereotype Vorstellungen, die in der Sprechergemeinschaft mit den Vertretern des Quellkonzepts in Verbindung gebracht werden (z.B. *schmutzig, dumm* o. ä.).

Metaphorische Konzepte und die sie repräsentierenden Ausdrucksformen lassen sich vor dem Hintergrund einer Vielzahl theoretischer Ansätze beschreiben. Diese reflektieren nicht nur die Differenzierung zwischen kognitivem Konzept und sprachlichem Ausdruck, sondern – in Bezug auf die Zeichenebene – auch die Vielfalt möglicher Foki bei der Deskription sprachlicher Metaphern (vgl. Darstellung in Rolf 2005). In den nachfolgenden Abschnitten werden einige Beispiele medien-sprachlicher Äußerungen untersucht, mittels derer queere Menschen diskreditiert werden³. Diese Äußerungen sind situativ in den Kontext öffentlicher Sichtbarkeit von Queerness (im Rahmen von GayPride-Veranstaltungen) eingebettet. Aus diesen Gründen wird die Deskription der metaphorischen Ausdrucksformen innerhalb dieser Äußerungen vorrangig kontextuelle und funktionale Aspekte berücksichtigen, also an der Schnittstelle zwischen den linguistischen Beschreibungsebenen der Semantik und der Pragmatik stehen. Die Rückbindung an die konzeptuell-kognitive Ebene wird dabei in den Hintergrund rücken, da deren präzise Untersuchung anderer zusätzlich angewandter Methoden bedarf und den Rahmen dieser Publikation sprengen würde. Die nachfolgend ausgeführten Befunde orientieren sich an dem in Mathias 2015: 148ff. vorgestellten Beschreibungsmodell, welches u.a. Arbeiten von Searle (2011), Stern (2000), Pielenz (1993), Bühler (1999) und Toulmin (1975) zusammenführt (Mathias 2015: 153ff.). Der zentrale Gedanke, der diesem Modell zugrunde liegt, ist die Auffassung, dass metaphorisch verwendete Zeichen kontextabhängige denotative und konnotative Einträge aus der Intension des metaphorischen *vehicles* (metaphorischer Signifikant) und seines *tenors* (Signifikat) in einem kontextspezifischen *content* zusammenführt. Dieser dient nicht nur der argumentativen Tätigkeit der Diskursteilnehmenden, sondern ist auch in sich wie ein Argument konstituiert, indem zur Konstruktion des *contents* eine Art Schlussregel (vgl. Toulmin 1975) inferiert und angewandt wird (Sterns *character*, vgl. Stern 2000: 16 & 132 sowie Mathias 2015: 154). Die Funktion der argumentativen Stützung (entsprechend Toulmins Schema) übernimmt in dem hier angewandten Mo-

3 *Queer* bezeichnet im Rahmen dieses Beitrags alle Formen von Genderidentität und auch sexueller Orientierung der Menschen, die sich nicht in der binär strukturierten, cis-heterosexuellen Norm verorten. Im Unterschied zum häufig negativen Konnotat im Sprachgebrauch des Englischen wird hier für das Deutsche ein wertneutrales Konnotat angesetzt.

dell (Mathias 2015: 153) der Kontext. Das ist bei den nachfolgend untersuchten Beispielen nicht nur der situative Rahmen der jeweiligen Äußerung (Veranstaltungen im Rahmen des Christopher Street Days/CSD sowie die digitalmediale Diskussion der Betrachter*innen), sondern auch die Auffassungen und Einstellungsmuster, die die Diskurspartizipant*innen gegenüber dem Diskursgegenstand (hier: Queerness der CSD-Teilnehmer*innen und öffentliche Sichtbarmachung) hegen⁴ und die dem sprachlichen Kontext der in Frage stehenden Diskursbeiträge entnommen werden können – hierzu zählen vor allem vorangegangene Beiträge anderer User*innen, auf die direkt oder indirekt Bezug genommen wird. Über letztere gewinnen wir mit deskriptivlinguistischen Mitteln Rückschluss auf konzeptuelle Äquivalente, deren Ermittlung und präzisere Beschreibung – wie gesagt – der Ergänzung durch anderweitige Methoden bedarf. In diesem hier vorgestellten ersten Schritt des Projekts sind die sprachlichen Äußerungen zunächst unsere einzige verlässliche Datenbasis.

3. Exemplarische Befunde aus YouTube-Kommentaren

Die nachfolgend untersuchten Beispiele stammen aus Rezipient*innenkommentaren zu YouTube-Videos verschiedener Christopher Street Days (CSD) und GayPride-Veranstaltungen der letzten Jahre. Diese sind öffentlich zugänglich, da sie sowohl von ihren Verfasser*innen als auch den Betreiber*innen der Plattform offenkundig als »freie Meinungsäußerung« betrachtet und von letzteren ungeachtet ihrer diffamierenden Illokution nicht gelöscht wurden.⁵ Die Kommentare wurden für die nachfolgende Diskussion entsprechend der deutschen Rechtsprechung anonymisiert; der Nachweis des Quellenbelegs erfolgt durch Referenz auf die URL sowie Nennung des Abrufdatums. Orthografische Korrekturen wurden nicht vorgenommen. Da die Erstellung des Projektkorpus' noch nicht abgeschlossen ist, ist die Diskussion der Belege exemplarischer Natur und kann bislang

-
- 4 Das hier verwendete Modell aus Mathias 2015 wurde im Rahmen einer Untersuchung feindiskreditierender metaphorischer Äußerungen von Vertreter*innen rechtsextremer Ideologeme und Einstellungsmuster entwickelt; Weltbilder wie Ideologien, aber auch Einstellungsmuster wie Homophobie, Xenophobie, Misogynie u. ä. werden hier als konstitutiv für Kontexte von Sprachhandlungen betrachtet.
- 5 Die Unterscheidung zwischen Beleidigung und freier Äußerung einer Meinung ist aus Sicht linguistischer Expertise häufig weniger schwierig zu treffen als öffentliche Diskussionen oder juristische Entscheidungen vermuten lassen. So muss es Linguist*innen überraschen, dass der Prozess um den Netzbeitrag »Frau K. ist ein Stück Scheiße« von einem Berliner Gericht 2019 mit einem Freispruch für den Verfasser dieses Postings endete. Einen ähnlich gelagerten Rechtsstreit um diffamierende symbolische Handlungen diskutiert auch Judith Butler in ihrem Buch *Haß spricht* (R.A.V. vs. St. Paul von 1992, vgl. Butler 2018, 84ff.).

nur Tendenzen aufzeigen. Aus diesem Grund wurde hier auf quantifizierende Angaben verzichtet und der Schwerpunkt auf die qualitative Diskussion gesetzt.

In Abweichung von der Ausgangsannahme, für die Diffamierung queerer Menschen würden hochfrequent etablierte lexikalische (bzw. phraseologische) Muster wie z.B. *schwule Sau* genutzt, zeigt sich bei einer ersten Sichtung der erhobenen Belege, dass diese Annahme zumindest für diese Datenquelle nur in eingeschränktem Maße gehalten werden kann. Tatsächlich finden sich als Vertreter »traditioneller« möglicher Quelldomänen zur metaphorischen Diffamierung Formen, die dem metaphorisch genutzten Feld FAUNA inklusive dessen Untergruppe (tierische) SCHÄDLINGE zugeordnet werden können. Dabei handelt es sich nicht ausschließlich um appellative Nomina, die eine Person oder eine Gruppe direkt-referentiell bezeichnen, wie z.B. *diese Schweine, der Affe, du Sau* oder *Ungeziefer*. Die Belege enthalten auch Feldmitglieder, die in einer spezifischen semantischen Relation zum Archilxem *Tier* stehen (z.B. Meronyme wie *Schwanz, Pfote* oder *Zoo* als Habitat etc.).

Wie nun sind die metaphorisch verwendeten Lexeme zu interpretieren? Wie sind sie semantisch strukturiert und welche Intention verfolgen die jeweiligen Sprecher*innen aus pragmatischer Perspektive? Hierzu werden nachfolgend einzelne Beispiele diskutiert.

Beispiel 1: »Man sollte jeden einzelnen von dem Ungeziefer einsperren«⁶

Lässt man die grammatische Problematik dieses Userkommentars zu einem Video vom Christopher Street Day 2017 in Freiburg einmal außer Betracht, kann für die Forderung seines Verfassers die metaphorisch enkodierte Behauptung festgestellt werden, die queeren CSD-Teilnehmer*innen seien Ungeziefer. Im semantischen *content* der Metapher, der deren Interpretation zu Grunde liegt (vgl. Stern 2000: 16 & 105 sowie Mathias 2015: 153ff.), werden Teile des *vehicle*-Denotats – hier: *Ungeziefer* – zusammengeführt mit Aspekten des *tenors* der Metapher, nämlich der sozialen Gruppe, auf die der Sprecher referiert (zu den Termini *vehicle/tenor* vgl. Richards 1983, zum Terminus *Gruppe* vgl. Fisch 1987). Im gegebenen Fall ist dies das *tenor*-Merkmal »Queerness«, das vor dem Hintergrund der Äußerungssituation und mit Rekurs auf die Einstellungsmatrix der Sprechergruppe als salientes und relevantes Merkmal der zu bezeichnenden Referenzgruppe den wichtigsten diagnostischen Wert besitzt (vgl. Stern 2000: 151ff. sowie Mathias 2015: 136). *Ungeziefer* bezeichnet dem standardsprachlichen Verständnis nach den »Bestand an [schmarotzenden] tierischen Schädlingen (wie Läuse, Wanzen, Milben, auch Ratten und Mäuse«.⁷ Neben den lexikographisch feststellbaren denotativen Merkmalsaspekten »schmarotzend, tierisch, schädlich« beinhaltet das Konnotat des Ausdrucks evaluative und

6 Video vom CSD Freiburg 2017, <https://www.youtube.com/watch?v=LLYbv5JlPhU&list=TLPQM TkwmzlwMjAwwfxljlipPQ&index=42> [Abruf 19.03.2020, Kommentar gepostet vor 1 Jahr]

7 <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ungeziefer> [Abruf 16.04.2020].

emotive Aspekte wie »unangenehm, lästig, zu entfernen bzw. zu vernichten«, die aus den Einträgen im Denotat abgeleitet werden können.

Die im *content* der Metapher zusammengeführte Eigenschaftsmenge $M_{\text{Ungeziefer}}$ {tierisch, schädlich, unangenehm, zu vernichten, queer, normabweichend...} und die daraus resultierende semantische Interpretation führt ohne große Umwege zur pragmatischen Ebene der Äußerung. Diese beschränkt sich sprechakttheoretisch nicht allein auf die Assertion einer merkmalsbezogenen Tatsachenbehauptung $X_{\text{Queere}} = Y_{\text{Ungeziefer}}$ (vor dem Hintergrund eines Kontexts K , der nicht nur den situativen Rahmen der Äußerung, sondern auch die Einstellungsmatrix der Sprechergruppe beinhaltet). Die Illokution der gegebenen Äußerung als Assertion behaupteter Tatsachen folgt in der Terminologie Butlers (⁶2018: 34) der *Konvention* der Sprechergemeinschaft, sie setzt mit dieser Behauptung Fakten: Queere Menschen sind keine Menschen, sondern tierische Schädlinge. Damit entzieht sich der Verfasser dieses Postings dem Vorwurf der Beleidigung, weil seine dehumanisierende Äußerung vor dem Hintergrund seiner Community als Tatsachenbehauptung betrachtet werden kann⁸.

Allerdings verharret die Illokution der geposteten Äußerung nicht auf dem Status der Tatsachenbehauptung. Sie kann – sogar unabhängig von der Forderung »man sollte ... einsperren« als *frame*, in den das metaphorische *vehicle* als *focus* eingebettet ist (zur Terminologie *focus/frame* vgl. Black 1983) – in Searles Termini sowohl als kommissive Eigenfestlegung als auch als direkter Adressatenappell verstanden werden (vgl. Searle 1982). Dabei dient der explizit geäußerte *frame* »man sollte ... einsperren« der Vermeidung juristischer Konsequenzen, die der Verfasser des Postings befürchten müsste, wenn er die Implikation des metaphorischen *vehicles* zugunsten der Implikatur seiner Äußerung voll ausgeschöpft hätte. Berücksichtigt man nämlich den Umstand, dass Menschen sich gegen Ungeziefer und Schädlinge normalerweise durch Vernichtung (d.h.: Tötung) derselben zur Wehr setzen, legt bereits die Tatsachenbehauptung $X_{\text{Queere}} = Y_{\text{Ungeziefer}}$ allein die Möglichkeit nahe, dass entsprechende Maßnahmen künftig entweder durch den Sprecher selbst (kommissive Festlegung) oder aber durch eine*n geneigte*n Rezipient*in der Äußerung ergriffen werden könnten (direktive Aufforderung). Die Enkodierung der Referentengruppe und ihrer Angehörigen durch die faunatische und dehumanisierende Metapher *Ungeziefer* birgt also die mögliche Konsequenz perlokutionärer Effekte (vgl. Butler ⁶2018: 34, 36 & 68) wie physische Angriffe, im Extremfall mit

8 Die juristische Einstufung dieser Tatsachenbehauptung als Beleidigung oder nicht hängt von dem Umstand ab, ob die jeweilige Sprechergemeinschaft, der die Äußerung entstammt, die rechtsverbindlichen Machtstrukturen und damit das Rechtssystem einer Gesellschaft determiniert. Gälte die Dehumanisierung einzelner Gruppen in einer Gesellschaft als normativer Standard, wären die Behauptungen »Queere sind Ungeziefer« oder »Frau K. ist ein Stück Scheiße« nicht als Beleidigung zu werten.

Tötungsabsicht (zur argumentativen Begründung und Legitimation von Vernichtung als sprecherseitig intendiertem perlokutionärem Effekt vgl. Mathias 2018a & 2018b). Das extreme Potential dieser Konsequenzen wird sprecherseitig eingeehrt durch den *frame* der Äußerung in Gestalt der optativen Verbalphrase »man sollte ... einsperren«. Potentielle Akte individueller physischer Gewalt werden in die sozial akzeptierte und zumindest in ihrer Ausprägung rechtskonforme Maßnahme der Haft überführt, um die Schädlinge der sprecherseitigen Idealvorstellung einer Gesellschaft aus dieser zu entfernen. Angedeutet wird mit der Strafmaßnahme »einsperren« immerhin noch die Auffassung, dass queere Identität und Orientierung – oder zumindest das öffentlich demonstrierte Bekenntnis dazu – als kriminell einzustufen seien und daraus die Notwendigkeit abzuleiten sei, das queere Individuum vom Rest der Gesellschaft zu isolieren, zum Schutze derselben und ihrer cis-heteronormativen Werte.

Beispiel 2: »außerdem was Verteidigst du diese vulgären nackten Schweine?!«⁹

Wie im vorangehend diskutierten Kommentar werden auch hier die queeren Teilnehmenden am CSD Freiburg 2019 – also zwei Jahre später – durch Entzug ihrer Menschlichkeit aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Der *content* der Metapher *Schwein* beinhaltet neben dem Aspekt *nichtmenschlich* auch den assoziierten Gemeinplatz (vgl. Black 1983) *schmutzig*, der in der Sprachgemeinschaft (nicht nur) des Deutschen mit Schweinen in Verbindung gebracht wird. Weitere, nicht zwingend durch das metaphorische *vehicle* selbst implizierte Merkmalsaspekte werden durch die Adjektivattribute *vulgär* und *nackt* hinzugefügt, wobei *vulgär* das zweite Adjektiv *nackt* insofern modifiziert, als es dieses einer sittlichen Wertung unterzieht. Der Verzicht auf Bekleidung in der Öffentlichkeit gilt als anstößig, was sich übrigens passend zu dem assoziierten Gemeinplatz *schmutzig* fügt, der (nicht nur) in unserer Gesellschaft Schweinen gleichermaßen wie dem anstößigen Handeln zugeschrieben wird.

Die (Ab-)Wertung der queeren Fremd- bzw. Feindgruppe seitens des Sprechers mittels der stark lexikalisierten und daher konnotativ vorbelasteten Tiermetapher *Schwein* vollzieht sich hier durch die Ergänzung des metaphorischen *contents* von *Schwein* um die Intension der beiden Adjektivattribute. Es wird behauptet, dass die queere Feindgruppe durch ihr unbedecktes Auftreten im öffentlichen Raum aus dem Rahmen der Normen sozialer Angemessenheit fällt, wobei der Sprecher den spezifischen situativen Rahmen (CSD-Parade) und die daraus resultierenden Ausnahmebedingungen ignoriert oder negiert.

9 Video vom CSD Freiburg 2019, <https://www.youtube.com/watch?v=ReEbZESnu1A&list=TLPQMTgwMzlwMjBEIjXg5K6tAw&index=4> [Abruf 18.03.2020, Kommentar gepostet vor 7 Monaten].

Verstärkt wird dieses Heischen um Zustimmung nicht nur der Eigengruppe des Sprechers, sondern auch der Allgemeinheit, durch das evaluierende Adjektiv *vulgär*, das in negativer Weise auf das sozial Akzeptierte und Akzeptierbare rekurriert. Der angestrebte perlokutionäre Effekt der Äußerung kann folglich auch mit dem schreiberseitigen Appell an die Leser*innen des Kommentars beschrieben werden, seine Verurteilung der queeren CSD-Teilnehmer*innen zu teilen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, dass die Leser*innen seines Kommentars die als allgemein akzeptiert geltenden Verhaltensweisen einer »gutbürgerlichen« – aus Sprechersicht: heteronormativen – Gesellschaft teilen. Der Schreiber nutzt diesen Rekurs auf das als sittlich Erachtete ferner, um den Verfasser*innen von CSD-freundlichen Postings aufzuzeigen, dass sie sich mit ihrer Meinung an den Rand der Gesellschaft und ihrer Verhaltensnormen stellen. Er übt damit einen nicht unerheblichen sozialen Druck auf Menschen aus, die – abweichend von der Eigengruppe des Sprechers – die Vielfalt in einer Gesellschaft schätzen.

Beispiel 3: »jeder deutsche Zoo sollte ein paar davon haben«¹⁰

Dieser Beleg ist ein Beispiel dafür, wie die Nichtmenschlichkeit der Referenz-Fremdgruppe nicht durch die Wahl einer direkten Bezeichnung der queeren CSD-Teilnehmer*innen mittels eines metaphorisch verwendeten Lexems vollzogen wird. Vielmehr findet sich in der Äußerung ein lexikalisches Feldmitglied, das der Domäne FAUNA entstammt, aber sich eher an deren Rand befindet. Bei Zoos handelt es sich um den Haltungsort zumeist exotischer Tiere zum Zwecke ihrer Zurschaustellung für Besucher*innen. Die tierischen »Bewohner*innen« von Zoos wurden eingezogen, können sich also nicht frei in ihrem angestammten Lebensraum bewegen. Positive Einträge aus dem Denotat von *Zoo* wie gute Fürsorge, Verpflegung, ärztliche Versorgung der Tiere werden für die Nutzung der denotativen Einträge aus dem *content* der Metapher allerdings ebenso ausgeblendet oder gar getilgt wie das zoologische Leistungsmerkmal Zucht (es kann wohl mit Rücksicht auf den Ko- und den Kontext dieser Äußerung davon ausgegangen werden, dass dem Verfasser dieses Postings nichts ferner liegt als der Wunsch nach Förderung von Fortpflanzung der ihm verhassten Referenzgruppe). Vielmehr ringt auch in diesem Beispiel der Kommentator um Zustimmung und Herstellung von leserseitiger Akzeptanz seiner Auffassung, indem er sich auf seine Weise einer Art von Humor bedient. Dieser fungiert nicht nur innerhalb seiner Sprechergemeinschaft als soziale Rückversicherung, sondern bewirkt im Allgemeinen auch eine Steigerung des Prestiges des Sprechers bzw. der Sprecherin. Letzten Endes allerdings zielt auch diese Äußerung auf den perlokutionären Effekt ab, queere Menschen durch ihre Überführung in einen eingezogenen Raum von der

10 Video vom CSD Hamburg 2017, https://www.youtube.com/watch?v=12WQFWF_k2w&list=TLPQMTkwMzlwMjAwgo2MShPwkg&index=3 [Abruf 19.03.2020, Kommentar von *vor 1 Jahr*]

Gesellschaft auszuschließen. Begründet wird diese Forderung nach »Inhaftierung« durch die allgemein geteilte Auffassung, dass exotische und »wilde« Tiere in einer zivilisierten Gesellschaft und zum Schutze dieser nicht frei herumlaufen sollten.

4. Folgen für das soziale Handeln: Metapher und Argumentation

Metaphern sind, wie die Untersuchung des Denotats und des metaphorischen *contents* der verwendeten lexikalischen Ausdrucksformen zeigt, geeignet, Menschen und Menschengruppen zu beleidigen, zu diffamieren. Sie sind dies insofern, als im Zuge des Signifizierens die als relevant erachteten Einträge des metaphorischen *vehicles* und des *tenors* im *content* der Metapher zusammengeführt werden (vgl. Mathias 2015: 153). Das Kriterium der »Relevanz« steht für die Sprechergruppe vor dem Hintergrund ihrer (hier: cis-heteronormativen) Weltsicht und dem funktionalen Ziel der Abwertung von Abweichler*innen. Entsprechend finden sich im metaphorischen *content* diejenigen intensionalen Einträge, die aus Sicht der Sprechergruppe und in Hinblick auf deren Intention den höchsten diagnostischen Wert (Stern 2000: 153) besitzen. Im Beispiel *Ungeziefer* ist dies neben *nichtmenschlich* v.a. die Eigenschaft *schädlich*.

Die Funktion dieser metaphorischen Zeichen, die sprecherseitig zur Enkodierung diskreditierbarer Gruppen gegenüber den Rezipient*innen genutzt werden, beschränkt sich jedoch nicht auf die diskreditierende Deskription dieser Outgroups bzw. auf die diffamierende Assertion von behaupteten Identitätsbeziehungen ($X_{\text{Homosexueller}} = Y_{\text{Ungeziefer}_{\text{[nichtmenschlich, schädlich...]}}$). Der gewählte metaphorische Ausdruck impliziert (auf semantischer Ebene) zudem durch seine neugeformte begriffliche Intension Gründe, die (auf pragmatischer Ebene) in der Implikatur der Äußerung kommissiv oder direktiv Optionen für physische Handlungsweisen zu Lasten der inkriminierten Outgroup eröffnen. Metaphern leisten einen Beitrag zur »alltäglichen Argumentationspraxis« (Pielenz 1993: 57), indem sie »[d]urch die Fusion zweier begrifflicher Konzepte und [die] damit verbundene Perspektivierung« (Mathias 2015: 141) einen »impliziten Schlussregelcharakter [...] als [...] Rechtfertigungsinstanz« besitzen (Pielenz 1993: 57f.), dessen Reichweite durch die besagte Konzeptfusion bestimmt ist (ebd. sowie Mathias 2015, 141 und 2018a: 48f.).

Bezeichnet ein*e Sprecher*in einen queeren Menschen als *Ungeziefer*, gilt dieser als nichtmenschlich und sogar als schädlich für die (hier: cis-heteronormative) Eigengruppe der Sprecherin bzw. des Sprechers. In der Terminologie von Toulmins Argumentationsschema (vgl. Toulmin 1975) bildet diese Behauptung »Queere sind

Ungeziefer« das Datum (aus Sicht der Sprechergruppe¹¹). Gestützt wird der Schluss durch die (lebensweltliche Erfahrung) der Schädlichkeit von Ungeziefer für andere Lebewesen, insbesondere für Menschen, hier: für die Eigengruppe der Sprecherin bzw. des Sprechers. Aus der Verknüpfung von Datum und Stützung folgt die Konklusion, die für die handlungsleitende Funktion des metaphorischen Ausdrucks maßgeblich ist: »Vernichtet sie!«. Diese Konklusion bleibt natürlich implizit, da sie mit dem Straf- und anderen Gesetzbüchern nicht vereinbar ist. Stattdessen wird die Forderung nach Freiheitsberaubung erhoben (*einsperren*), die vom Sprecher als rechtskonformere Alternative betrachtet wird. Legitimiert wird der Schluss durch eine Schlussregel, die inferiert werden muss, die jedoch vor dem Hintergrund der Stützung steht: »Wenn ein Schädling menschliches Leben bedroht, muss er vernichtet werden«. Zusammengefasst kann der handlungsleitende Argumentationscharakter der metaphorischen Bezeichnung »Ungeziefer« wie folgt beschrieben werden:

- Stützung (Prämisse 1): Ungeziefer bedroht/schädigt menschliches Leben.
- behauptetes Datum (Prämisse 2): Queere sind Ungeziefer.
- Schlussregel: Wenn ein Schädling menschliches Leben bedroht, muss er vernichtet werden.
- Konklusion: Vernichtet sie (die Queeren)!

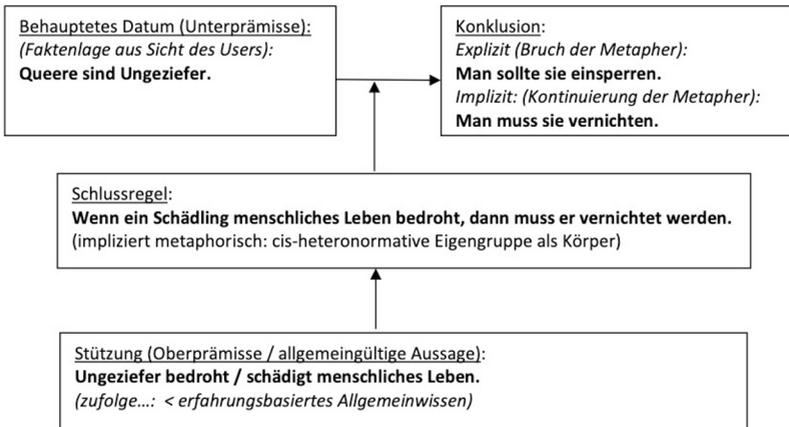
Um dem geltenden Recht Genüge zu tun, wird – wie gesagt – im Zuge der Äußerung die implizite Konklusion, die sich aus der Argumentationsstruktur des metaphorischen Ausdrucks ergibt, durch die Forderung nach der humaneren Maßnahme der Inhaftierung ersetzt (*einsperren*). Ein psychologisch geschickter Schachzug, denn durch ihn stellt sich der Verfasser des Posts nicht nur als menschlich, sondern auch als humanitär motiviert dar und kann so auf mehr Zustimmung hoffen als im Falle einer explizit geäußerten Tötungsabsicht oder -aufforderung zu erwarten wäre.

Unter diesem Blickwinkel ist auch die Verwendung des unpersönlichen Personalpronomens *man* und der Optativ *sollte* zu sehen. Sie sorgen für Distanzierung des Verfassers des Postings von seiner Äußerung mit dem Ziel, für deren mögliche perlokutionäre Effekte nicht zur Verantwortung gezogen zu werden. Er delegiert

11 Bei der strukturellen Analyse von Argumentationen in gesellschaftlichen und politischen Diskursen ist unbedingt darauf zu achten, dass der Wahrheitswert der Prämissen stets vor dem Hintergrund des für die Sprechergruppe geltenden Weltbilds zu bestimmen ist! Er lässt keinen Rückschluss darauf zu, was innerhalb der Umgebungsgesellschaft oder der Eigengruppe der/des Analysierenden gilt und als wahr angesehen wird. Die Evaluation des Arguments bzw. der Gesamtheit der gruppenspezifischen Argumente hinsichtlich ihrer Gültigkeit (z.B. der verfassungsmäßigen Werte einer Gesellschaft) erfolgt erst in einem zweiten Schritt und ist der Argumentstruktur nicht intrinsisch.

zudem die Ahndung für die aus seiner Sicht verwerfliche Eigenschaft der Queerness (oder zumindest des im CSD gezeigten »queeren Verhaltens«) an Dritte; er legt sich also nicht (kommissiv) auf eigenes, künftiges Verhalten fest, sondern fordert (direktiv) sein Gegenüber oder dritte Instanzen auf, die restriktiven Maßnahmen gegen den* die queere*n Feind*in durchzuführen.

Abbildung 1: Argumentative Funktion des metaphorisch verwendeten Lexems Ungeziefer als implizite Gewaltandrohung am Beispiel eines YouTube-Kommentars zum CSD 2017 in Freiburg: »Man sollte jeden einzelnen von dem Ungeziefer einsperren« (Schema nach Toulmin 1975).



5. Resümee

Die Abwertung stigmatisierter und damit potentiell diskreditierbarer Gruppen innerhalb von Gesellschaften wird legitimiert durch Einstellungsmuster und Wertsetzungen, die von konkurrierenden Gruppen in ihrem Anspruch auf Macht als normativ betrachtet werden (hier: Cis-Genderidentität, Heterosexualität sowie bestimmte Auffassungen von sozial angemessenem Verhalten). In ihrer Gesamtheit sind diese Einstellungen und Wertsetzungen als »Wahrnehmungs- und Denkmatrizen« (Bourdieu ⁵2020: 63) Teil systemischer Gewalt und fungieren zugleich als »Handlungsmatrizen« (ebd.). Im Zuge sprachlichen Handelns zeigt sich, wie systemische Gewalt symbolisch repräsentiert ist und sich in Hasssprache manifestieren kann. Dabei spielen Metaphern eine wichtige Rolle; an ihnen zeigt sich besonders nachvollziehbar, wie dehumanisierende Konzeptionen des (hier: queeren) »Fein-

des« innerhalb einer Sprechergruppe in sprachliche Zeichen überführt werden, mittels derer die Diskreditierung der feindlichen Outgroup öffentlich wahrnehmbar wird. Tiermetaphern zur Dehumanisierung des Feindes sind in den meisten Sprechergemeinschaften hochfrequent, stark lexikalisiert und sogar häufiger Bestandteil phraseologischer Einheiten. Insbesondere die faunatische Untergruppe SCHÄDLINGE eignet sich funktional zur Argumentation gegen den Feind. Durch sie sind Handlungen nicht nur sprachlicher Gewalt legitimierbar. Betrachtet man eine Gruppe bzw. ihre individuellen Vertreter*innen als nichtmenschlich oder gar als schädlich, liegt die Bereitschaft zu gewalttätigen Übergriffen nicht nur nahe, sondern erscheint sogar legitim, um die Werte der Eigengruppe zu schützen. Die Frage nach der Legitimität von Normsetzung und evaluativer Deutungshoheit über Genderidentität und sexuelle Orientierung allerdings, die sich homo- und transphobe Personengruppen innerhalb unserer Gesellschaft anmaßen, wird wohl nicht oft genug gestellt, geschweige denn weitreichend genug diskutiert.

Literatur

- Black, Max (1983): »Die Metapher«, in: Haverkamp, Anselm (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt: wbg, S. 55-79.
- Bourdieu, Pierre (♯2020): *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bühler, Karl (♯1934, Nachdr. 1999): *Sprachtheorie*, Göttingen: UTB.
- Burger, Harald/Buhofer, Annelies/Sialm, Ambros (1982): *Handbuch der Phraseologie*, Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Butler, Judith (♯2018): *Haß spricht*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- de Saussure, Ferdinand (♯2001): *Grundfragen der Sprachwissenschaft*, Berlin: de Gruyter.
- Eribon, Didier (dt. ♯2019, frz. ♯1999, ♯2012): *Betrachtungen zur Schwulenfrage*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fisch, Rudolf (1987): »Gruppe«, in: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier (Hg.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft (HSK 3)*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 150-157.
- Gibbs, Raymond W. (1993): »Why Idioms Are Not Dead Metaphors«, in: Cristina Cacciari/Patrizia Tabossi (Hg.), *Idioms: processing, structure, and interpretation*, Hillsdale: Erlbaum, S. 57-78.
- Goffman, Erving (242018): *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haverkamp, Anselm (Hg.) (1983): *Theorie der Metapher*, Darmstadt: wbg.
- Leyens, Jacques-Philippe et al. (2003): »Emotional prejudice, essentialism, and nationalism. The 2002 Tajfel Lecture«, in: *European Journal of Social Psychology* 33, S. 703-717.

- Mathias, Alexa (2015): *Metaphern zur Dehumanisierung von Feindbildern*, Frankfurt a.M.: Lang Verlag.
- (2017): »Von ›Parasiten‹ und anderen ›Schädlingen‹. Feinddiskreditierung rechtspopulistischer und rechtsextremer Bewegungen in Deutschland«, in: *Linguistik Online* 82(3), <<http://dx.doi.org/10.13092/lo.82.3716>>
- (2018a): »Lexik und Legitimation in rechtspopulistischen Bewegungen«, in: *Muttersprache* 128 (1), S. 41-51.
- (2018b): »Wir sind das Volk!« Zu Wortschatz und Argumentation rechtspopulistischer Gruppierungen in Deutschland«, in: *Der Sprachdienst* 4-5, S. 155-167.
- (2019): »Intergruppenkonflikt im Sprachgebrauch rechtspopulistischer Gruppierungen«, in: *Sprachreport* 3, S. 8-15.
- Mudersbach, Klaus (2004): »Kann man Phraseme in Phraseme übersetzen? (Kriterium, Modell, Methode)«, in: Albrecht Jörn/Heidrun Gerzymisch-Arbogats/Dorothee Rothfuß-Bastian (Hg.), *Übersetzung-Translation-Traduction. Neue Forschungsfragen in der Diskussion. Festschrift für Werner Koller*, Tübingen: Gunter Narr Verlag, S. 127-148.
- Richards, Ivor A. (1983): »Die Metapher«, in: Haverkamp, Anselm (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt: wbv, S. 31-54.
- Rolf, Eckhard (2005): *Metaphertheorien. Typologie – Darstellung – Bibliographie*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Searle, John R. (1982): *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechaktttheorie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- (dt. 2011, engl. 1995): *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stern, Josef (2000) *Metaphor in Context*, Cambridge/Mass: MIT Press.
- Tajfel, Henri (1974): »Social identity and intergroup behaviour«, in: *Social Science Information* 13, S. 65-93.
- Tajfel, Henri/Turner, John (1979): »An Integrative Theory of Intergroup Conflict«, in: William G. Austin (Hg.), *The Social Psychology of Intergroup Relations*, Monterey: Brooks/Cole Publ., S. 33-47.
- Toulmin, Stephen (1975): *Der Gebrauch von Argumenten*, Kronberg/Ts: Scriptor Verlag.
- Žižek, Slavoj (2011): *Gewalt. Sechs abseitige Reflexionen*, Hamburg: Laika.

»Ich nenne die Kohlmeise Karl...«

Eine strukturelle und benennungsmotivische Analyse zur Namengebung bei Wildtieren

Sandra Herling/Stéphane Hardy

1. Einleitung

Haustiere wie Hunde, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen oder Ziervögel bekommen in der Regel einen Individualnamen von ihren jeweiligen Besitzer*innen. Der Grund hierfür liegt vermutlich in der Tatsache, dass es sich bei diesen um Lebewesen handelt, die in einem räumlich nahen Kontakt zum Menschen stehen, d.h. im Haushalt leben, und zu denen eine starke emotionale Bindung aufgebaut wird. Jedoch erhalten teilweise auch andere Tierarten wie die im Zirkus, Zoo oder Wildpark lebenden Spezies sowie die für den Menschen mit einem hohen Nutzwert versehenen Tiere, wie beispielsweise Kühe oder andere Zuchttiere wie Pferde, einen individuellen Namen. Darüber hinaus werden auch Versuchstiere und zu Forschungszwecken dienende, jedoch freilebende Tiere benannt (vgl. hierzu Übersicht in Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 192). Letztere stehen in enger Relation zu den Wildtieren im engeren Sinne, d.h. Tierarten wie Hirsche, Eichhörnchen, Füchse oder auch Singvögel, die jedoch »am seltensten benannt« werden (Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 192). Dennoch zu beobachten ist die Namengebung bei Wildtieren, wenn ihre Präsenz für den Menschen auffällig wird. Ausschlaggebend für den Benennungsakt kann eine für den Menschen mögliche bedrohende Situation sein. Ein Beispiel hierfür stellt ein Braunbär dar, der 2006 über die bayerischen Landesgrenzen zog und sich im dortigen Graswangtal niederließ. Das Erscheinen dieser wildlebenden Tierart seit der Ausrottung im 19. Jahrhundert¹ erregte umgehend die Aufmerksamkeit von Tierschützer*innen über Politiker*innen bis zur Jägerschaft. Die intensive Berichterstattung führte schließlich auch zu einer Namenvergabe: Im medialen Diskurs war fortan die Rede von *Problembär Bruno*.

1 <https://www.merkur.de/lokales/region-miesbach/miesbach-ort29062/zehnten-todestag-ersc-hoss-bruno-6517193.html> vom 15.6.2020.

2016 wurde in Niedersachsen *Problemwolf Kurti* erschossen, da sein Auftauchen in der Nähe zur städtischen Infrastruktur als bedrohlich eingestuft wurde.² Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses standen auch zwei Schwäne: Im Zeitraum von 2006 bis 2008 wuch auf dem Aasee im westfälischen Münster ein Trauerschwan namens *Petra* (zuvor *Schwarzer Peter* genannt, da man von einem männlichen Tier ausging) nicht mehr von der Seite eines schwanenähnlichen Tretboots.³ Das Ereignis erlangte eine große Bekanntheit, so dass mittlerweile ein Wikipedia-Eintrag zu *Petra*, dem Trauerschwan, existiert. Außerdem wurde das Leben des Schwans auch in zwei Kinderbüchern aufgegriffen (vgl. Wikipedia-Eintrag: *Petra (Schwan)*). Ein ähnliches Verhalten zeigte 2004 ein Singschwan auf der Alster in Hamburg: *Swanee* begleitete ebenfalls ein Tretboot in Schwanenform.⁴

Den genannten Beispielen gemeinsam ist ohne Zweifel das auffällige Verhalten der Tiere, das vermutlich ausschlaggebend für den Benennungsakt war. Jedoch spielt nicht nur das Verhalten (insbesondere ein für den Menschen gefährbringendes Verhalten – ähnlich motiviert wie bei den Phänonymen, vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 204), sondern auch das Aussehen eine Rolle, warum Wildtiere überhaupt einen Namen erhalten. Ein Beispiel hierzu stellt ein in einem kenianischen Nationalpark geborenes Zebra dar, dessen Fell nicht die artspezifischen Streifen, sondern Punkte aufwies. Diese visuell wahrnehmbare Mutation erregte 2019 eine weltweite Aufmerksamkeit, die schließlich eine Benennung im medialen Diskurs initiierte: Das Zebrafohlen erhielt den Namen *Tira*.⁵

Aus onomastischer Perspektive ist auch die morphologische Ebene interessant. Einige der oben genannten Namenbeispiele weisen eine binäre Struktur, bestehend aus einem nominalen Kompositum (wobei ein Bestandteil ein tierartenbezeichnendes Appellativ darstellt: *Problembär*, *Problemwolf*) und einer individualisierenden Komponente in Form eines Anthroponyms (*Bruno*, *Kurti*), auf. Bemerkenswert ist, dass diese Struktur bisher nicht bei anderen Tierklassen festgestellt werden konnte (vgl. hierzu Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 205). Zu ergänzen ist, dass auch morphologisch einfache Strukturen ohne appellativische Komponente wie z.B. *Swanee* oder *Tira* vergeben werden. Festzuhalten ist, dass Wildtiere häufig menschliche Rufnamen erhalten. Welche Motive dieser Namenwahl aber letztlich zugrunde liegen, konnte zumindest aus der medialen Berichterstattung nicht erschlossen werden.

2 <https://www.3sat.de/wissen/nano/problemwolf-kurti-100.html> vom 22.6.2020.

3 [https://de.wikipedia.org/wiki/Petra_\(Schwan\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Petra_(Schwan)) vom 5.7.2020.

4 <https://www.spiegel.de/panorama/hamburgs-gefaehrliches-alster-maskottchen-der-schwan-mit-dem-vogel-a-294642.html> vom 5.7.2020.

5 <https://www.nationalgeographic.de/tiere/2019/09/geflecktes-zebrafohlen-kenia-entdeckt> vom 5.7.2020.

Ein Blick auf den Forschungsstand der Tiernamenforschung verdeutlicht zwei-erlei Aspekte: Zum einen stellen Zoonyme eine Namenklasse dar, die im Gegensatz zu Toponymen oder Anthroponymen weniger Berücksichtigung gefunden hat. Zutreffend halten Dammel/Nübling/Schmuck (2015a: Vorwort) fest, dass die Tiernamenforschung als onomastisches Brachland anzusehen sei. Zum anderen liegt der Schwerpunkt in zoonomastischen Studien auf Haustiernamen und teilweise auch auf Nutztiernamen (hervorzuheben sind diesbezüglich die beiden 2015 von Dammel/Nübling/Schmuck herausgegeben Bände). Im Gegensatz dazu sind allerdings Wildtiernamen »noch komplett unerforscht« (Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 205).

Vor diesem Hintergrund setzt sich der vorliegende Beitrag zum Ziel, eine erste Studie auf empirischer Basis zur Erforschung von Wildtiernamen zu leisten. Die Beziehung zwischen Menschen und Wildtieren ist ohne Zweifel anders gestaltet als die zwischen Mensch und Haustier. Trotzdem werden sowohl selten zu beobachtende (wie ein Hirsch), mitunter furchteinflößende (wie Spinnen) als auch regelmäßig wahrgenommene Wildtiere (wie Singvögel im Garten) – wie in den folgenden Ausführungen noch ausführlicher dargestellt wird – benannt.

Im Zentrum der Analyse werden strukturelle Aspekte aufgegriffen, d.h. zum einen soll die Namenbasis und zum anderen morphologische Merkmale der Namensbildung im Mittelpunkt des Interesses stehen. Darüber hinaus soll die Benennungsmotivik untersucht werden, da sie vor allem Aufschluss über die Tier-Mensch-Beziehung geben kann. In diesem Kontext soll auch der Frage nachgegangen werden, welche Wildtiere überhaupt benannt werden und welche Beweggründe prinzipiell für eine Benennung von Wildtieren sprechen und welche dagegen. Bevor auf diese Analyseaspekte Bezug genommen wird, erfolgt zunächst die Darstellung zur Methodik der Datenerhebung.

2. Methodik und Datenkorpus

Das Phänomen der Wildtierbenennung wurde bereits weiter oben anhand medialer Beispiele illustriert. Die folgende Analyse basiert hingegen auf einer Fragebogenerhebung aus dem Zeitraum Oktober 2019 bis Januar 2020, die mittels des Tools *LimeSurvey* der Universität Siegen konzipiert werden konnte. Ziel war es, Informant*innen mit unterschiedlichen Hintergründen (sei es jagdlicher, wissenschaftlicher oder privater Natur) für die Befragung zu gewinnen, um ein möglichst breites Spektrum an Auskünften zu bekommen. Hilfreich war zweifelsohne die Freischaltung des Fragebogens im Forum für *Naturgucker* (www.naturgucker.de). Es handelt sich hierbei um ein Netzwerk von Naturbeobachter*innen⁶ mit steigender

6 <https://www.naturgucker.info/start/herzlich-willkommen> vom 8.7.2020.

Teilnehmer*innenanzahl: Im Mai 2019 konnten ca. 80.000 aktive Nutzer*innen der Plattform verzeichnet werden. Eine wesentliche Aktivität der User*innen stellt beispielsweise das Posten von Tierbeobachtungen mit Angabe der jeweiligen Tierart und Beobachtungsort dar.⁷

Ein weiteres Forum, das für die Befragung herangezogen werden konnte, ist *Jagd & Wald* (<https://jagdundwald.forumieren.com>), ein geschlossenes Diskussionsportal zum Austausch von jagdlichen Erfahrungen und Interessen.

Der Aufbau des Fragebogens sah wie folgt aus: Zunächst wurden persönliche Angaben der Fragebogenteilnehmer*innen wie Geschlecht und Alter erfragt. Als Ergebnis kann festgehalten werden, dass 23,9 % Männer und der überwiegende Anteil, nämlich mit 76,1 % Frauen den Fragebogen ausgefüllt haben. Das Altersspektrum umfasste die Geburtsjahre 1934 bis 2005. Der zweite Abschnitt widmete sich der Art der Naturbeobachtung, d.h. ob dieser als Hobby nachgegangen wird oder ob ein Wissenschafts- oder Jagdinteresse im Vordergrund steht. Die prozentuale Verteilung zeigt ein eindeutiges Ergebnis: 87,9 % betreiben die Wildtierbeobachtung als Hobby, 1,8 % haben ein jagdliches und 7,4 % ein wissenschaftliches Interesse (z.B. Tierfotograf*innen) an Wildtieren. Der Rest der Teilnehmenden gab verschiedene Gründe an (wie z.B. das sporadische Aufhalten in der Natur), die unter ›Sonstiges‹ zusammengefasst werden können.

Im Anschluss konnten die Informant*innen in einem Freitextfeld die Gründe für eine generelle Vergabe bzw. Nicht-Vergabe von Namen für Wildtiere formulieren. Der vierte und wesentliche Fragenabschnitt konzentrierte sich schließlich auf die konkrete Namenvergabe. Diesbezüglich sollte der vergebene Name, die benannte Tierart sowie die Benennungsmotivik näher beschrieben werden.

Insgesamt konnte ein Rücklauf von 1.642 Fragebögen erzielt werden. Für die vorliegende Analyse wurden jedoch nur die vollständig ausgefüllten Fragebögen berücksichtigt, so dass ein Korpus von 1.124 Wildtiernamen (Tokens) erhoben werden konnte. Aufgrund von Mehrfachnennungen, die z.B. die Namen *Bambi*, *Berta*, *Eduard*, *Emil*, *Felicitas*, *Felix*, *Fridolin*, *Frieda*, *Hansi*, *Herbert*, *Karl*, *Kasimir*, *Maja*, *Mausi*, *Mecki*, *Otto*, *Paul*, *Reineke*, *Thekla* betreffen, umfasst das Korpus eine Gesamtanzahl von 745 Types.

7 <https://www.naturgucker.info/naturguckerde/historie-und-status-quo/meilensteine> vom 8.7.2020.

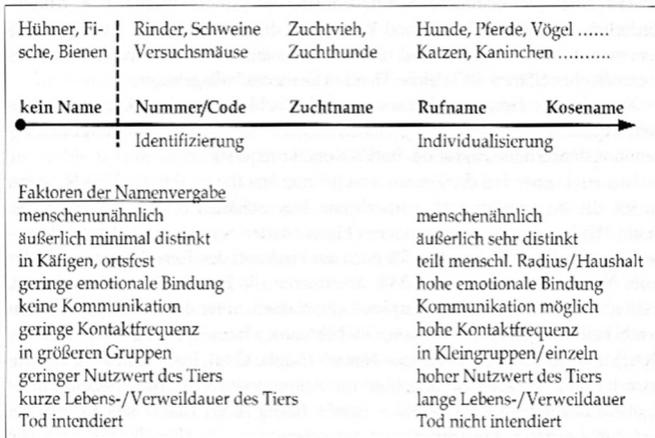
3. Analyse

3.1 Welche Wildtierarten werden benannt?

Bevor der Frage nachgegangen wird, welche wildlebenden Tierarten überhaupt benannt werden, ist in diesem Kontext ein Blick auf allgemeine Faktoren der Tierbenennung lohnenswert. Die Vergabe von Namen hängt zunächst mit der Similarität des Tieres mit uns Menschen zusammen. Mit anderen Worten: Je menschenähnlicher das Tier wahrgenommen wird, desto eher erfolgt auch eine Namenvergabe. Weitere Faktoren, die eine Benennung von Tieren begünstigen, sind die äußerliche Distinktheit, d.h. die Unterscheidbarkeit eines Tieres sowie die Tatsache, dass ein Tier in unserem alltäglichen bzw. häuslichen Kontext lebt (wie z.B. Hunde, Katzen) und wir eine emotionale Affinität zu dem jeweiligen Tier aufbauen. Darüber hinaus spielt die Möglichkeit des Kommunizierens mit dem Tier (beispielsweise die Ansprache eines Hundes bzw. seine Reaktion auf Kommandos oder seinen Namen), der häufige Kontakt zwischen Mensch und Tier, die Gruppengröße (Haustiere wie Hunde, Katzen, Kaninchen werden einzeln oder in quantitativ geringeren Gruppen gehalten und somit eher benannt als Schafe, Fische oder Bienen), der hohe Nutzwert eines Tieres, der beispielsweise bei Kühen gegeben ist, die höhere Lebensdauer und der nicht geplante Tod eine relevante Rolle, dass letztlich ein Tier einen individuellen Namen erhält (vgl. Dammel/Nübling/Schmuck 2015c: 4-6). Das Vorhandensein der gesamten bzw. der meisten hier genannten Aspekte liefert einen Erklärungshintergrund, warum in der Regel Haustiere, aber auch zum Teil Nutztierarten wie Kühe (zu Kuhnamen siehe z.B. Reichmayr 2015) einen Namen erhalten. Liegen hingegen die Faktoren »menschenunähnlich, äußerlich minimal distinkt, in Käfigen, ortsfest, geringe emotionale Bindung, keine Kommunikation, geringe Kontaktfrequenz, in größeren Gruppen, geringer Nutzwert des Tiers, kurze Lebens-/Verweildauer des Tiers, Tod intendiert« (Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015: 193) vor, so ist im Umkehrschluss die Wahrscheinlichkeit einer Namenvergabe eher gering bzw. gar nicht gegeben. Zur Übersicht sei das Schaubild von Nübling/Fahlbusch/Heuser (2015: 193) angeführt (s. Abbildung 1).

Im Hinblick auf Wildtiere sind – zumindest auf den ersten Blick – die letztgenannten Kriterien zutreffend. Im Fall von beispielsweise Insekten, Spinnen und Würmern ist das Faktum der Menschenähnlichkeit nicht gegeben. Eine Unterscheidbarkeit eines Einzeltieres – insbesondere bei Schwarmtieren wie Mücken – erscheint problematisch. Darüber hinaus teilen Wildtiere in der Regel nicht den menschlichen Lebensradius, sie leben nicht im gleichen Haushalt. Jedoch halten sich bestimmte Tiere im hauseigenen Garten auf und könnten so als Teil eines erweiterten Lebensradius zählen. Die angeborene Menschenscheu bedingt zudem eine eher niedrige Kontaktfrequenz zwischen Mensch und Wildtier. Damit einhergehend ist auch die Herstellung einer emotionalen Bindung zu einem Wildtier,

Abbildung 1: Faktoren der Namenvergabe



wie es bei Hunden oder Katzen der Regelfall ist, eher mit Hindernissen verbunden. Bis auf jagdbare Tiere wie Rehe, Hirsche, Füchse, Wildschweine weisen andere Wildtierarten keinen nachvollziehbaren Nutzwert für menschliche Bedürfnisse auf. Auch die Lebensdauer mancher Tierarten, wie Eintagsfliegen, Schmetterlinge oder Fliegen, oder das Leben in einer größeren Gruppe, sei es bei manchen Insektenpezies oder auch bei Singvögeln, mindern die Wahrscheinlichkeit, dass diese Tierarten einen individuellen Namen erhalten.

Die vorliegenden Analyseergebnisse zeigen interessanterweise ein anderes Bild: Sowohl Schwarmtiere wie Bienen (einzelne Individuen in einem Schwarm) als auch Regenwürmer erhalten einen Eigennamen. Selbst die verminderte Lebensdauer (bei Eintagsfliegen mehrere Tage) oder die niedrige Kontaktfrequenz scheint für Namengeber*innen keine relevante Rolle zu spielen: So wurde eine Eintagsfliege, die im Erwachsenenalter nur mehrere Stunden oder höchstens ein paar Tage lebt⁸ *Friedrich* und ein nachtaktives, eher menschen scheues Tier, nämlich ein Dachs, *Dietrich* genannt. Mit anderen Worten: Für (fast) jeden Faktor, der eine Nicht-Vergabe von Namen wahrscheinlich macht, gibt es Gegenbeispiele in den für diese Studie erhobenen Daten. Die folgende Tabelle (in Anlehnung an das weiter oben dargestellte Schaubild) soll dies verdeutlichen:

8 <https://de.wikipedia.org/wiki/Eintagsfliegen> vom 2.7.2020.

Tabelle 1: Faktoren der Namenvergabe und Wildtiertnamen

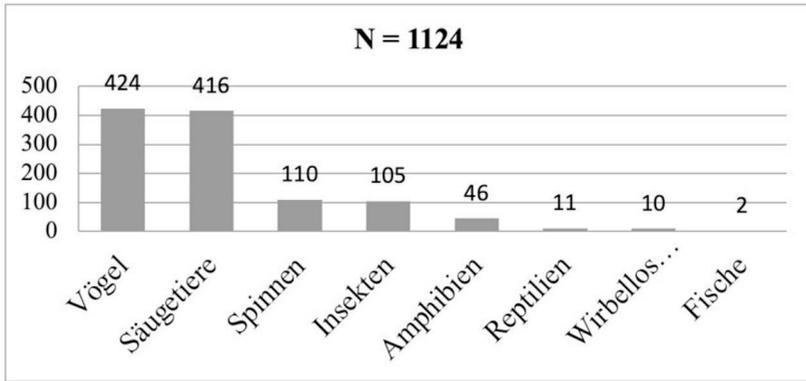
Keine Namenvergabe/ Seltene Namenvergabe	Beispiele aus vorliegender Studie
Faktoren:	
menschenunähnlich	<i>Max</i> (Regenwurm), <i>Hugo</i> (Fisch)
äußerlich minimal distinkt	<i>Mickies</i> (Mückenschwarm)
in Käfigen, ortsfest	---
geringe emotionale Bindung	bei selten zu beobachtenden Tieren: <i>Karl-Heinz</i> (Dachs)
keine Kommunikation	trifft auf alle Wildtiere zu: z. B. <i>Ulla</i> (Erdkröte)
geringe Kontaktfrequenz	selten vorkommende oder scheue Tiere: <i>Snowy</i> (Hermelin), <i>Katzie</i> (Wildkatze)
in größeren Gruppen	<i>The Gang</i> (Spatzenfamilie), <i>Pudermäuse</i> (Wildbienen Schwarm)
geringer Nutzwert des Tieres	<i>Elfchen</i> (Florfliege), <i>Johanna</i> (Motte)
kurze Lebens-/Verweildauer des Tiers	<i>Friedrich</i> (Eintagsfliege), <i>Fritz</i> (Stubenfliege)
Tod intendiert	jagdbare Tierarten: <i>Senior</i> (Hirsch), <i>Arthur</i> (Rehbock)

Trotz dieser Beispiele muss einschränkend erwähnt werden, dass die Mehrheit der Fragebogenteilnehmenden sich gegen eine Benennung von Wildtieren ausgesprochen hat – wie in Kapitel 3.2 noch näher dargestellt wird. Gründe dafür sind unter anderem der seltene Kontakt, das Leben in freier Wildbahn und das Nicht-Besitzen-Können des Wildtieres – Faktoren, die Wildtiere zweifelsohne von Haustieren unterscheiden und die dazu beitragen, einem frei lebenden Tier letztlich keinen Individualnamen zu geben.

Setzt man dieses Ergebnis mit den Faktoren der Namenvergabe in Verbindung, lässt sich Folgendes festhalten: Tierarten, die quantitativ am häufigsten benannt werden, treten eher als Einzeltiere oder in Kleingruppen auf, wie beispielsweise Eichhörnchen, Igel und Rotkehlchen. Sie sind folglich äußerlich distinkt und ihr Tod ist – abgesehen von jagdbaren Tieren – nicht intendiert.

Die hohe Anzahl von Vögeln verwundert insofern nicht, da es sich hierbei um Gartenvögel handelt, die dementsprechend nahe am Haus und somit im Lebensradius des Menschen in hoher Frequenz zu beobachten sind. Zu ergänzen ist, dass die weiter oben aufgeführten am häufigsten benannten Vögel jene sind, die laut Zählung des Naturschutzbundes (NABU) in heimischen Gärten am meisten vor-

Abbildung 2: Anzahl der benannten Wildtierarten



kommen.⁹ Ein Teil der an der Studie Teilnehmenden gab außerdem an, Gartenvögel zu füttern. Somit ist die Wahrscheinlichkeit, dass bestimmte Einzelindividuen regelmäßig die Futterstelle im Garten aufsuchen, durchaus gegeben. Daraus resultiert wiederum eine hohe Kontaktfrequenz zwischen Mensch und Wildtieren. Dieser Faktor kann eine individuelle Namenvergabe fördern.

Ähnliches kann hinsichtlich der Gruppe der Säugetiere festgestellt werden: Insbesondere erhalten Eichhörnchen ($n = 102$) und Igel ($n = 90$) einen Namen. Analog zu den Wildvögeln sind es ebenfalls Tiere, die sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit in Gärten aufhalten. Den Faktor »teilt menschlichen Radius/Haushalt« könnte man inhaltlich größer fassen und somit den Garten als Erweiterung des Haushalts einbeziehen. Durch die Nähe zum Menschen ist es durchaus vorstellbar, dass eine gewisse emotionale Bindung zum Wildtier entstehen kann, was als weiterer Faktor die Namenvergabe begünstigt.

Die Tatsache, dass Spinnen die drittstärkste Gruppe von Wildtieren darstellen, die einen individuellen Namen bekommen, erklärt sich durch ihren Aufenthaltsort im menschlichen Haushalt und somit durch den gegebenen – wenn auch zum größten Teil ungewollten – Kontakt zwischen Mensch und Spinnen.

Festzuhalten ist, dass das Phänomen der Wildtierbenennung durchaus beobachtet werden kann. Welche Gründe nun grundsätzlich für oder gegen eine Namenvergabe bei freilebenden Tieren sprechen, soll im folgenden Kapitel präsentiert werden.

9 Vgl. <https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/aktionen-und-projekte/stunde-der-gartenvoegel/ergebnisse/15767.html> vom 13.6.2020.

3.2 Pro und Contra-Argumente zur Namenvergabe bei Wildtieren

Mit der konkreten Frage »Können Sie kurz erläutern, warum Sie Wildtieren grundsätzlich einen Namen bzw. keinen Namen geben?« wurden die Teilnehmer*innen dazu aufgefordert, ein Statement zu dieser namenpragmatischen Fragestellung abzugeben. Prozentual betrachtet überwiegt mit 60,7 % der Aussagen eine Contra-Haltung bezüglich der Vergabe von Namen an Wildtiere. 39,3 % haben sich hingegen für eine Benennung von Wildtieren ausgesprochen. Die jeweiligen Gründe werden im Folgenden aufgeführt und mit exemplarischen Beispielkommentaren¹⁰ illustriert:

Ein Teil der Informant*innen gab an, dass die Namenvergabe die Individualität des Wildtieres unterstreiche. Der Name verleihe dem Tier somit eine Persönlichkeit:

- »Um seine Individualität hervorzuheben.« (ID 619).
- »Mit einem Namen bekommt das Tier eine Persönlichkeit« (ID 397).
- »Die geringere Abstraktion als zB eine Nummerierung ermöglicht eine schnellere Identifikation, da neben der rationalen Ebene auch eine assoziativ-emotionale angesprochen wird. Abgesehen davon macht es die Welt lebendiger, wenn wir auch Tiere als »Persönlichkeiten« – in einem sehr zurückhaltend gesteckten psychologischen Rahmen – und nicht nur als Individuen begreifen.« (ID 1167).
- »Ich fühle mich Tieren sehr verbunden und habe im Laufe der Jahre festgestellt, dass Tiere auch sehr ausgeprägte Charaktere und die volle Bandbreite an Emotionen haben.« (ID 160).
- »Mit einem Namen ist er oder sie personifiziert. Ihn oder sie gibt es dann nicht 2 x.« (ID 113).

Wie die nachfolgenden Kommentare verdeutlichen, stärkt die Vergabe eines Namens die Bindung und die Zuneigung zum Wildtier:

- »Da man Wildtieren im Allgemeinen nicht anfassen und streicheln kann, sind sie mir mit einem Namen gefühlsmäßig irgendwie näher.« (ID 78).
- »Man fühlt sich mit Tieren verbundener, wenn sie keine namenlose Wesen sind. Die Verbindung wird intimer/intensiver bzw. es entsteht eine Verbindung.« (ID 227).
- »aus Freundschaft: Ich liebe alle Tiere (ok, Gelsen und Nacktschnecken nehme ich ausdrücklich aus!). Tiere, die ich häufiger an der gleichen Stelle treffe/sehe, bekommen Namen. Beispiel: Wir haben gegenwärtig einen Igel im Garten, der täglich auf die Terrasse fressen kommt und auch sein vorbereitetes Winterhaus

¹⁰ Die Beispielkommentare werden in der Originalschreibweise wiedergegeben.

schon bezogen hat. Da er ein »Stammgast« ist, bekommt er auch einen Namen, weil wir gewissermaßen eine »freundschaftliche Beziehung« haben. Er lässt sich streicheln und kommt auf Zuruf zu seiner Futterschüssel. Wie soll ich ihn denn rufen, wenn er keinen Namen hat? ;) Der Name »vertieft die Beziehung«. Auch Spinnen, die im Haus leben, bekommen einen Namen. Sie fressen die Gelsen, also sind sie meine Freunde. Und Freunde haben Namen.« (ID 545).

In diesem Kontext sind auch folgende Kommentare zu sehen, die die Beziehung zwischen Kindern und Wildtieren fokussieren:

- »Weil ich und meine Kinder das schön finden wenn unser Igel oder Spatz im Garten einen Namen bekommt. So gehört er irgendwie dazu. Sogar unser Frosch im Teich hat einen Name« (ID 172).
- »Um das Interesse meiner Kinder zu wecken. Namen lassen aus Tieren für sie Persönlichkeiten werden und machen sie zu »Mitbewohnern«. Sie scharfen ihren Blick und stellen dadurch eine Beziehung zur Natur her« (ID 637).

Der Aspekt der individualisierenden Namenvergabe spielt bei Wildtieren eine Rolle, zu denen man eher negativ konnotierte Emotionen verspürt. Der Name hemmt die Tötung des jeweiligen Tieres – insbesondere, wenn es sich um Spinnen handelt:

- »Wenn man den Tieren Namen gibt, verbindet man mehr damit und man tötet sie nicht so schnell (z.B. Spinnen).« (ID 329).
- »Hauswinkelspinne; Name: Elvira; warum: da ich Spinnen nicht mag, sie aber nicht töten will. Was einen Namen hat ist weniger bedrohlich und kann angesprochen werden« (ID 730).

Wie weiter oben bereits angesprochen spielt die Präsenz im menschlichen Umfeld eine relevante Rolle, warum Tiere benannt werden:

- »Weil die Eichhörnchen, die bei uns im Garten auftauchen, Bestandteil unseres Lebens sind. Wie unser Hund. Und der hat auch einen Namen.« (ID 970).
- »Gebe nur Namen, wenn sie sich in meinem Lebensumfeld ebenso eingerichtet haben« (ID 330).
- »Sie bekommen Namen, weil sie bei uns im Garten wohnen und jedes Jahr wieder kommen und deswegen gehören sie gewissermaßen zur Familie, wie unser Hund und unsere Katze.« (ID 679).
- »Sie kommen immer wieder in den Garten und gehören deshalb zum Haushalt bzw. zur Familie« (ID 1417).
- »Namen gebe ich den Tieren, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft aufhalten – sie sind eine Art Familienmitglied« (ID 1221).

- »Wildtiere in meiner nahen Umgebung, z.B. Garten, erhalten manchmal Namen. Es sind Tiere, die ich oft sehe, wie » gute Nachbarn«. Ich fühle mich auch für ihr Wohl verantwortlich.« (ID 148).

Nach Aussagen einiger Teilnehmender findet eine Namenvergabe statt, wenn regelmäßiger Kontakt zu dem Wildtier besteht:

- »Ich gebe nicht alken Tieren grundsätzlich Namen. Wildtieren, die ich regelmäßig im Garten antreffe, gebe ich manchmal Namen. Fritz der Eichelhäher oder Klara das Reh.« (ID 117).
- »Ich mache das nur bei Tieren, die ich wiederholt sehe und die gewissermaßen Teil meines Alltags geworden sind. Z.B. dem Eichhörnchen, das täglich in den Garten kommt.« (ID 236).

Darüber hinaus erleichtert die Benennung eines Wildtieres dessen Unterscheidbarkeit:

- »Ich gebe ihnen Namen, weil ich sie sonst nummerieren müsste, um sie auseinander zu halten. Namen kann man sich besser merken. Sie beziehen sich oft auf Eigenheiten der Tiere.« (ID 317).
- »Ich gebe Wildtieren dann einen Namen, wenn ich mehrere Tiere gleicher Art öfter am Standort beobachte, um sie in der Kommunikation mit anderen Beobachtern unterscheiden zu können, damit jede/r weiß, auf welches Individuum der Art ich mich beziehe.« (ID 188).
- »weil ich sie als Stammgast in meinem Garten identifiziert habe und zum Ausdruck bringe,dass ich sie innerhalb einer Sorte unterscheiden kann z.b eine bestimmte Taube oder Meise.« (ID 714).

Schließlich betonen mehrere Informant*innen, dass Namen die Kommunikation über und auch mit dem Wildtier ermöglichen:

- »Ich gebe Wildtieren dann einen Namen, wenn ich mehrere Tiere gleicher Art öfter am Standort beobachte, um sie in der Kommunikation mit anderen Beobachtern unterscheiden zu können, damit jede/r weiß, auf welches Individuum der Art ich mich beziehe.« (ID 188).
- »Es berührt mich, wenn ich zum Beispiel einen Fuchs sehe und sage dann: Guten Tag Emil bist du auch unterwegs« (ID 731).
- »Ich gebe ihnen Namen, wenn sie mir wiederholt begegnet sind. Dadurch werden sie für mich mehr zu konkreten Individuen, und ich kann sie auch mit ihrem Namen anreden.« (ID 1136).

Im Gegensatz dazu teilten – wie bereits weiter oben erwähnt wurde – 60,7% der Fragebogenteilnehmenden mit, dass sie Wildtieren keinen Namen geben. Die Gründe hierfür lauten wie folgt:

Zu Wildtieren wird keine emotionale Bindung aufgebaut, die eine Namenvergabe rechtfertigen könnte:

- »Einem Lebewesen einen Name zu geben verbinde ich mit Haustieren, zu denen ich eine enge Beziehung aufbauen, anfasse, füttere, über deren Leben ich ein Form von Verantwortung aber auch Kontrolle übernehme. Verbunden oftmals mit Verniedlichung und ›Entartifizierung‹. Wildtiere sind für mich Teil der Natur und gehören mir nicht.« (ID 96).
- »Der Name setzt eine gewisse Vertrautheit voraus. Die ist bei eher zufälligen Sichtungen von Igel, Tauben oder Kaninchen nicht gegeben.« (ID 828).
- »Weil ich nur Tieren einen Namen gebe, zu denen ich eine persönliche Beziehung aufbauen kann, was bei Wildtieren in der Regel nicht der Fall ist.« (ID 391).

Von einer Benennung von Wildtieren wird abgesehen, da sie nicht im menschlichen bzw. häuslichen Umfeld leben:

- »Namen bekommen nur Haustiere als Familienmitglieder, Wildtiere sind Wildtiere, da passt es nicht, finde ich.« (ID 790).
- »Namen gebe ich nur Tieren die mit Menschen zusammen leben« (ID 865).

Aufgrund der Tatsache, dass eine Kommunikation bzw. Ansprache an ein Wildtier nicht möglich sei, wird die Namenvergabe für einen Teil der Informant*innen obsolet:

- »[...] Ich kann Wildtieren wohl kaum beibringen, auf ihren Namen zu reagieren.« (ID 87).
- »Weil ich nicht mit ihnen kommuniziere. Durch Namengebung würde sich nichts ändern.« (ID 195).

Ein anderer Grund, warum Wildtiere keinen Namen erhalten, liegt in der schwierigen Unterscheidbarkeit der Einzelindividuen:

- »als Laie ist es schwierig festzustellen, ob es immer derselbe Vogel ist, der am Futterhaus auftaucht« (ID 268).
- »Ich kann sie auch nicht auseinander halten, wenn ich sie sehe. Ich freue mich einfach, sie beobachten zu können.« (ID 910).

- »Ich gebe keine Namen, weil man die einzelnen Individuen nicht unterscheiden und nicht wiedererkennen kann.« (ID 123).
- »Ich sehe sie nur kurz. Wenn sie regelmäßig zu sehen wären, als unterscheidbares Individuum, würde ich Namen geben.« (ID 127).

Ergänzend dazu sei auch der folgende Kommentar aufgeführt, der die nicht-vorhandene Individualität von Wildtieren betont:

- »Mögliche Erklärung: Ich bin Biologe und Wildtiere werden weniger als (persönliche) Individuen angesehen, sondern eher als Stellvertreter einer Spezies. Haustiere (auch z.B. Insekten) bekommen schon Namen, sie nehmen dadurch eine andere Rolle ein.« (ID 1090).

Für viele Informant*innen ist eine Namenvergabe mit Besitznahme verknüpft, die zwar bei Haustieren gegeben, aber nicht mit dem Freiheitsstatus eines Wildtieres kompatibel sei:

- »Gehören sich selbst und sind mir nicht zu Diensten.« (ID 612).
- »Namen zu gehen ist familiär und besitzanzeigend. Ich würde sie damit domestizieren.« (ID 165).
- »Wildtiere sind Wildtiere. Sie leben frei und selbstbestimmt in ihrem eigenen Lebensraum. Ihnen Namen zu geben, würde sie meiner Meinung nach vermenschlichen und verniedlichen. Ich liebe alle Tiere, habe aber Achtung und Respekt vor ihnen.« (ID 224).
- »Zu einem Haustier habe ich einen Bezug und Besitzanspruch.« (ID 110).
- »Finde ich nicht nötig da Namensgebung immer eine Aneignung bedeutet die ich nicht brauche« (ID 97).

Des Weiteren sind verschiedene Umfrageteilnehmende der Ansicht, dass eine Benennung von Wildtieren deren Vermenschlichung bedeute:

- »Namen geben bedeutet für mich Vermenschlichung, das finde ich gerade bei Wildtieren völlig unpassend.« (ID 1023).
- »weil ich Wildtier nicht vermenschlichen will« (ID 260).

Die Ergebnisse der Befragung geben auch Einblick in die laienlinguistische Auffassung des Begriffs *Name*:

- »Die Tiere haben bereits einen Namen, der allgemein bekannt ist bzw. sein sollte.« (ID 175).
- »mich interessiert nur der korrekte Name der Tierart« (ID 273).

- »Sie haben schon einen allgemeingültigen Namen, ob deutsch oder lateinisch/griechisch, diesen versuche ich in Erfahrung zu bringen. Mit Fantasienamen kann man sich nicht verständigen.« (ID 305).

Damit verbunden wurde eine Benennung von Wildtieren als unwissenschaftlich klassifiziert:

- »Sie haben bereits wissenschaftliche Namen, diese sind allein gültig – ja, die Biologie hat alleinige Deutungshoheit, denn ohne sie wären nahezu alle bislang bekannten Arten undifferenziert ausschließlich mit dem Begriff Ungeziefer gefasst. Aber wer meint, sie alle individuell kennen zu können und müssen, obwohl zumeist ihre Lebenserwartung adult ohnehin nur wenige Tage bis Wochen beträgt, kann das gerne machen, sofern er jemanden findet, der die gleiche Fähigkeit besitzt und über bestimmte Individuen Gesprächsbedarf hat. [...]« (ID 335).
- »Die wissenschaftliche Nomenklatur und der Trivialname sind für mich ausreichend.« (ID 88).

3.3 Strukturelle Aspekte der Wildtiernamen

Die Tatsache, dass verschiedene Tiere einen Namen erhalten, führt unweigerlich zu der Frage, welche Namenarten ausgewählt werden. Nummern erlauben zwar auch eine Identifizierung oder Monoreferenz, diese kommen aber eher bei Zuchtieren wie z.B. Rindern zum Einsatz (vgl. Dammel/Nübling/Schmuck 2015c: 5). Je größer der Kontakt, die emotionale Bindung zwischen Mensch und Tier, desto eher werden Rufnamen oder auch Kosenamen vergeben. Mit diesen Namenarten korreliert folglich ein hoher Individualisierungsgrad (vgl. Dammel/Nübling/Schmuck 2015c: 6; zu Kosenamen bei Katzen vgl. Ganslmeyer/Kürschner 2015; zu Hunden vgl. Herling (in Vorbereitung)).

Interessant ist nun die Frage, welche Namen für die Benennung wildlebender Tiere ausgewählt werden. Aus struktureller Perspektive ist vor allem die zugrundeliegende Namenbasis von Interesse. Hinsichtlich der Analyse von Zoonymen hat sich mittlerweile die Kategorisierung von Schwerdt (2007) zu Pferdenamen etablieren können. Beispielsweise wurde sie von Schaab (2012) zu Hunderufnamen, von Kraß (2014) zu Katzenrufnamen oder von Holzschuh (2015) zu Kaninchennamen – um nur einige ausgewählte Studien zu nennen – angewendet (und modifiziert). Das Analyseraster stellt für die zoonomastische Forschung ein bedeutendes Tool dar, das die Vergleichbarkeit zwischen verschiedenen Tiernamen sowohl synchron als auch diachron ermöglicht. Im Mittelpunkt steht die Namenbasis, d.h. das sprachliche Material, aus dem ein Zoonym gebildet wird. Insgesamt werden vier Kategorien angenommen, die wiederum weitere Subkategorien umfassen können:

a.) Zoonyme, die auf einer proprialen Basis wie einem Anthroponym, Toponym, Ergonym, Fiktionym, Theonym etc. beruhen. b.) Tiernamen, die eine appellative Basis aufweisen (vgl. Dammal/Nübling/Schmuck 2015c: 10f.). »Hier handelt es sich um transparente, deskriptive, oft charakterisierende Namen [...]« (Dammal/Nübling/Schmuck 2015c: 11). c.) Zoonyme, die auf eine komplexere syntaktische Struktur (Satz, Syntagma) oder eine andere Wortart wie Adjektiv, Verb etc. zurückgehen. Schließlich umfasst d.) alle opaken bzw. nicht-transparenten Zoonyme (vgl. Dammal/Nübling/Schmuck 2015c: 11).

Die vorliegenden Daten zur Wildtiernamenerhebung zeigen folgendes Ergebnis:

Tabelle 2: Basis der Wildtiernamen

Wildtiernamenbasis	%	Beispiele
a.) Basis ist ein anderer Name		
Anthroponym	42,8	<i>Emil</i> (Eichhörnchen), <i>Günter</i> (Buntspecht)
Fiktionym/Poetonym	17,3	<i>Bambi</i> (Reh), <i>Reineke</i> (Fuchs)
Theonym/Namen aus Mythologie	0,8	<i>Odin</i> (Rabenkrähe), <i>Ratatosk</i> (Eichhörnchen)
Ergonym	0,8	<i>Pitti</i> (Amsel)
Toponym	0,1	<i>Philadelphia</i> (Winkelspinne)
b.) Basis ist ein Appellativ		
Personenbezeichnung	4,5	<i>Männlein</i> (Rotkehlchen), <i>Bürgermeister</i> (Haussperling)
Konkretum	17,3	<i>Gießkanne</i> (Silbermöwe), <i>Krümel</i> (Rotkehlchen)
Abstraktum	0,2	<i>Jing</i> (Frosch), <i>Jang</i> (Frosch)
c.) Basis ist SatzN, Syntagma, Adjektiv etc.		
Syntagma	3,5	<i>Der mit dem Schlafanzug</i> (Wildschweinfrischling)
Adjektiv	4,3	<i>Dicki</i> (Wanderratte), <i>Black</i> (Wildkaninchen)
Verb	4,9	<i>Klopfi</i> (Kleiber), <i>Fressi</i> (Schwalbenschwanzraupe)
Andere (Ziffern, Onomatopoeitika)	1,1	<i>F1, F2, F3</i> (Fuchs), <i>Lürülü</i> (Amsel)
d.) opak	2,4	<i>Iknani</i> (Taubenschwänzchen), <i>Bopa</i> (Dachs)

Wie in den bestehenden Studien zu Hunde-, Katzen- oder Kaninchennamen (Schaab 2012; Kraß 2014; Holzschuh 2015) bereits festgestellt wurde, zeigt sich auch bei Wildtiertnamen eine deutliche Tendenz zur proprialen Basis. 61,8 % der Wildtiertnamen basieren auf einem anderen Namen, wobei die Anthroponyme mit 42,8 % die quantitativ größte Kategorie darstellen. Ein ähnliches Ergebnis liegt auch bei den genannten Studien zu Haustiernamen vor. Beispielsweise basieren mehr als die Hälfte (53,2 %) der von Holzschuh (2015) untersuchten Kaninchennamen auf einem Anthroponym. Bei der Benennung von Kaninchen fällt zusätzlich auf, dass tendenziell nicht aus dem aktuellen Rufnameninventar geschöpft wird, sondern eher altmodische Namen für die Benennung von Kaninchen als Haustiere herangezogen werden (vgl. Holzschuh 2015: 104f.). Diese Beobachtung kann hinsichtlich des Wildtiertnamenkorporus insofern bestätigt werden, als dass die Proband*innen angaben, bevorzugt altmodisch-empfundene Namen auszuwählen. Beispiele hierzu wären: *Amanda* (Schlange), *Dirk* (Schwarzspecht), *Eduard* (Star, Hummel), *Elmar* (Fasan), *Ernst* (Buntspecht), *Erwin* (Frosch), *Hannelore* (Taube), *Heinrich* (Feuersalamander), *Karl-Heinz* (Dachs), *Karl Theodor* (Amsel), *Waltraut* (Waldkauz).

Abschließend sei noch der Blick auf die sprachliche Herkunft der Anthroponyme gelenkt: Während Namen wie *Günter*, *Ernst* oder *Gerda* einen germanischen Ursprung aufweisen, fallen – jedoch nur in einer quantitativ marginalen Position – fremdsprachliche Namen auf. Als Beispiele seien die französischen und spanischen Rufnamen *François* (Rehkitz), *Carlos* (Rehbock), die aus dem anglophonen Sprachraum stammenden Kurz- bzw. Koseformen *Bob* (Feuerwanze), *Bobby* (Buchfink), *Robby* (Eichhörnchen), sowie die aus dem altgriechischen Rufnameninventar gewählten Namen *Eusebia* (Spinne) oder *Archimedes* (Schildkröte) genannt.

Neben Anthroponymen stellen mit 17,3 % Fiktivonyme die zweitstärkste Kategorie dar. Auffällig ist der Name *Bambi* (19 Tokens) für Rehe, dessen Beliebtheit und Bekanntheit offensichtlich auf die gleichnamige Disney-Figur zurückzuführen ist. Da die Handlung sich um das Leben eines jungen Rehbocks (im Film um einen Weißwedelhirsch) dreht, liegt benennungsmotivisch (siehe ausführlicher Kapitel 3.3) eine onymische Nachbenennung bzw. Übertragung des Fiktivonyms auf ein wildlebendes Tier gleicher Gattung vor. Analog dazu erklären sich weitere Fiktivonyme als Basis für Wildtiertnamen: *Puck* (Stubenfliege), *Maja* (Honigbiene), *Thekla* (Kreuzspinne), *Mecki* (Igel), *Batman* (Fledermaus). Zu ergänzen sind Poetonyme wie *Reineke* (Fuchs), *Meister Grimbart* (Dachs), *Isegrim* (Wolf) oder *Schneewittchen* (Reh).

Wildtiertnamen basierend auf Theonymen (0,8 %), Ergonymen (0,8 %) oder Toponymen (0,1 %) fallen quantitativ nicht ins Gewicht. Zu beobachten sind zum einen germanische Götternamen wie *Odin* (Rabenkrähe), *Freja* (Rabenkrähe) und der aus der nordischen Mythologie stammende Name des Eichhörnchens *Ratatosk*, zum anderen diente der Name *Hydra* aus der griechischen Mythologie zur Benennung

einer Ringelnatter. Lediglich ein Wildtiername des vorliegenden Korpus' geht auf einen Produktnamen zurück. Es handelt sich hierbei um die Wildvogelfuttermarke *Pitti*. Vor diesem Hintergrund lag es nahe, eine Amsel mit diesem Ergonym zu benennen. Einen Einzelfall stellt schließlich das Toponym *Philadelphia* (Winkelspinne) dar.

Insgesamt 22 % der Wildtiernamen weisen eine appellativische Basis auf. Diese Namen gehen zu 17,3 % auf konkrete und lediglich zu 0,2 % auf abstrakte Substantive zurück. Als Beispiele für diese Namenbasen seien die folgenden genannt: *Gießkanne* (Silbermöwe), *Hubschrauber* (Libelle), *Löffelchen* (Hase), *Mohrenkopf* (Igel), *Snowflake* (Amsel), *Steinchen* (Igel), *Jing* und *Jang* (Frösche). Zu ergänzen sind Komposita bzw. Ad-hoc-Bildungen mit appellativischer Komponente wie *Schnarchsack* (Feldhase), *Schnürrbein* (Fuchs), *Süßmaus* (Rotkehlchen), *Unruhegeist* (Fitis) oder *Weißfeder* (Rabenkrähe). Schließlich sind 4,5 % der Namenbasen in dieser Kategorie als Personenbezeichnungen einzustufen, wobei morphologisch einfachere Strukturen wie z.B. *Bubi* (Rehbock), *Chef* (Damhirsch), *Hoheiten* (Schwarm Wildbienen), *Männlein* (Rotkehlchen), *Schornsteinfegerlein* (Gartenrotschwanz) oder nominale Komposita wie *Bankräuber* (Waschbär), *Nussdieb* (Eichhörnchen), *Stachelritter* (Igel) von mehrgliedrigen Bildungen wie beispielsweise *Frau Amsel* (Amsel), *Herr Amselmann* (Amsel), *Herr Bürgermeister* (Haussperling), *Herr Distelfink* (Distelfink), *Monsieur Kleiber* (Kleiber) zu unterscheiden sind.

Wildtiernamen, die der Kategorie c.) zuzuordnen sind, machen 13,8 % des Gesamtkorpus aus. Eine adjektivische Basis weisen 4,3 % der Namen auf: *Black* (Wildkaninchen), *Dicki* (Wanderratte), *Flauschi* (Stockente), *Schlappi* (Rehbock), *Sweetie* (Eichhörnchen). Auf einer verbalen Basis beruhen 4,9 % der Wildtiernamen: *Fauchī* (Igel), *Fressi* (Schwalbenschwanzraupe), *Hinki* (Rabenkrähe), *Kloppi* (Kleiber), *Schmatzi* (Igel), *Quaki* (Frosch), *Quietschi* (Maus), *Zwitschi* (Sperling). Auffällig ist, dass – bis auf eine Ausnahme – alle adjektivischen Basen das hypokoristische Suffix *-i* aufweisen.

3,5 % der Namen basieren auf verschiedene Syntagmen wie z.B. *Der mit dem Schlafanzug* (Wildschweinfrischling), *Der rote Blitz* (Eichhörnchen), *Mein Eidechserl* (Zauneidechse), *Meine Jungs* (Wespen), *Steifer Hans* (Kohlmeise), *Unsere Freundin* (Gottesanbeterin), wobei Letztere – zumindest semantisch betrachtet – mit der Kategorie der Anthroponyme bzw. der Personenbezeichnungen überlappen. Nur 1,1 % der Namen können als Onomatopoetika wie beispielsweise *Krock's* (Rabenkrähe), *Lürülü* (Amsel), *Schnuffschnuff* (Igel), *TikTik* (Buntspecht) oder als Namen bestehend aus einem Buchstaben in Kombination mit einer Ziffer: *F1*, *F2*, *F3* (Füchse) identifiziert werden.

Schließlich können 2,4 % der Wildtiernamen als opak eingestuft werden. Beispiele für diese Namenbasis sind *Amo* (Schmetterling), *Bopa* (Dachs), *Fitzi* (Fuchs), oder *Lollo* (Rabenkrähe).

3.4 Benennungsmotivische Aspekte der Wildtiernamen

Wenden wir uns nun den Benennungsmotiven zu bzw. der Frage, welcher Faktor ausschlaggebend für die Namenwahl war. Für eine valide Erforschung ist es hierbei unabdingbar meta-onymische Kommentare der jeweiligen Namengeber*innen als Grundlage zu verwenden. Mit der konkreten Frage: »Bitte erklären Sie kurz mit eigenen Worten, warum Sie diese(n) Namen ausgesucht haben«, wurden die Umfrageteilnehmenden aufgefordert, den benennungsmotivischen Hintergrund ihrer Namenwahl zu beschreiben. Die nachstehende Übersicht fasst die wesentlichen Ergebnisse mit Namenbeispielen zusammen:

Table 3: Benennungsmotive

Benennungsmotive	%	Beispiele
Spontane Bildung	30,1	<i>Rosi</i> (Eichhörnchen), <i>Lutz</i> (Zaunkönig)
Nachbenennung	21,5	Literatur/Film: <i>Maja</i> (Biene) Familienmitglied/Freund*innen: <i>Renate</i> (Kohlmeise) Berühmte Persönlichkeit: <i>Elvis</i> (Blaumeise)
Verhalten	15,3	<i>Fauchi</i> (Igel), <i>Buddelflink</i> (Maulwurf)
Aussehen	11,8	<i>Flecki</i> (Feuersalamander), <i>Blacky</i> (Rabenkrähe)
Tierart	8,9	<i>Schmetti</i> (Tagpfauenauge), <i>Zauni</i> (Zaunkönig)
Phonetik	5,1	Alliteration: <i>Karl</i> (Kohlmeise) Reim: <i>Rolf</i> (Wolf)
Konnotation	2,7	<i>Karl-Friedrich</i> (Spinne), <i>Gertrude</i> (Maus)
Tradition	2,4	<i>Hansi</i> (Eichhörnchen), <i>Elisabeth</i> (Ringeltaube)
Angst	1,3	<i>Eduard</i> (Spinne), <i>Little Sister</i> (Spinne)
Sonstiges	0,9	<i>Waldi</i> (Rabenkrähe), <i>Steinchen</i> (Igel)

Das häufigste Benennungsmotiv (30,1 %) ist die willkürliche bzw. spontane Namensfindung. Folgende Erklärungen der jeweiligen Informant*innen verdeutlichen dies:

- »Kurt, Maulwurf. Der Name ist willkürlich ausgewählt worden.« (ID 1959).
- »Oskar (Igel). Fiel mir spontan ein« (ID 168).
- »Eichhörnchen Herrmann spontane Namensgebung, keine besondere Begründung« (ID 388).
- »Kurt- junger Rehbock, [...] Friedrich-Graureiher – keine Erklärung, ich sehe das Tier und gebe ihm spontan einen Namen« (ID 731).

Als weitere Beispiele für eine spontane Namengebung seien die Wildtiertnamen *Amo* (Schmetterling), *Grimm* (Dachs), *Lutz* (Zaunkönig), *Rita* (Fuchs), *Rosi* (Eichhörnchen) aufgeführt.

Das quantitativ zweitstärkste Benennungsmotiv mit 21,5 % stellen Nachbenennungen dar. Hierbei sind verschiedene Subkategorien zu vermerken: Einerseits kann eine literarische und filmische Figur in tierlicher Gestalt das ausschlaggebende Motiv gewesen sein (siehe Kap. 3.2 zu Fiktionymen/Poetonymen) wie z.B. *Adebar* (Storch), *Bambi* (Reh), *Batman* (Fledermaus), *Lurchi* (Feuersalamander) oder *Mecki* (Igel). Beliebt sind auch die verschiedenen Protagonisten in der Serie *Biene Maja*: *Flip* (Grashüpfer), *Maja* (Biene), *Max* (Regenwurm), *Puck* (Stubenfliege), *Thekla* (Kreuzspinne). Bei diesem Benennungsmotiv ist es ausnahmslos gegeben, dass das benannte Tier der jeweiligen Tierart in Literatur und im Film entspricht. Eine Ausnahme, dass beispielsweise ein Dachs *Puck* genannt wird, konnte im vorliegenden Korpus zumindest nicht konstatiert werden.

Neben diesen fiktiven Figuren werden andererseits auch Namen realer Personen für die Benennung von Wildtieren berücksichtigt. Auslöser für die Namenvergabe sind häufig Verhalten oder andere Assoziationen zu Familienmitgliedern oder Menschen aus dem Freundes- bzw. Bekanntenkreis. So erhielt beispielsweise ein Grünspecht den Namen *Gregor*, weil er die Informantin an den Eisverkäufer gleichen Namens erinnerte. Ein ähnliches Motiv spielte bei der Vergabe des Namens *Renate* für eine Kohlmeise und *Bodo* für einen Dachs eine Rolle, denn die Tiere erinnerten an eine gleichnamige Freundin bzw. Bekannten. Der Name *Frank* für eine Hauswinkelspinne geht auf den Tatbestand zurück, dass ein Bekannter des Namengebenden ähnlich laute Geräusche beim Gehen erzeugt wie eine im Haus lebende Spinne beim Krabbeln auf den Dielen. Die Ähnlichkeit im Verhalten zwischen Wildtier und Mensch trug auch zu der Benennung eines Igels bei: »Wir nannten den Igel Josef, da ich einen Freund kenne, der nachtaktiv ist« (ID 782).

Nicht nur ein markantes Verhalten, sondern auch andere Assoziationen spielen eine Rolle bei der Namenvergabe. Eine Ringeltaube erhielt den Namen *Herbert* aus dem folgenden Grund: »Herbert ist der Name des Besitzers unseres angrenzenden Nachbargrundstücks, der seinen Garten kaum besucht und der deswegen sehr verwildert ist. [...] Unser Teich, an dem Herbert immer trinkt, befindet sich nahe dem angrenzenden Nachbargrundstück, welches sehr verwildert ist und allerlei Getier beherbergt. Der Name der Taube ist der Name des Messi-Grundstückebesitzers.« (ID 567). Ein weiteres Beispiel stellt ein Buntspecht namens *Ernst* dar: »Meist verbinden mich Erinnerungen mit dem Tier Wie zum Beispiel mein Vater Ernst mit dem Buntspecht. Mein Vater hat sich immer gefreut wenn ein Buntspecht vom Vogelhaus war.« (ID 211).

Während der Nachbenennung nach Familienmitgliedern oder befreundeten/bekannten Menschen tendenziell eher das Verhalten der jeweiligen Person

als Benennungsmotiv zugrunde liegt, ist hinsichtlich berühmter Persönlichkeiten eher das Aussehen relevant – wie die folgenden Beispiele demonstrieren: Eine Blaumeise bekam den Namen *Elvis*, weil ihre Federstruktur Merkmale der Frisur des Sängers Elvis Presley aufweist (vgl. ID 545). Die Ähnlichkeit zwischen dem Federkleid einer männlichen Amsel und der Farbpräferenz des Politikers Karl-Theodor zu Guttenberg war schließlich ein ausschlaggebendes Motiv für die Wahl des Namens *Karl-Theodor* für den Gartenvogel: »Als wir das schwarze Amselmännchen zum ersten Mal bei uns auf der Terrasse gesehen haben und es Futter annahm und in den nächsten Tagen immer wieder kam, wollten wir einen individuellen Namen haben. Dabei fiel uns der stets dunkel gekleidete Karl Theodor zu Guttenberg (ehem. Verteidigungsminister) ein.« (ID 18). Die Similarität zwischen Aussehen eines Wildvogels und einer prominenten Person gab Anlass ein Amselmännchen *Michael* zu nennen: »Und weil die weißen Flecken am Schwanz an die weißen Socken von Michael Jackson erinnern« (ID 155).

Neben spontaner Namenbildung und Nachbenennung stellt das Verhalten einer Wildtierart mit 15,3 % ein weiteres Benennungsmotiv dar. 11,8 % der Wildtiernamen sind durch äußerliche Merkmale der jeweiligen Tierart motiviert.

Die folgenden Beispiele zeigen, dass zum einen arttypische Verhaltensweisen wie z.B. Lautäußerungen, Fluggeräusche, Aufklopfen einer Nuss, Erscheinen im Frühling oder Graben in der Erde eine Rolle bei der Namengebung gespielt haben: *Buddelfink* (Maulwurf), *Brummer* (Hummel), *Fauchi* (Igel), *Frühlingskind* (Schmetterling), *Hubschrauber* (Libelle), *Klopfli* (Kleiber), *Schnuffel* (Igel): »Weil es bei der Futtersuche grunzende Geräusche macht« (ID 730), *Tick-tick* (Rotkehlchen): »weil Rotkehlchen bei der Futtersuche oder wenn sie einen beobachten wie man sie beobachtet dieses Geräusch machen« (ID 1678); zum anderen können individual-spezifische Verhaltensweisen einen Ausschlag für die Benennung gegeben haben:

- *22Uhr Fuchs* (Fuchs: »Er kam immer um 22Uhr auf seinem Pass an meinem Hochsitz vorbei, dies konnte ich von weiter entfernten Hochsitzen aus regelmäßig beobachten. Wenn ich aber an diesem bestimmten Sitz oder in dessen Nähe saß, kam er nie. Und da er erstaunlich pünktlich kam benannte ich ihn nach seiner Uhrzeit« ID 12).
- *Fünf Uhr Charlie* (Hornisse: »Weil sie immer um fünf zu uns kam« ID 382), *Bella* (Eichelhäher: »weil er/sie im Herbst bellende Töne von sich gibt« ID 151).
- *Bürgermeister* (Spatz: »Er ist dick, groß, dominant und besonders kommunikativ.« ID 859).
- *Gießkanne* (Silbermöwe: »Bettelruf hat wie eine rostige Gießkanne Geklungen« ID 497).
- *Herkules* (Rotkehlchen: »weil es so klein und zerbrechlich ist, aber tatsächlich mutig und ausdauernd, ist es innerlich ein Herkules« ID 148).

- *Pinguin* (Bachstelze: »Bachstelze heißt Pinguin, weil sie ja, wann immer man sie sieht meistens läuft und nicht fliegt.« ID 1013).

Hinsichtlich des Benennungsmotivs ›Aussehen‹ sind die arttypische Haut-, Stachel-, Gefieder- oder Fellfarbe bedeutend für die Namenwahl: *Blacky* (Rabenkrähe), *Der Braune* (Mäusebussard), *Der mit dem Schlafanzug* (Wildschweinfrischling), *Flecki* (Feuersalamander), *Flecki* (juvenile Amsel), *Fleckie* (juveniles Rotkehlchen), *Goldauge* (Kreuzkröte: »Die schönen goldenen Augen waren für mich das auffälligste Merkmal« ID 1136), *Groko-Wanke* (Streifenwanze; rot-schwarze Zeichnung wie die Farben der großen Koalition), *Roti* (Eichhörnchen), *Röteli* (Hausrotschwanz), *Snowy* (Hermelin), *Schornsteinfegerlein* (männlicher Hausrotschwanz: »Weil er seine roten Schwanzfedern ausgenommen, diesen wunderschönen graupudrigen Farbton hat.« ID 1013), *Weißbier* (Igel: »Stacheln unten braun und oben weiß« ID 638).

Die Namen von Hummeln oder Hornissen sind hingegen nicht durch ihre Färbung, sondern eher durch ihre Körperform motiviert: *Bomber* (Erdhummel), *Dicke* (Erdhummel), *Frau Dick* (Hummel), *Große* (Hornisse). Die Ähnlichkeit zwischen einer Hummel und der Form einer deutschen Waffe (Spitzname *Dicke Bertha*), die erstmalig im Ersten Weltkrieg zum Einsatz kam, gab gleich mehreren Informant*innen den Anlass das Fluginsekt *Dicke Bertha* (auch <Dicke Berta>) zu nennen. Im vorliegenden Korpus können darüber hinaus eine Erdkröte und eine Hauswinkelspinne desselben Namens belegt werden.

Neben dem arttypischen Erscheinungsbild sind für die Benennung von Wildtieren auch noch auffallende, jedoch individuelle äußerliche Merkmal wie z.B. eine Gehörnmutation, Fehlstellungen oder Missbildungen von Körperteilen, Variationen der Fell- oder Gefiederzeichnung, fehlende Federn sowie eine gewisse Körperfülle ausschlaggebend:

- *Ahab* (Amsel: »Wir hatten mal eine Amsel im Garten, die nur noch ein Bein hatte. Die haben wir dann »Ahab« genannt. Das war aber eine Ausnahme. Weil sie nur ein Bein hatte wie Captain Ahab in Moby Dick.« ID 1264).
- *Dicke* (Kreuzspinne: »Über den Sommer habe ich beobachtet, wie die Spinne langsam aber sicher gewachsen und immer dicker geworden ist!« ID 1459).
- *Flauschi* (Krähe: »Flauschi hat außergewöhnlich viele Flaumfedern. Er sieht immer etwas schlampig angezogen aus. Als würde ihm die Unterwäsche heraus hängen.« ID 317).
- *Hinkebein* (Wildschwein: »Hinkebein war ein starker Keiler, der allerdings nur auf drei Läufen (Beinen) unterwegs war, vermutlich infolge eines Verkehrsunfalls oder dergleichen. Er war über mehrere Jahre aufgrund seines charakteristischen Fahrtenverlaufs bekannt.« ID 53).

- *Knickohr* (Fuchs: »Hat ein Tier jedoch ein unverwechselbares Kennzeichen (Knickohr) dann kann es sicher vorkommen, ich das Tier danach benenne.« ID 791).
- *Korkenzieherbock* (Rehbock: »Einen Rehbock mit auffälligem Gehörn, das an einen Korkenzieher erinnert, habe ich Korkenzieherbock getauft. Diese seltene Gehörnform hat er schon seit 2 Jahren und ich habe beschlossen ihn vorerst nur zu beobachten, ohne Jagd auf ihn zu machen.« ID 12).
- *Snowflake* (Amsel: »mit einzelnen weißen Federn« ID 443).

8,9 % der Namen stehen in Verbindung mit der eigentlichen Tierartbezeichnung. Morphologisch betrachtet handelt es sich hierbei einerseits um Apokopen oder Aphäresen mit einhergehender hypokoristischer Suffigierung wie beispielsweise *Bibi* (Biberratte), *Blaumi* (Blauameise), *Brauni* (Heckenbraunelle), *Brandy* (Brandmaus), *Eichelhähi* (Eichelhäher), *Eichi* (Eichhörnchen), *Feldi* (Feldwespe), *Hausroti* (Hausrotschwanz), *Katzie* (Wildkatze), *Maui* (Mauersegler), *Mausi* (Zwergfledermaus), *Ratti* (Wanderratte), *Schmetti* (Tagpfauenauge), *Spechti* (Buntspecht), *Taubi* (Ringeltaube), *Waldi* (Waldbaumläufer), *Zauni* (Zaunkönig) oder andererseits um Appellative ohne Kürzungsverfahren, die jedoch auch ein hypokoristisches Suffix oder ein Diminutivsuffix aufweisen: *Amselchen* (Amsel), *Rehlein* (Reh), *Froschi* (Frosch), *Fuchsi* (Fuchs), *Igli* (Igel). Zu ergänzen sind fremdsprachliche Tierbezeichnungen, die jedoch morphologisch nicht modifiziert wurden wie z.B. *Robin* (Rotkehlchen; englisches Appellativ mit der Bedeutung ›Rotkehlchen‹), *Süni* (Igel; ungarisches Appellativ mit der Bedeutung ›Igel‹) oder *Renard* (Fuchs; französisches Appellativ mit der Bedeutung ›Fuchs‹).

5,1 % der Wildtiertnamen sind phonetisch motiviert. In erster Linie liegt hier das Phänomen der Alliteration vor, d.h. der gewählte Name für das Wildtier weist in initialer Position das gleiche Phonem/Graphem wie das tierbezeichnende Appellativ auf. Folgende meta-onymischen Kommentierungen verschiedener Fragebeteiligter*innen illustrieren dieses Benennungsmotiv:

- »Ich nenne die Kohlmeise Karl, weil Kohlmeise auch mit K anfängt« (ID 21).
- »Hans; naheliegend wegen der lautlichen Gemeinsamkeit mit ›Hase‹.« (ID 1136).
- »Kasimir, weil es eine Alliteration zu Kaninchen ist« (ID 468).
- »Ignaz, der Igel wegen der Alliteration« (ID 492).
- »Kleiber: Karl, Buntspecht weiblich: Berta, Buntspecht männlich: Bernd, Elster (Revierpaar): weiblich Emma, männlich Erwin Der Anfangsbuchstabe des ›Vornamens‹ ist der gleiche wie der 1. Buchstabe der Vogelart.« (ID 639).

Als weitere Namenbeispiele können die folgenden aufgeführt werden: *Gustav* (Grünfink), *Friedolin* (Fledermaus), *Fritz* (Frosch), *Hans* (Hase), *Herbert* (Hausspinne), *Ida/Ignaz/Igor/Isido/Iwan* (Igel), *Karla* (weibliche Kohlmeise), *Kunibert* (Kleiber),

Kurt (Kellerassel), *Ralf* (Reiher), *Renate* (Reh), *Rüdiger* (Rotmilan), *Waltraud* (Waldohreule).

Neben der Alliteration stellt die Reimbildung ebenfalls eine phonetisch motivierte Namenwahl dar. In diesen Fällen bildet der ausgewählte Name eine lautliche Ähnlichkeit mit der Tierbezeichnung: *Rolf* (Wolf), *Sybille* (Libelle). Auffällig ist, dass als Namenbasis ausschließlich Anthroponyme ausgewählt wurden, um den Effekt der Alliteration oder Reimbildung zu erzielen.

Aus psycho-onomastischer Perspektive ist die Tatsache interessant, dass ein Teil der Wildtierbenennungen auf der konnotativen Wirkung der Namen beruht. Insgesamt 2,7 % der im Korpus befindlichen Namen sind diesem Benennungsmotiv zuzuordnen. Beispiele hierzu sind:

- »*Ella* (Kreuzspinne): »Ella ist freundlich und unterstreicht meine Zuneigung für alle Insekten und Spinnentiere in meiner Umwelt ich signalisiere damit, dass ich auf kleinen Krabbler besonders achte und wertschätze.« (ID 367).
- *Else* (Silbermöwe)/*Hugo* (Rabenkrähe): »Dahinter verstecken sich bestimmte Eigenschaften, die ich mit den Namen assoziiere. Z.B. nervig zu sein oder schlau« (ID 702).
- *Emma* (weibliches Wildschwein): »Sie ist schlau, darum bekam sie einen Namen. Emma ist ein alter deutscher Name und für mich bedeutend für eine weise, lebenserfahrene aber gutmütige Frau.« (ID 1226).
- *Gertrude* (Maus): »Weil wir meinen so sieht eine Gertrude aus« (ID 301).
- *Karl-Friedrich* (Spinne): »klingt wie ein dicker Mensch.« (ID 333).
- *Oskar* (Star): »weil ich ihm Kraft zum Überleben geben wollte und diesen Namen mit Kraft verbinde« (ID 1202).

Bei 2,4 % der Wildtiernamen liegt das Benennungsmotiv darin begründet, dass eine Familientradition aufrechterhalten werden soll. Bestimmte Wildtiernamen werden dementsprechend von Generation zu Generation weitergegeben:

- *Hansi* (Eichhörnchen): »Mein Großvater nannte Eichhörnchen schon so« (ID 236).
- *Elisabeth* (Ringeltaube): »Namen die schon Eltern oder Großeltern bestimmten Tierarten gegeben haben, werden übernommen.« (ID 394).
- *Fridolin* (Hauswinkelspinne): »Der Name hat in der Familie Tradition. Wer damit warum und wann angefangen hat, kann ich leider nicht sagen. [...] So heißen die großen Winkelspinnen in unserer Familie grundsätzlich Fridolin, egal ob männlich oder weiblich.« (ID 270).
- *Samantha* (Hauswinkelspinne): »Haben wir in der Familie schon immer gemacht. Hier ist wieder eine Samantha – dann weiß jeder Bescheid!« (ID 1218).

Insbesondere Spinnen können bei vielen Menschen sowohl Angst- als auch Ekelgefühle auslösen. Interessanterweise stellen diese Emotionen ein weiteres Benennungsmotiv dar, das 1,3 % der Namen im vorliegenden Korpus ausmacht. Die Benennung einer Spinne bedeutet für die Namengeber*innen eine Personifizierung des Tieres, welches wiederum eine Reduzierung der arachnophobischen Empfindungen zur Folge hat. Nachstehende Namenbeispiele mit den entsprechenden benennungsmotivischen Kommentaren sollen dieses Phänomen näher beleuchten:

- *Agathe* (Wespenspinne): »Ich habe Angst vor Spinnen, und Agathe ist für mich eine fremde und unangenehme Person, der ich lieber fern bleibe, die vielleicht aber auch liebenswert sein kann.« (ID 674).
- *Eduard* (Spinne): »männlich, weil ich nicht wollte, dass sie Kinder bekommt. [...] Um Angst abzubauen Männlich weil weiblich wollte ich nicht wegen potentieller Vermehrung.« (ID 421).
- *Heinrich* (Kreuzspinne): »Kreuzspinne... ich habe Angst vor Spinnen. Aber sie sind ungemein nützlich... also gebe ich ihr einen Namen, um sie so zu personalisieren, und die Angst wird kleiner... Heinrich« (ID 714).
- *Little Sister* (Kellerwinkelspinne): »damit die große Spinne nicht mehr ganz so gruselig ist« (ID 1294).
- *Mathilde/Ursula/Ute/Heinrich/Siegfried* (Spinnen): »Immer Namen, zu denen ich keinen Bezug habe. Dadurch entsteht Respekt und keine Gefühlstendenz. [...] ich rede sie auch mit Du an, wenn eine gewisse Angst entsteht« (ID 84).

Schließlich umfasst die Kategorie ›Sonstiges‹, die zwar inhaltlich differenziert werden könnte, aber quantitativ eine zu kleine Gruppe darstellt (0,9 %), unterschiedliche Benennungsmotive: Bei zwei Beispielen resultierte die Benennung aus dem Aufenthaltsort bzw. aus dem Fundort des Wildtieres: *Steinchen* (Igel: »Steinchen war damals meinem Vater in Gebiet »am Stein« vors Auto gelaufen.« ID 394), *Waldi* (Rabenkrähe: »Lebt am Waldrand«, ID 317). Der Name *MobbyDick* für ein Wildschwein geht aus einem jagdlichen Kontext hervor: »Und einen Keiler Namens MobbyDick den ich nicht erlege und ein Freund der mich bei unserer letzten Begegnung begleitete meinte ›das könnte dein persönlicher MobbyDick werden, aber pass auf das es ein anderes Ende nimmt‹ so kam er zu seinem Namen.« (ID 12).

4. Diskussion der Ergebnisse

Wildtierternamen haben bedauerlicherweise in der bisherigen Onomastikforschung keine Berücksichtigung gefunden. Ein Grund hierfür könnte darin bestehen, dass Wildtiere jene Tierart darstellen, die nur selten benannt wird (vgl. hierzu auch Nübling/Fahlbusch/Heuser ²2015: 192). Die Ergebnisse der vorliegenden Fragebo-

generhebung bestätigen durchaus diese Beobachtung. Die Umfrage stieß in den Foren *Naturgucker* und *Jagd&Wild* bei natur- bzw. wildtieraffinen Benutzer*innen auf große Resonanz, aber die Mehrheit der Proband*innen (60,3 %) bezog eine Position gegen die Benennung von Wildtieren. Dies verwundert zunächst nicht, wenn man die Faktoren der Namenvergabe wie Kontaktfrequenz, Menschenähnlichkeit, Kommunikationsmöglichkeit, äußerliche Distinktheit etc. berücksichtigt (siehe auch Kap. 3.1). Die meisten dieser Aspekte (vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser ²2015: 193) scheinen in Bezug auf Wildtiere nicht oder nur bedingt gegeben zu sein. Teilnehmer*innen der Befragung brachten Gründe hervor, die mit den oben genannten Faktoren durchaus korrespondieren: Wildtiere erhalten keinen Namen, weil sie nicht im menschlichen Lebensradius/Haushalt leben, zu ihnen keine Emotionalität aufgebaut werden könne, keine hohe Kontaktfrequenz bestehe, keine Kommunikation mit freilebenden Tieren möglich sei, die Namenvergabe eine Anthropomorphisierung bedeute sowie eine Besitznahme des Tieres symbolisiere, die dem Freiheitsstatus der Wildtiere nicht entspreche.

Die Daten der vorliegenden Umfrage zeigen trotz alledem, dass das Phänomen der Wildtierbenennung durchaus existiert. Menschen geben Wildtieren einen Namen, um ihnen eine gewisse Individualität und Persönlichkeit zuzusprechen. Nicht nur die individualisierende Funktion von Eigennamen, sondern auch die identifizierende kommt bei den meta-namenpragmatischen Reflexionen zum Ausdruck: So ermögliche die Benennung von Wildtieren nach Ansicht mehrerer Informant*innen bestimmte Individuen wiederzuerkennen bzw. zu identifizieren. Die Namengebung trage auch dazu bei, emotionale Empfindungen für Wildtiere zum Ausdruck zu bringen. Im Kontext der Emotionen spielt die Benennung schließlich eine Rolle, wenn Angst vor einem Tier verspürt wird. Namen symbolisieren Nähe, Bekanntheit, eine gewisse Vertrautheit, so dass furchteinflößende Wildtiere wie beispielsweise Spinnen harmloser wirken. Darüber hinaus hemmt die Vergabe von Namen letztlich deren Tötung.

In Bezug auf den letztgenannten Aspekt ist insbesondere die Informant*innengruppe der Jäger*innen von Relevanz. Nur 1,79 % der Umfrageteilnehmer*innen gaben an, jagdlichen Interessen nachzugehen. Dies stellt zwar quantitativ kein repräsentatives Ergebnis dar, aber dennoch lohnt sich ein kurzer Blick auf die Ergebnisdaten: Insgesamt 38,1 % der Jäger*innen teilten nämlich mit, dass sie Wildtiere benennen, obwohl sie deren Tod intendieren. Als Motive hierzu wurden die Verbundenheit mit der Natur und besonders auffällige äußerliche Merkmale sowie Verhaltensweisen der Tiere genannt. Interessant ist, dass Jäger*innen seltener menschliche Rufnamen auswählen, sondern eher Namen auf adjektivischer oder appellativer Basis. Die Mehrheit der Umfrageteilnehmenden lehnt jedoch eine Namengebung bei Wildtieren ab, die mit einer nicht angemessenen Vermenschlichung von Wildtieren sowie einer zu großen Emotionalität, die Namen hervorrufen können, begründet wurde. Diese Statements sind konform mit dem öffentlichen

Meinungsbild des *Deutschen Jagdverbandes*. In einer Pressemitteilung vom 8.7.2019 heißt es: »Wir halten nichts davon, Wildtieren Namen zu verpassen«. ¹¹ Abschließend sei angemerkt, dass in manchen persönlichen Mitteilungen an die Verfasserinnen der vorliegenden Studie deutlich zum Ausdruck gebracht wurde, dass die Benennung von Wildtieren zwar praktiziert wird, aber ein Tabuthema innerhalb der Jägerschaft darstelle.

Kommen wir nun zu der Frage, welche Tierarten überhaupt benannt werden. Die Datenbefunde zeigen eine deutliche Tendenz zu zwei bestimmten Klassen: 34,6 % der Gesamtmenge benannter Tiere sind Vögel und 33,9 % Säugetiere. Ein differenzierterer Blick zeigt, dass es sich vorwiegend um Tiere handelt, die sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit im hauseigenen Garten aufhalten wie z.B. Amseln, Rotkehlchen, Eichhörnchen oder Igel.

Problematisch bleibt ohne Zweifel, inwieweit Wildtiere in ihrer Spezifik mit der funktionalen Monoreferenz von Namen kompatibel sind. Im Fall von auffälligen Merkmalen wie z.B. einem herabhängenden Ohr kann ein Individuum von anderen derselben Tierart unterschieden werden. Jedoch liegt dieses Differenzierungsmerkmal in den meisten Fällen nicht vor. Frequentieren beispielsweise gleich mehrere Amselmännchen (ohne ein salientes Merkmal) den Garten, so tendiert ein Großteil der Umfrageteilnehmer*innen dazu, dennoch einen Namen zu vergeben: »Bei mir heißen alle Amseln *Paul*« (ID 21). Ausschlaggebend ist hier (in etwa zu vergleichen mit Warennamen), dass die Referent*innen in ihrer äußerlichen Erscheinungsform (fast) identisch sind. Zu beobachten ist zudem, dass auf grammatischer Ebene in der Kommunikation über das Tier der Indefinitartikel verwendet wird: »Ich sag dann auch, wenn ich in einer anderen Stadt bin und ein Rotkehlchen sehe, guck mal ein *Henri*« (ID 21). Diese Ergebnisse zeigen im Grunde einen Appellativierungsprozess, der jedoch – pragmatisch betrachtet – nur in der Kommunikation des Namengebenden erfolgt.

Als ein weiteres Ergebnis kann festgehalten werden, dass Anthroponyme mit 42,8 % die häufigste Namenbasis darstellen. Dieses Ergebnis geht – wie bereits erwähnt – konform mit anderen Studien zu Haustiernamen, die ebenfalls eine Annäherung des Zoonomastikons an das Anthroponomastikon konstatieren konnten.

Auffällig im vorliegenden Datenkorpus ist die quantitative Distribution von männlichen und weiblichen Rufnamen: Mit einer Mehrheit von 65,8 % wurden männliche Vornamen ausgewählt. Ein möglicher Grund könnte zunächst in einer sexusabhängigen Namenwahl liegen. Ein Beispiel hierfür wäre der Name *Paul* für eine männliche Amsel und der Name *Charlotte* für eine weibliche Amsel. Jedoch wurden sexusdefinite Namen nur sehr selten vergeben: Entweder konnten die Befragten das jeweilige Geschlecht nicht identifizieren oder es handelte sich um

11 <https://www.jagdverband.de/wir-halten-nichts-davon-wildtieren-namen-zu-verpassen> vom 3.3.2020.

Arten, die keinen Geschlechtsdimorphismus aufweisen wie z.B. Rotkehlchen. Die Verwendung männlicher und weiblicher Namen basiert vermutlich eher auf dem grammatischen Genus des tierbezeichnenden Appellativums. Betrachtet man die Tierarten innerhalb der Namenbasiskategorie ›Anthroponym‹, so fällt auf, dass Tierindividuen, die einer Gattung mit femininen Genus angehören wie z.B. Maus und Fliege tendenziell eher weibliche Rufnamen erhalten: Die Daten zeigen, dass 54,3 % der weiblichen Rufnamen mit femininen Tierbezeichnungen korrelieren: Beispiele hierfür wären *Gerda* (Feldmaus), *Agathe* (Stubenfliege), *Ulla* (Erdkröte). Tierbezeichnende Appellative mit maskulinem Genus motivieren dementsprechend männliche Rufnamen wie z.B. *Hermann* (Fasan), *Hugo* (Frosch), *Oskar* (Star). Insgesamt kann dieses Phänomen bei 89,4 % der männlichen Rufnamen nachgewiesen werden. Exemplarisch seien in der nachfolgenden Tabelle ausgewählte Tierarten präsentiert, die diese Beobachtungen zusammenfassen: Die im Korpus benannten Igel und Frösche erhalten mit einer überwiegenden Mehrheit männliche Rufnamen, bei der Vogelart Eichelhäher sind es sogar ausschließlich männliche Namen. Im Gegensatz dazu werden bei der Benennung von Spinnen eher weibliche Rufnamen bevorzugt. Bemerkenswert ist, dass 74,2 % dieser weiblichen Spinnennamen auf den Vokal *-a* auslauten wie beispielsweise *Klarissa*, *Klara*, *Magda*, *Serafina*, *Samantha*. Einen möglichen Erklärungshintergrund könnte eine Analogiebildung zu einem Fiktivonym aus der Kinderserie *Biene Maja* sein, denn die filmische Figur der Kreuzspinne trägt den ebenfalls auf *-a* auslautenden Namen *Thekla*. Schließlich zeigen die erhobenen Daten, dass bei Tierbezeichnungen mit neutralem Genus die jeweiligen Namengeber*innen für die Benennung des Wildtieres eher männliche Rufnamen auswählen. Zu erwähnen ist, dass diese Befunde mit den Ergebnissen der Studie von Bickes/Mohr (2010) korrelieren. Sowohl die Auswertung der Namengebung von Tierprotagonisten in deutschsprachigen Kinderbüchern als auch die Lückentext-Studie, in der Proband*innen Figuren in Tiergestalt Namen vergeben sollten, zeigten ein einheitliches Bild: Das grammatische Geschlecht der jeweiligen Tierbezeichnung übt Einfluss auf die Namenwahl aus. So erhielt beispielsweise ein Dachs in 96,4 % der Fälle einen männlichen Rufnamen. Analog dazu werden feminine Tierbezeichnungen mit femininen und neutrale Tierbezeichnungen tendenziell mit männlichen Rufnamen assoziiert (vgl. Bickes/Mohr 2010: 264-270).

Tabelle 4: Verteilung männlicher und weiblicher Rufnamen

Tierart	Prozentuale Verteilung der männlichen Rufnamen	Prozentuale Verteilung der weiblichen Rufnamen
Igel (m.)	88,6 %	11,4 %
Frosch (m.)	90,9 %	9,1 %
Eichelhäher (m.)	100 %	0 %
Spinne (f.)	35,3 %	64,7 %
Eichhörnchen (n.)	80 %	20 %
Rotkehlchen (n.)	81,8 %	18,2 %

Einen weiteren thematischen Schwerpunkt der vorliegenden Studie stellt die Benennungsmotivik dar. Es kristallisieren sich insgesamt acht verschiedene Bereiche heraus, wobei die spontane Namenwahl (30,1 %) und Nachbenennung (21,5 %) am häufigsten vertreten sind. Jedoch spielen auch das Verhalten (15,3 %) und Aussehen (11,8 %) des Wildtieres eine Rolle bei der Namengebung. Zunächst verwundert es, dass die beiden letztgenannten Benennungsmotive quantitativ noch bedeutender sind. Allerdings sollten sekundäre Faktoren in den Kategorien ›spontane Bildung‹ und ›Nachbenennung‹ mitberücksichtigt werden. So erhielt ein Spatz den Namen *Sammy*, weil das Verhalten des Vogels an einen gleichnamigen Bekannten des Namengebers erinnerte. Größtenteils werden Nachbenennungen durch die Similarität typischer Verhaltensweisen oder der äußerlichen Erscheinungsform zwischen Tier und Mensch motiviert. Vermutlich spielt dies auch bei der spontanen Namenwahl bzw. -prägung eine Rolle. Wir können folglich festhalten, dass bei der Benennung von Wildtieren deren Aussehen und Verhalten zentrale Benennungsmotive darstellen. Das Ergebnis überrascht nicht, handelt es sich doch um Tiere, die nur aus einer gewissen Distanz wahrgenommen bzw. beobachtet werden können.

Schließlich könnte man weiterführend die vorliegenden Ergebnisse im Kontext der *Human-Animal-Studies*, einer interdisziplinären Forschungsrichtung, die – allgemein betrachtet – Relationen zwischen Menschen und Tieren untersucht (vgl. Kompatscher/Spannring/Schachinger 2017: 16), diskutieren. Für die Linguistik liegt beispielsweise mit Heuberger (2015) eine bedeutende Studie mit Fokus auf das Mensch-Tier-Verhältnis im Sprachgebrauch vor. An dieser Stelle sei zumindest darauf hingewiesen, dass auch die Zoonomastik einen Beitrag zur *Human-Animal-Forschung* liefern kann, denn sowohl die Wahl der Namenbasen als auch die meta-onymischen Reflexionen zur Benennungsmotivik geben Aufschluss über die Mensch-Tier-Beziehung. Diesbezüglich können vor dem Hintergrund dieser Studie zu Wildtiernamen folgende Aspekte hervorgehoben werden: Die Tatsache, dass überhaupt Wildtiere benannt werden, lässt schlussfolgern, dass

Menschen das Bedürfnis haben, selbst zu unnahbaren, freilebenden Tieren eine Bindung aufzubauen. In der Tat kam dies in vielen Kommentaren der Teilnehmenden zum Ausdruck. Aussagekräftig ist auch die Verwendung von Lexemen in Bezug auf Wildtiere, die das semantische Merkmal [+ menschlich] aufweisen wie beispielsweise *wohnen* (»Tiere wohnen im Garten« ID 679), *Nachbarn* (»Es sind Tiere, die ich oft sehe, wie » gute Nachbarn.« ID 148), *Freunde* (»[...] also sind sie meine Freunde. Und Freunde haben Namen. :)« ID 545).

Diese Tendenz zur Anthropomorphisierung setzt sich schließlich auch in der Namenwahl fort: Zum einen erweisen sich Anthroponyme mit 42,8 % als quantitativ stärkste Namenbasis. Zum anderen begegnet man bei anderen Namenbaskategorien Personenbezeichnungen bzw. Syntagmen mit menschenbezeichnenden Appellative wie beispielsweise *Mein Freund* (Falke), *Unsere Freundin* (Gottesanbeterin), *Hoheiten* (Wildbienen), *Kleine Gesellen* (Wildbienen). Sowohl eine anthropomorphisierende Tendenz als auch eine affektive Bindung zum Wildtier spiegeln Koseformen wie *Mein Liebling* (Rotkehlchen), *Schatz* (Libelle), *Schätzchen* (Erdkröte), *Liebeleinchen* (Feldhase) oder Namenformen mit hypokoristischem Suffix *-i* (die 12,3 % des Gesamtkorpus ausmachen) wider – wie zum Beispiel *Fressi* (Raupe), *Mausi* (Mäusebussard), *Horsti* (Seeadler), *Heimi* (Hirsch). Schließlich drücken Diminutivsuffixe, die 3,8 % der Namen aufweisen, eine intendierte affektive Bindung zu einem Wildtier aus. Als Beispiele hierfür seien *Fritzchen* (Eichhörnchen) oder *Peterchen* (Wasserkäfer) genannt.

5. Schlussbemerkung

Vor dem Hintergrund der dargestellten Ergebnisse kann festgehalten werden, dass sogar Wildtiere – obwohl sie zu den Tierarten gehören, die seltener benannt werden – Ruf- und Kosenamen erhalten, die in bisherigen Studien in erster Linie für Haustiere wie Hunde und Katzen etc. belegt werden konnten (vgl. Dammel/Nübling/Schmuck 2015c: 6). Zumindest ein Teil der Fragebogenteilnehmenden empfindet freilebende Tiere, insbesondere, wenn sie sich im Garten aufhalten, wie Haustiere (im erweiterten Sinne), was sich letztlich in der Benennungspraxis bemerkbar macht.

Ein »emotionales Näheverhältnis« (Dammel/Nübling/Schmuck 2015c: 7) wird ohne Zweifel durch die Namengebung ausgedrückt. Wie bereits weiter oben angesprochen wurde, werden – laut Auskunft der Proband*innen – häufig individuell altmodisch-empfundene Rufnamen wie z.B. *Horst*, *Gerda*, *Günther*, *Hermann*, *Herbert*, *Else* zur Benennung von Wildtieren ausgewählt. Dieser Befund steht konträr zu Studien über Haustiernamen. Beispielsweise konstatiert Leppla, dass Hunde vorwiegend menschliche Rufnamen tragen wie z.B. *Ben* oder *Hanna*, die mit aktuellen Namenmoden übereinstimmen (vgl. Leppla 2015: 124). Zu einem ähnlichen

Ergebnis kommt auch Leibring in ihrer Arbeit zu schwedischen Hundennamen (vgl. Leibring 2015: 52). Die Verwendung altmodisch-empfundener Namen für Wildtiere könnte trotz intendierter Nähe eine gewisse Distanz zu den in der freien Natur und somit außerhalb des menschlichen Lebensbereichs lebenden Tieren ausdrücken. Eine ähnliche Beobachtung formuliert Kirchinger (2015: 353) in Bezug auf Kuhnamen, »die aufgrund ihres altertümlichen Charakters bereits eine Distanzierungsleistung erbringen«.

Die bisherigen Darstellungen haben gezeigt, dass die Erforschung von Wildtiernamen ein ergiebiges Feld für zoonomastische Fragestellungen sein kann. Der Vergleich mit anderen Tiernamenstudien (der dank der Verwendung des mittlerweile etablierten Namenbasenmodells möglich ist) und die Auswertung meta-onymischer Reflexionen der jeweiligen Namengebenden geben u.a. Einblick in das spannende Verhältnis zwischen Mensch und Wildtier. Die gewonnenen Ergebnisse können wiederum für die Perspektive der *Human-Animal-Studies* nutzbar gemacht werden.

Für zukünftige Studien im Bereich der Wildtiernamen wären auch sprachvergleichende Analysen (z.B. romanisch-deutsch) interessant. Lohnenswert wäre außerdem die Erforschung von Wildtiernamen in außereuropäischen Regionen/Ländern (z.B. Lateinamerika, Afrika), in denen Menschen auf eine andere Art in Naturräume verflochten sind als in Europa.

Literatur

- Bickes, Christine/Mohrs, Vera (2010): »Herr Fuchs und Frau Elster – zum Verhältnis von Genus und Sexus am Beispiel von Tierbezeichnungen«, in: Muttersprache 4, S. 254-275.
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris/Schmuck, Mirjam (Hg.) (2015a): Tiernamen – Zoonyme. Band I: Haustiere, Heidelberg: Winter.
- (Hg.) (2015b): Tiernamen – Zoonyme. Band II: Nutztiere, Heidelberg: Winter.
- (2015c): »Tiernamen – Zoonyme. Forschungserträge und Forschungsperspektiven zu einer wissenschaftlich vernachlässigten Namenklasse«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band I: Haustiere, S. 1-36.
- Ganslmayer, Christine/Kürschner, Sebastian (2015): »Lazarus« und »Lazi«, »Milo« und »Spatz«, »Stinker« und »Stinkili«. Bildung und Gebrauch »offizieller« und »inoffizieller« Katzennamen«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band I: Haustiere, S. 143-176.
- Herling, Sandra (in Vorbereitung): »Spitznamen für Hunde im deutsch-französischen Vergleich«, in: Österreichische Namenforschung.

- Heuberger, Reinhard (2015): »Linguistik. Das Tier in der Sprache«, in: Reingard Spannring et al. (Hg.), *Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen*, Bielefeld: transcript, S. 123-135.
- Holzschuh, Melissa (2015): »Lilly, ›Paul‹ und ›Krümel. Benennungsmotivik und Struktur von Kaninchennamen«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band I: Haustiere, S. 97-116.
- Kirchinger, Johann (2015): »Der nicht kontrollierbare Raum. Die Deutung der bäuerlichen Arbeitswelt in der Moderne – im Spiegel der Eigennamen für Nutztiere«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band II: Nutztiere, S. 335-383.
- Kompatscher, Gabriela/Spannring, Reingard/Schachinger (2017): *Human-Animal Studies*. Münster, New York: utb.
- Kraß, Peter Maximilian (2014): »Von Felix, Lilly und Karl-Doris. Zur Benennungsmotivik und zur Struktur von Katzenrufnamen«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 49, S. 1-26.
- Leibring, Katharina (2015): »Zoonyms in the onomasticon – names of cattle, dogs and cats from a Scandinavian perspective«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band I: Haustiere, S. 37-76.
- Leppä, Carolin (2015): »Aristo vom Sonnenhof und ›Birona von der Herzogsquelle. Zur Motivik, Struktur und Pragmatik von Hundezuchtnamen«, in: Dammel/Nübling/Schmuck, Band I: Haustiere, S. 117-142.
- Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2015): *Namen. Eine Einführung*, Tübingen: Narr.
- Reichmayr, Michael (2015): »Was sagen uns Kuhnamen?«, in: Dammel/Nübling/Schmuck (Hg.), Band II: Nutztiere, S. 365-383.
- Schaab, Eva (2012): »Von *Bello* zu *Paul*: Zum Wandel und zur Struktur von Hunderrufnamen«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 47, S. 131-161.
- Schwerdt, Judith (2007): »Hipponymie. Zu Benennungsmotiven bei Pferdenamen in Geschichte und Gegenwart«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 42, S. 1-43.

Online-Dokumente

- <https://www.3sat.de/wissen/nano/problemwolf-kurti-100.html> vom 22.6.2020.
- <https://www.jagdverband.de/wir-halten-nichts-davon-wildtieren-namen-zu-verpassen> vom 3.3.2020.
- <https://www.merkur.de/lokales/region-miesbach/miesbach-ort29062/zehnten-todestag-erschoss-bruno-6517193.html> vom 15.6.2020.
- <https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/aktionen-und-projekte/stunde-der-gartenvoegel/ergebnisse/15767.html> vom 13.6.2020.
- <https://www.nationalgeographic.de/tiere/2019/09/geflecktes-zebrafohlen-kenia-entdeckt> vom 5.7.2020.

<https://www.naturgucker.info/naturguckerde/historie-und-status-quo/meilensteine> vom 8.7.2020.

<https://www.naturgucker.info/start/herzlich-willkommen> vom 8.7.2020.

<https://www.spiegel.de/panorama/hamburgs-gefaehrliches-alster-maskottchen-der-schwan-mit-dem-vogel-a-294642.html> vom 5.7.2020.

<https://de.wikipedia.org/wiki/Eintagsfliegen> vom 2.7.2020.

[https://de.wikipedia.org/wiki/Petra_\(Schwan\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Petra_(Schwan)) vom 5.7.2020.

Versuche der Grenzüberschreitung

Zur Rolle der Empathie in der Interspezies-Interaktion

Heike Rettig

1. Einleitung

In der aktuellen Diskussion wird das Verhältnis von Mensch und Tier zunehmend als ein graduelles bestimmt. Tieren werden, gerade auch im Licht neuer verhaltensbiologischer Forschung, immer öfter Merkmale wie Kultur, Sprache und die Fähigkeit, die mentalen und emotionale Zustände anderer zu verstehen, zugesprochen. Viele Tiere besitzen solche Fähigkeiten mindestens teilweise (vgl. Monsó/Benz-Schwarzberg/Bremhorst 2018; Benz-Schwarzburg 2012).

Vor diesem Hintergrund steht deshalb hier nicht die Bestimmung von Grenzen und die Abgrenzung des Humanen und des Tierlichen im Fokus, sondern das, was man – in konkreten Interaktionskontexten – als verbal explizierte Versuche und Praktiken der interspezifischen ›Grenzüberschreitung‹ seitens der beteiligten Menschen verstehen kann. Es geht also nicht um eine Perspektive, die davon ausgeht, dass menschliche und tierliche Lebewesen grundsätzlich nur in ihren eigenen, füreinander vollständig opaken Welten leben, denn es zeigt sich immer wieder, dass interspezifische Interaktion und komplexe Kooperation prinzipiell – trotz unterschiedlicher artspezifischer Kommunikationsressourcen – nachweislich und beobachtbar möglich sind.

Besonders aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang Mensch-Pferd- und Mensch-Hund-Interaktionen, denn Pferde, Hunde und Menschen befinden sich schon seit Jahrtausenden in einer Lebensgemeinschaft und haben Interaktionspraktiken herausgebildet, die es z.B. ermöglichen, dass Pferd und Mensch sich gemeinsam beim Reiten fortbewegen und dabei komplexe Bewegungsmuster ausführen und dass Hunde zusammen mit ›ihren‹ Menschen anspruchsvolle Aufgaben etwa als Rettungs- oder Therapiehund bewältigen oder als sogenannter Begleithund eng mit dem Menschen zusammenleben.

Empathie spielt dabei, wie im Folgenden gezeigt werden soll, eine zentrale Rolle und erweist sich als »Brückenpraktik« (Steen 2020) in der Artgrenzen überschreitenden Interaktion und Kommunikation. Empathie wird hierbei – im Sinne des aktuellen wissenschaftlichen Empathiediskurses – nicht als ein einfaches Mit-

fühlen verstanden, sondern wird vieldimensional und -funktional verortet (s. dazu Abschnitt 2).

Empathie als inneres Erleben ist der Beobachtung nicht direkt zugänglich. Es finden sich jedoch verschiedenste Formen der verbalen Darstellung des Empathisierens und der Indexikalisation von Empathie, die in jüngerer Zeit Gegenstand der linguistischen Forschung geworden sind (vgl. dazu Jacob/Konerding/Liebert 2020; Kupetz 2014, 2015; Pfänder/Gülich 2013). Die linguistische Betrachtungsebene erweist sich als relevanter Zugang sowohl im Kontext der Empathieforschung und als auch der Interspezies-Kommunikation.

Ein solcher linguistische Zugang zum Empathisieren mit Pferden und Hunden erfolgt in der vorliegenden Analyse über die Beobachtung von Trainings-, Lern- und Ausbildungssituationen im Bereich Reitunterricht/Pferdausbildung und Hundetraining. In solchen Lehr-Lern-Kontexten ist nämlich zu beobachten, dass Reitlehrer*innen, Pferdeausbilder*innen und Hundetrainer*innen ihr eigenes Empathisieren mit dem an der Interaktion beteiligten tierlichen Lebewesen für die Lernenden versprachlichen. Diese Verbalisierungen, die aus Sicht der Expert*innen offensichtlich relevant für die Gestaltung der Interspezies-Interaktion sind, verstehe ich als »lehrende Praktiken des Empathisierens«: Sie werden eingesetzt, um den Lernenden ein besseres Verstehen ihrer tierlichen Interaktionspartner und der aktuellen Interaktionssituation zu vermitteln. Zugleich sensibilisieren die Trainer*innen durch ihr lehrendes Empathisieren die Reiter*innen und Hundehalter*innen für die eigenständige empathische Erkundung der Tiere.

Datengrundlage für die hier gezeigten Analyseauschnitte sind transkribierte Videos von Reitunterricht und kommentierter Pferdausbildung sowie von TV-Sendungen und Internetvideos, in denen professionelle Hunde-Trainer*innen Hundeverhalten für Hundehalter*innen erklären und mit Halter*in und Hund trainieren. Dass sich das lehrende Empathisieren mit tierlichen Lebewesen als Praktik bei der Schulung von Menschen in Interspezies-Interaktionen beobachten lässt, stützt empirisch das Verständnis von Empathie als Brückenpraktik.

Die Erkenntnisse zur Reiter*in-Pferd-Interaktionen wurden an anderer Stelle (Rettig 2020) bereits ausführlich behandelt, sie werden hier zusammenfassend als Voraussetzung für die darauf aufbauenden Betrachtungen vorausgestellt. Ziel der Analysen im zweiten Teil ist es, anhand von exemplarischen Analysen zu untersuchen, ob und inwiefern auch für die Hund-Mensch-Interaktion lehrende Praktiken des Empathisierens eine Ressource für das Verstehen und die interspezifischen Verständigung darstellen. Vorausgeschickt werden im Folgenden zunächst die konzeptuellen Grundlagen hinsichtlich der Bedingungen und zentralen Dimensionen des Empathisierens im Kontext von Mensch-Tier-Verhältnissen (vgl. ausführlicher dazu Rettig 2020).

2. Bedingungen des interspezifischen Empathisierens

Können wir überhaupt mit tierlichen Lebewesen empathisieren, die über ganz andere Wahrnehmungs- und Ausdrucksressourcen verfügen? Können wir mit einem Pferd, einem schnellen Fluchttier auf vier Beinen mit einer nahezu 360 Grad umfassenden Rundumsicht oder mit einem Hund, der feinste Geruchspuren aufnimmt und ›liest‹, überhaupt empathisieren, ohne dass dies ein reines Phantasma oder eine grobe Anthropomorphisierung darstellt? Ich möchte diese Frage ausdrücklich mit ›ja‹ beantworten. Zwar ist unbezweifelbar, dass wir durch Empathisieren nicht die Welt als Pferd oder als Hund erleben können (vgl. Nagel 2007). Empathie wird aber in dem Augenblick zur unverzichtbaren Ressource für Verstehen und Verständigung, in dem wir sie im Sinne von Liebert (2020) als ein exploratives Verfahren verstehen, um die Lebenswelt des Anderen (ob menschlich oder tierlich) zu erkunden und sie, wie (Breyer 2013b: 7, Hinzufügung H.R.) es formuliert, als eine »interessierte Eigenaktivität, [die auf] das Verstehen des Zustandes ausgerichtet [ist], in dem sich der Andere befindet«, auffassen. Es geht nicht um ein tatsächlich erlangbares Wissen, sondern das »Wissen-Wollen«, was der Andere fühlt und denkt (vgl. Pfänder/Gülich 2013: 433) – und dieser Andere kann auch ein Lebewesen einer anderen Spezies sein.

Voraussetzung für das menschliche Empathisieren mit Tieren ist es dabei, Tiere generell oder ein ganz bestimmtes Tier – in der Begegnungssituation oder typisierend – als Subjekt zu konstituieren, dem ein Innenleben zugeschrieben wird, unabhängig von tatsächlichen Emotionen und Kognitionen auf Tierseite (vgl. Steen 2020). Diese Voraussetzung ist in aller Regel bei Pferden und Hunden, die im Status von Haustieren (im Gegensatz zu sog. Nutztieren) in Gesellschaft von Menschen leben, erfüllt.

3. Empathie-Dimensionen

In der Forschung werden verschiedene Dimensionen und Formen von Empathie differenziert und bestimmt (Breyer 2013b; Hermanns 2008; Steen 2020). Für den hier betrachteten Kontext ist, wie schon eingangs erwähnt, zentral, dass Empathisieren nicht ausschließlich nur als *Einfühlen* verstanden werden sollte, d.h. Empathie betrifft nicht nur die affektiv-emotionale, sondern auch die kognitive und leiblich-körperliche Dimension (vgl. Breyer 2020). Ich will im Folgenden vor allem etwas genauer auf einige Aspekte eingehen, die für den Pferd-Mensch- und den Hund-Mensch-Kontext zentral sind.

Seitens des Menschen ist für eine erfolgreiche Interspezies-Interaktion insbesondere *allozentrisches*, wissens- und erfahrungsgestütztes Empathisieren nötig. Die »allozentrische Transposition« beinhaltet eine »Sensitivität für die Andersheit

des Anderen« (Breyer 2013b: 27) und ein Bewusstsein für die prinzipielle Begrenztheit des empathischen Erkundens. Wissen über die Gleich- und Andersartigkeit des empathisierten Tieres sind hierbei zentral. Dies betrifft bei den hier im Fokus stehenden Mensch-Tier-Interaktionen sowohl generalisiertes Wissen über Reiten bzw. Hundeausbildung sowie artspezifisches Pferde- bzw. Hundewissen als auch Wissen/Erfahrungswissen über das individuelle Pferd/den individuellen Hund.

Empathisieren umfasst auch das Ausdrucksverstehen: In der Interaktion bleibt uns – trotz aller grundsätzlichen Fremdheit und des konstruktiven Charakters empathischer Zuschreibungen – das lebendige Gegenüber nicht völlig verschlossen. So manifestieren sich in Mensch-Mensch-Interaktionen im leibkörperlichen Ausdruck – z.B. in Form von Tränen oder einem zornigen Gesichtsausdruck – zumindest typisierend (vgl. Breyer 2013b: 28) innere Zustände. Der »Zugang zum Andern besteht also auch im »im direkten Wahrnehmen und Verstehen expressiver Qualitäten« (Breyer 2013b: 28). Dies kann auch in Bezug auf Pferde oder Hunde gelten, allerdings braucht es bei einem nicht-menschlichen Lebewesen zum Teil Wissen und Erfahrung, um körperbasiertes Ausdrucksverhalten als unmittelbare Manifestation von Innerlichem artangemessen zu deuten. So wird z.B. das sogenannte Flehmen des Pferdes, bei dem es witternd die Oberlippe hochzieht und dabei seine Zähne zeigt, oft fälschlicherweise als »fröhliches« Lachen aufgefasst und jede Form des Wedelns mit der Rute beim Hund als »freundliche« Gestimmtheit des Tieres missverstanden.

Empathie ist aber auch eine *Reaktion* auf den Anderen, die »darin besteht, dass ähnliche Gefühle usw. sich in ihm ausbilden wie der andere sie hat« (Hermanns 2007: 132f.), sie besteht im »Haben (Aktiviert-Sein) oder Sich Ausbilden (dem Aktiviert-Werden) sehr ähnlicher Emotionen usw.« (Hermanns 2007: 133). Bei körperbasierter Empathie (s. unten) geschieht dies, wie beim Reiten, wechselseitig zwischen Pferd und Reiter durch den direkten leiblichen Kontakt der beteiligten Lebewesen. Wie die Analysen zeigen, sensibilisieren Trainer*innen aber in Mensch-Pferd- und in Mensch-Hund-Interaktionen die Lernenden für diesen – sowohl im Pferde- als auch im Hundediskurs zweifelsfrei als existent vorausgesetzten – Prozess. Eine bislang unveröffentlichte Studie von Kowasch an der niederländischen Van Hall Larenstein Universität spiegelt dies auf physiologischer Ebene für Pferde: Durch Experimente konnte gezeigt werden, dass die Herzfrequenzen von Mensch und Pferd in einer Wechselbeziehung stehen: Je ruhiger der Mensch war, desto entspannter war auch das Pferd (vgl. dazu den Bericht in ReiterRevue 2018: 12). Verschiedene verhaltenswissenschaftliche Studien (D’Aniello et al. 2018; Semin et al. 2019) zeigen auch für Hunde, dass diese emotional z.B. auf menschlichen Geruch reagieren. Semin et al. (2019: o.S.) fassen zusammen, dass »experiments with dogs have demonstrated that human body odors produced under emotional conditions of happiness and fear led dogs to manifest corresponding emotions to those experienced by humans.«

Gerade in der Tier-Mensch-Interaktion spielt *körperbasierte Empathie* häufig eine Rolle. Dabei kann der Körper im Empathieprozess eine unterschiedliche Rolle einnehmen: Empathie kann verstanden werden als durch Körperkontakt *unwillkürlich* ausgelöstes (auch hier reaktives oder wechselseitiges) direktes Miterleben innerer Zustände des anderen Lebewesens, die man als »instinktive empathische Bewegung« im Sinne von Breyer (2013b) bezeichnen könnte. Ein »ängstlich« verkrampfter Menschenkörper auf seinem Rücken ist zum Beispiel für das Pferd – im Sinne Breyers – empathisch sichtbar.

Empathie kann gefasst werden als mit dem eigenen menschlichen Körper nachgeahmte, mitgemachte, gespiegelte oder antizipierte Bewegungsabläufe des tierlichen Lebewesens: Das Einnehmen einer »investigatory posture« stellt nach Shapiro (1990) als »kinästhetische Empathie« ein Verstehensverfahren in Bezug auf das Gegenüber dar: »[T]he investigator attempts to directly sense the motor intention or attitude or project of the animal.« (1990: 186, Hinzufügung H.R.).

Empathie kann auch ein unmittelbar bedeutungsvoller körperbasierter wechselseitiger Austausch von Gefühlen und Wünschen im Sinne von Brandt (2006) sein. Dies setzt – wie beim Reiten – einen direkten leiblichen Kontakt der Interaktionspartner*innen voraus, so können Mensch und Pferd mittels ihrer Körper Gefühle und Wünsche kommunizieren. Dies ist nicht nur im Sinne einer sensorisch wahrnehmbaren Response des Pferdes bezüglich einer einzelnen reiterlichen Hilfe verstehbar. *Embodied empathy* im Sinne Brandts (2006: 145) ist eine leibliche Empfindung der Gefühle des Anderen und stellt ein verkörperlichtes Mitfühlen und darüber hinaus einen gestalthaften, unmittelbar bedeutungsvollen verkörperlichten Austausch über die wechselseitigen Befindlichkeiten dar, der eben gerade nicht auf der Wahrnehmung bestimmter Signale beruht. In körperbasierten Empathiekonzepten werden also der menschliche und der tierliche Körper als Weg zum Innenleben eines lebendigen Gegenübers thematisiert.

Generell hat das Empathisieren gegenüber Tieren häufig *sekundäre Intentionen*, z. B. im Sinne instrumenteller oder manipulativer Empathie (vgl. Steen 2020). Empathisieren mit dem Pferden oder Hunden stellt zwar ein Verstehensverfahren im Sinne eines empathischen Erkundungsversuchs dar, ist aber – sowohl bei Pferden als auch bei Hunden – klar funktional auf die Erfüllung bestimmter Aufgaben und allgemein auf menschliche Zwecke ausgerichtet. Zudem ist Empathie *selektiv*, d. h. ist an situative, soziale, motivationale, moralische und kommunikative Regulatoren geknüpft (vgl. Liebert 2020, Steen 2020). Sowohl in der Pferde- als auch der Hundeausbildung (und entsprechend der Ausbildung von Reiter*innen und Hundehalter*innen und -trainer*innen) liegen sich tradierende und z.T. kodifizierte Leitlinien vor, die auch in Bezug auf das Empathisieren mit dem Pferd/Hund vorstrukturierend wirken.

4. Lehrendes Empathisieren in der Mensch-Pferd-Interaktion

Das allozentrische Empathisieren mit dem Pferd stellt im aktuellen reiterlichen Diskurs in Deutschland und anderen Ländern häufig eine explizit geforderte reiterliche Fähigkeit – über verschiedenen Reitweisen und Schulen hinweg – dar (vgl. Rettig 2020). Exemplarisch sei hier auf ein Kernelement des Diskurses zur sogenannten »englischen Reitweise« hingewiesen, nämlich auf die vom Dachverband *Deutsche Reiterliche Vereinigung (FN)* herausgegebenen – in regelmäßiger Neuauflage seit mehr als fünfzig Jahren erscheinenden und in elf Sprachen übersetzten – *Richtlinien für Reiten und Fahren* (im Folgenden mit *Richtlinien* abgekürzt). Die Richtlinien dienen als Grundlage für die Ausbildung von Pferden, Reiter*innen, Fahrer*innen, Ausbilder*innen, Auszubildenden und Turnier-Richter*innen. Hier finden sich immer wieder regelrechte »Empathisierungsanweisungen«: »Neben vielfältigen Erfahrungen muss der Reiter ein sicheres Gespür für das Wesen und die Verhaltensweisen der Pferde haben. Er muss ständig in das Pferd »hineinhorchen« (Richtlinien Bd. 2: 25f.).

Als Anforderung wird in den *Richtlinien* ein eindeutig allozentrisches Empathisieren formuliert, das sich explizit an der »Natur« des Pferdes orientieren soll:

Ist der Reiter in der Lage, sich in das Pferd und sein Verhalten hineinzufühlen, kann er nachvollziehen, wie er vom Pferd wahrgenommen wird und welche Handlungsweise in der jeweiligen Situation angemessen ist. Der Reiter muss sich in seinem Verhalten an der Natur des Pferdes orientieren – nicht an der Natur des Menschen. (Richtlinien für Reiten und Fahren Bd. 1: 19.)

Empathisieren ist aber in der Mensch-Pferd-Interaktion (und, wie später thematisiert wird, auch in der Hund-Mensch-Interaktion) wechselseitig möglich. Pferde deuten z. B. nachweislich menschliche Gesichtsausdrücke, wie die verhaltenswissenschaftlichen Experimente von Proops et al. (2018) zeigten. Pferde »erkennen« menschliche Emotionen und passen ihr anschließendes Verhalten entsprechend an (vgl. genauer Rettig 2020).

Empathisieren mit dem Pferd dient beim Reiten nicht nur einem Verstehen-Wollen der Pferdewelt, sondern ist funktional in menschliche Zwecke eingebunden. Im reiterlichen Diskurs wird Empathiefähigkeit von verschiedenen Richtungen und Schulen als eine wesentliche Kompetenz angesehen und vom Reiter gefordert. Empathiefähigkeit lässt sich in der Mensch-Pferd-Interaktion aber auch negativ (z. B. bei der wirkungsvollen Bestrafung oder Einschüchterung eines Pferdes) oder als eine subtile – unter Umständen sogar ungewollte – Form der Machtausübung einsetzen.

4.1 Die Rolle der Trainer*innen als ›interpreters‹

Als Basis für die Reit-Interaktion erlernen sowohl Pferde als auch Reiter*innen – in den verschiedenen Reitweisen jeweils spezifische – überwiegend körperbasierte Zeichen. In der englischen Reitweise nennt man diese Zeichen ›reiterliche Hilfen‹, sie umfassen Gewichts-, Schenkel-, Zügel- und Stimmhilfen. In der konkreten Interaktion findet jedoch ein komplexes, gestalthaftes Zusammenspiel von Pferd und Mensch statt. Jede Interaktion ist performativ ein individuelles Ereignis – und keinesfalls eine auf singulären Signalen beruhende und beschränkte behaviouristische Reiz-Reaktionskette.

Brandt bezeichnet das Reiten als Kommunikation und die Trainer*innen als ›interpreters‹ (2004: 307), die den Reiter*innen zeigen »how to use their ›aids‹ [...] to communicate their intentions to their horse. Conversely, the trainer helps the rider to understand what the horse is communicating so that ultimately, when working together, the horse-rider combination can be united. (Brandt 2004: 307). Wie im Folgenden gezeigt wird, bezieht sich diese Rolle der Trainer*innen als ›interpreter‹ auch auf verschiedenen Dimensionen auf die inneren Zustände des Pferdes.

In ähnlicher Weise erlernt ein Hund i.d.R. ein Zeichen-Repertoire, die sog. ›Kommandos‹, in Form von Stimmkommandos oder auditiven Zeichen (wie Pfeiftöne mit der Hundepfeife oder Klicken) sowie körperbasierte visuelle Zeichengestalten (z.B. in Form von Handgestik, Körperpostur oder Gangmodalität). Für den Verlauf einer konkreten, spezifisch-individuellen Hund-Mensch-Interaktion gilt aber dasselbe wie das oben zur Reit-Interaktion Gesagte. Auch Hundetrainer*innen können – analog zu den Reittrainer*innen – als ›interpreter‹ des Interaktionsteilnehmers Hund verstanden werden, und auch hier erstreckt sich deren Rolle auch auf innere Befindlichkeiten des Hundes, wie in Abschnitt 5 gezeigt werden kann.

Zudem gilt natürlich für Pferde, Hunde und Menschen, dass sie unabhängig von Hilfen oder Kommandos vielfältiges (kommunikatives) Verhalten auf verschiedenen Ebenen in jeder Interaktionssituation zeigen – und hier ist der*die Trainer*in ebenfalls durch Experten- und Erfahrungswissen ein wichtiger ›interpreter‹.

4.2 Analysebeispiel: Lehrendes Empathisieren im Reitunterricht

Im folgenden Transkriptausschnitt wird beispielhaft verdeutlicht, wie durch die Trainerin ein Sich-Eindenken und -Fühlen in das Pferd zu Lehrzwecken erfolgt und verbalisiert wird. Es werden hier die Praktiken *Dem Pferd zugeschriebenes Empathisieren mit der Reiterin* und *Dem Pferd direkt zugeschriebenes inneres Erleben* (vgl. Abschnitt 4.3) erkennbar.

Die Trainerin erklärt in dem nachfolgenden, transkribierten Videoausschnitt während des Reitunterrichts ihrer Reitschülerin durch Empathisieren mit dem Pferd, wie deren Zügelhilfen beim Pferd ›ankommen‹. Die Trainerin empathisiert hier rückblickend auf die unmittelbar vorangegangene Reitinteraktion mit dem Pferd im Sinne allozentrischer Empathie und gibt das Ergebnis dieser Einfühlung verbalsprachlich zu Lehrzwecken für die Reitschülerin wieder.

Die Transkription erfolgte hier (wie auch in den nachfolgend präsentierten Transkripten) nach GAT2/Basistranskript (Seltling et al. 2009). Die Transkripte wurden jedoch ggf. durch Einfügung zusätzlicher Zeilen für das para-/nonverbale Verhalten aller beteiligten Lebewesen und notwendige Situationsbeschreibungen an den fokalen Stellen ergänzt. In der unten transkribierten Sequenz läuft das Pferd die ganze Zeit über in der langsamen Gangart Schritt und bewegt sich am Rand der Reitbahn entlang, während die Reitlehrerin in der Mitte steht und spricht.

T1: o_a_sie WILL ja

Titel: Reitunterricht am 15.11.; Einsteller: Tessa1179;

Quelle: youtube.com/watch?v=22WQd7_m0vM;

Datum: 16.11.2015; letzter Abruf: 14.3.2018;

ab Minute 4.38

01 T: wenn du auch INNen festhängst-

02 R: [nickt mit dem Kopf]

03 R: [mhm-]

04 T: und ER (0,1) nicht ÄHRlich ist vorne;

05 WIRD er auch mal sagen=-

06 T: [wendet Kopf nach links und zurück]

07 [=o_a_sie [WILL ja nach innen stellen=-]

08 T: [Arme parallel nach links und wieder zurück]

09 T: [=aber ich bin nicht richtig WEICH im Körper-]

10 T: [Arme parallel nach links und wieder zurück]

11 [dann will ich GERN die hinterbeine nach
AUßen schmeißen;]

12 R: mhm

Die Reitschülerin hat nach Ansicht der Trainerin den inneren (d.h. hier den linken) Zügel zuvor zu unflexibel geführt, die Anlehnung des Pferdes an den Zügel war nicht korrekt. Der Ausdruck »nicht ehrlich« in Zeile 4 ist hier nicht auf einen Gemütszustand zu beziehen, sondern auf das – hier offenbar noch nicht erreichte Ziel – dass das Pferd durch gutes Reiten dazu veranlasst werden soll, von hinten über den schwingenden Rücken an das Gebiss heranzutreten. Die »ehrlliche« Anlehnung kann nicht durch Gegenhalten oder Ziehen am Zügel erreicht werden.

Die verbale Empathie-Darstellung erfolgt hier durch *Sprechen für das Pferd*. Dabei beschreibt die Trainerin *in Form einer fiktiven Redewiedergabe* zunächst, wie das Pferd mit der Reiterin empathisiert: Das Pferd hat die Intention der Reiterin, ihm mittels Druck auf dem linken Zügel zu vermitteln, dass es den Kopf nach links leicht abkippen soll, erkannt, denn es »sagt«: »o_a_sie WILL ja nach innen stellen« (Zeile 7, »innen« ist im gegebenen Kontext links). Dies stellt ein – von der Trainerin durch Empathisieren zugeschriebenes – volitives Empathisieren des Pferdes gegenüber der Reiterin dar.

Anschließend schildert die Trainerin die Motive des Pferdes, warum es dieses – von ihm durchaus erkannte – Begehren der Reiterin nicht erfüllt: Das Pferd fühlt sich körperlich nicht wohl (»aber ich bin nicht richtig WEICH im Körper«, Zeile 9) und daraus resultiert sein Bedürfnis nach einer Art Ausweichverhalten (»dann will ich GERN die Hinterbeine nach AUßen schmeißen«, Zeile 11). Durch die fiktive Redewiedergabe wird das Pferd bewertend charakterisiert: Es erscheint als prinzipiell kooperativer, aufmerksamer Interaktionspartner. Die Ich-Perspektive der Darstellung fordert auch von der Reitschülerin eine Rezeptionshaltung des Sich-Hineinversetzens ins Pferd.

Durch Kopf- und Handbewegungen der Trainerin erfolgt zudem synchron mit der Verbalisierung auf körperlicher Ebene eine Angleichung an die – in der fiktiven Redewiedergabe thematisierten – Pferdebewegungen: Wenn die Trainern »nach innen stellen« sagt, wendet sie den Kopf nach links, wenn sie vom »Nach-außen-Schmeißen« der Hinterbeine spricht, macht sie mit parallel geführten Armen eine Bewegung von rechts nach links (s. Darstellung im Transkript). Man könnte hier von einer »fiktionalen« *transmodalen Synchronisation* (s. Abschnitt 3.3) als einer gleichzeitig mitlaufende Form des Empathisierens sprechen.

Mit der Redewiedergabe geht auch durch die Formulierungsgestaltung eine Bewertung der Reitschülerin einher: So drückt die dem Pferd zugeschriebene Interjektion »o_a« in Zeile 7 so etwas wie Unbehagen aus, das das Pferd angesichts der Reitweise der Reiterin empfindet – und damit ist indirekt auch eine negative Bewertung der Reitschülerin durch die Trainerin erschließbar. Damit spricht die Trainerin in gewisser Weise auch *durch* das Pferd (vgl. Steen 2020).

Die Basis für das allozentrische Empathisieren bilden der Ablauf des Trainings und das Ausdrucks- und Bewegungsverhalten des Pferdes im Zusammenspiel mit der Hilfengebung der Reiterin. Für ihre Reitschülerin verbalisiert die Trainerin ein

empathisches Deutungsangebot des Pferdeverhaltens, indem sie über den inneren Zustand des Pferdes spricht. Sie lehrt die Reiterin damit, das beim Reiten Gefühle und Erfahrene mit einem inneren Zustand des Pferdes in Verbindung zu bringen. Solche mit dem Pferd empathisierenden Zuschreibungen zeigen der Reiterin Möglichkeiten eines einführenden Umgangs mit ihrem Pferd auf.

4.3 Überblick: Praktiken in Reitinteraktionen

Im Überblick erbrachten die bisherigen Analysen von Reitunterricht und kommentierter Pferdausbildung die im Folgenden beschriebenen *Formen der verbalen Praktik des lehrenden Empathisierens* (ausführlicher dazu vgl. Rettig 2020):

1. Dem Pferd direkt zugeschriebenes inneres Erleben

Dies geschieht im Reitunterricht für die Reitschüler*innen durch die Trainer*innen, wie oben in der Beispielanalyse 4.1 gezeigt. Diese Praktik findet sich auch in Lehrvideos, in denen professionelle Reiterinnen über ein am Körper getragenes Mikrofon ihr Reiten für die Zuschauer*innen des Lehrvideos kommentieren. So empathisiert die bekannte Dressur- und Vielseitigkeitsreiterin Ingrid Klimke mit ihrem Pferd im Sinne von *embodied empathy* (vgl. Abschnitt 2), während Pferd und Reiterin auf ein Gebüsch zugaloppieren und verbalisiert eine Art Denk- und Gefühlswiedergabe aus Pferdeperspektive, sie sagt: »O: jetzt wieder die geFAHrenquelle, °h da könnte einer aus_m BUSCH kommen« (vgl. Rettig 2020: 312f.). Dies zeigt bereits der verwendete Ausdruck ›Gefahrenquelle‹, denn eine Gefahr geht ja von dem Gebüsch nur in der Welt des Pferdes aus. Die prosodische Realisierung des O-Lautes kann ebenfalls als Empathisieren in Bezug auf Emotionen des Pferdes gedeutet werden. Das erste, ansteigend realisierte [o] erweckt beim Hören den Eindruck, dass dadurch erhöhte Aufmerksamkeit angesichts der nahenden »Gefahrenquelle« zum Ausdruck kommt. Der sehr gedehnte, gleichbleibende zweite O-Laut erweckt beim Hören den Eindruck von angespannter Erwartungshaltung – Klimke ›übersetzt‹ hier prosodisch den inneren Zustand des Pferdes. In der nächsten Äußerung empathisiert sie ebenfalls auf emotional-affektiver Ebene im Sinne *allozentrischer Empathie* (vgl. Abschnitt 2) mit ihrem Pferd aus der Perspektive eines Flucht- und Beutetieres: Das Gebüsch ist potentiell Versteck für bedrohliche Lebewesen.

2. Dem Pferd zugeschriebenes Empathisieren mit der Reiterin/dem Reiter

Trainer*innen empathisieren auch dergestalt mit dem Pferd, dass sie verbalisieren, wie das Pferd seine Reiterin in Bezug auf ihr Denken, Wollen und Fühlen wahrnimmt. Es wird damit vorausgesetzt, dass nicht nur die Menschen, sondern auch die Pferde empathiefähig sind. Wie in der Beispielanalyse in 4.1 gezeigt hat, empathisiert die Reitlehrerin – auf Basis ihrer Wahrnehmung der Reiterin-Pferd-

Interaktion – mit dem Pferd und stellt für die Reitschülerin verbal dar, wie das Pferd mit der Reitschülerin empathisiert.

3. *Dem Pferd durch Empathisieren zugeschriebenes Antizipieren der Absichten der Reiter*innen*

Dem Pferd wird nicht nur die Fähigkeit zum Empathisieren mit dem Denken, Wollen und Fühlen des*der Reiter*in zugeschrieben, sondern auch die Fähigkeit, zukünftige Absichten des*der Reiter*in zu antizipieren. So verbalisiert die Dressurreiterin Uta Gräf, wiederum über das Körpermikrofon, die durch *embodied empathy* wahrgenommenen Antizipationen des Pferdes hinsichtlich der Absichten seiner Reiterin. Dies geschieht an einer Stelle, an der Gräf von einem – für das Pferd gewohnten – Ablauf bewusst abweicht. Sie sagt: »er war jetzt !SICHER!, dass der nächste WEchsel kommt« (vgl. Rettig 2020: 314f.). Einen ›Wechsel reiten‹ bedeutet, dass die Reiterin dem Pferd durch ihre Hilfengebung zu verstehen gibt, dass dieses vom Rechts- in den Linksgalopp (oder umgekehrt) wechseln soll.

4. *In-situ-Aufforderung an die Reitschüler*innen, die eigene Antizipationsfähigkeit hinsichtlich der Antizipationen des Pferdes zu schärfen:*

Entsprechend der durch Empathisieren wahrgenommenen Fähigkeit von Pferden zum Empathisieren in Form von Antizipation versuchen Trainer*innen, die Reitschüler*innen in der Fähigkeit zu schulen, dieses Form des pferdischen Empathisierens ebenfalls zu antizipieren. Sie weisen im Interaktionskontext darauf hin und fordern, dass die Reitschüler*innen dies entsprechend beim Reiten berücksichtigen.

Dies zeigt sich z.B. in einem Training des Reiters, Turnierrichters und Ausbilders Ralf Isselhoff. Hier soll die Reitschülerin die Antizipationen ihres Pferdes Rocce erspüren lernen. Rocce war – ungewollt von der Reiterin – angaloppiert. Isselhoff weist nun zum einen auf die empathische Fähigkeit von Pferden (und damit auch von Rocce) hin, indem er sagt: »dann wissen die gleich kommt ANgaloppieren« (Rettig 2020: 316f.) und fordert seine Schülerin zur Antizipation der Antizipation auf: »lass ihn nicht selbst eh tätig irgendwas MACHen« (Rettig 2020: 316f.). Isselhoff verlangt also von der Reiterin, ihre Antizipationsfähigkeit hinsichtlich der Antizipationen des Pferdes (›was die Reiterin als nächstes wollen wird‹) zu entwickeln, indem er fordert, dass sie ihr Pferd nicht ohne initiiierende reiterliche Hilfe angaloppieren lassen soll.

5. *Zuschreibung emotionaler Auswirkungen der eigenen reiterlichen Handlungen auf das Pferd während des Reitens*

Trainer*innen empathisieren mit dem Pferd, indem sie ihren eigenen reiterlichen Handlungen Auswirkungen auf die inneren Zustände des Pferdes zuschreiben.

Dies zeigt z.B. ein Videoausschnitt mit Uta Gräf, die, wieder über Körpermikrofon, die emotionalen Auswirkungen einer – vom Pferd nach ihrer Einfühlung unerwarteten – Hilfengebung verbalisiert: Sie macht, aus der Erlebensperspektive des Pferdes gesprochen, »was GANZ gemeines« (Rettig 2020: 314), ihr Verhalten ist »n bisschen FIES« (Rettig 2020: 314) da das Pferd in seiner Erwartung enttäuscht wird. Diese Erwartungsenttäuschung, diese Überraschung ist Bestandteil ihres didaktischen Verfahrens (das Pferd soll dadurch lernen, stets auf die reiterlichen Hilfen zu warten) und ist nicht als Bestrafung des Pferdes gedacht – dass dies auch vom Publikum im Kontext so verstanden wird, zeigt sein amüsiertes Lachen. Sie zeigt damit den Zuschauer*innen eine auf (instrumentellem) Empathisieren mit dem Pferd basierende Ausbildungsmethode auf.

6. *Dem Pferd und dem*der Reiter*in zugeschriebene wechselseitige Gefühlsübertragung*

Wie in Abschnitt 2 dargelegt, kann Empathie auch als ein Prozess der wechselseitigen Angleichung von inneren Zuständen der Interaktionspartner*innen verstanden werden (i. S.v. Hermanns (2007: 133) als Sich-Ausbilden sehr ähnlicher Emotionen). Für diesen Prozess sensibilisieren die Trainer*innen ihre Reitschüler*innen, wie das folgende Beispiel zeigt: Die Reitlehrerin empathisiert mit ihrer Reitschülerin und dem Pferd und verbalisiert einen von ihr zugeschriebenen Prozess der Gefühlsübertragung von der Reiterin auf das Pferd. Sie sagt im Anschluss an ein nicht ganz gelungenes Angaloppieren: »du wurdest n bisschen UNSicher- und dann wurde ER unsicher auch« (vgl. Rettig 2020: 322f.).

7. *Aufforderung/Anleitung zur Beeinflussung des Pferdes durch empathische Gefühlssynchronisation*

Trainer*innen verbalisieren nicht nur die wechselseitige Gefühlsübertragung, sondern leiten auch an zu einer bewussten Schulung der Fähigkeit zur ›Gefühlssynchronisation‹ mit dem Pferd. Dies wird im folgenden Beispiel deutlich: Nachdem das Pferd Roja im Unterricht mehrfach versucht hatte, wegzuspringen, fordert die Trainerin zu einem Zeitpunkt, an dem das Pferd ruhig trabt, dass die Reiterin ein bestimmtes Gefühl ›aufrufen‹ soll. Sie sagt: »ver!TRAU! ihr« und fordert »reiten wie !YOga!« (Rettig 2020: 323f.). ›Vertrauen‹ bezieht sich vermutlich in diesem Kontext darauf, dass Roja die begonnene Lektion zu Ende ausführen und nicht wegspringen wird. Generell bedeutet Empathisieren des*der Reiter*in mit dem Pferd beim ›Vertrauen‹ in ungefähr so etwas, wie dem Pferd gute Absichten und Kooperationswillen zuzuschreiben. Dieses Vertrauen soll beim Reiten also aktiv als Empathiefähigkeit geschult und eingeübt werden. Der*die Reiter*in soll dadurch in der Lage sein, das Pferd zur Gefühlssynchronisation mit dem Vertrauen ins Pferd ausstrahlenden Reiter gezielt anzuregen. Wie die Vertrauensaufforderung umgesetzt werden soll, beschreibt die Reitlehrerin im Beispiel auch durch eine Analogie: »rei-

ten wie !YOga!« (Rettig 2020: 324) und wählt anschließend Beschreibungsausdrücke für innere Zustände des Reiters: »konzentriert«, »ruhig« und »nicht hektisch« (Rettig 2020: 323f.), die zum alltagsweltlichen Konzept, der ›Geisteshaltung‹, beim Yoga passen.

8. *Mitfühlen mit dem Pferd durch die Trainer*innen durch transmodale Synchronisation sowie Anleitung zur transmodalen, körperbasierten Synchronisation zwischen Reiter*in und Pferd*

Empathie kann als Prozess der transmodalen Synchronisation verstanden werden (vgl. Abschnitt 2). Dies findet in prosodischer Hinsicht statt, wenn etwa die Trainerin Ingrid Klimke im Reitunterricht durch prosodisch auffälliges, weil sehr lang gedehntes »!JA!:-« zeitlich synchron das (angestrebte) Hals-Fallenlassen des Pferdes, das die Entspannung des Tieres signalisiert, begleitet (vgl. Rettig 2020: 319ff.; zum Konzept der transmodalen Synchronisation vgl. Pfänder/Herlinghaus/Scheidt 2017).

Es konnten zudem die folgenden (verbalen/prosodischen) *Darstellungsformen des lehrenden Empathisierens* rekonstruiert werden:

1. *Reden über das innere Erleben* des anwesenden Pferdes *in dritter Person*, Beschreibung seiner inneren Verfasstheit;
2. *Reden über das innere Erleben von Pferden in generalisierter Form* (als typisierendes Empathisieren), mit durch den Kontext hergestelltem Bezug auf das anwesende Pferd;
3. *fiktive Rede- bzw. Denkwiedergaben als Sprechen für das Pferd*, die ggf. durch verbale *dicendi/cogitandi* metapragmatisch gerahmt sind;
4. *verbale Darstellung der Wirkung auf das innere Erleben* des Pferdes, die durch das eigenen Handeln beim Pferd eintritt.

5. Lehrendes Empathisieren in der Mensch-Hund-Interaktion

Betrachtet man nun mit dem für das lehrende Empathisieren in der Mensch-Pferd-Interaktion geschärften Blick Lehr-Lern-Kontexte in der Mensch-Hund-Interaktion, so zeigt sich schnell, dass die verbale Darstellung des Empathisierens bezüglich Denkvorgängen, Stimmungen, Absichten, Wünschen und Emotionen des Hundes ebenfalls eine gängige Praktik von professionellen Hundetrainer*innen – in ihrer Funktion als lehrende Vermittlerfiguren zwischen Hund und Mensch – darstellt. Im Gegensatz zu den Reitinteraktionen spielt in den hier betrachteten Mensch-Hund-Trainingsinteraktionen jedoch der direkte leibliche Kontakt (und somit das Empathisieren im Sinne von *embodied empathy*) i.d.R. keine Rolle.

Auch bei den Hunde-Expert*innen ist davon auszugehen, dass a) erlerntes kodifiziertes, fachliches Wissen (das kulturell-historisch geprägt ist und je nach Fachrichtung/Schule verschiedenartig sein kann), b) die eigene Erfahrung sowie c) alles direkt in der Situation Wahrnehmbare (v.a. auch das Ausdrucksverhalten des Hundes im Kontext der Interaktion mit dem Menschen) die Basis für das Empathisieren bilden. Die Zuschreibung innerer Zustände des Hundes durch den*die Hundetrainer*in erfolgt zum einen individuell und kontext-/situationsbezogen und zum anderen liegt – wie auch in den Verbalisierungen deutlich erkennbar wird – generalisiertes Wissen über Hunde zugrunde.

5.1 Empathie im Hundediskurs und Empathiefähigkeit von Hunden

Haushunde leben seit ca. 15000 Jahren in Gemeinschaft mit dem Menschen. Sie sind ›besondere‹ Haustiere, da sie von ihrem Sozial- und Ausdrucksverhalten her in vielerlei Hinsicht Ähnlichkeiten zum Menschen zeigen. Sie leben in dieser langen Beziehungsgeschichte mit Menschen in »einer ›gemischten sozialen Gruppe‹ mit zwischenartlicher Appetenz, dem Bedürfnis zur zwischenartlichen Geselligkeit sozusagen, und sozialer Attraktion anzugehören« (Feddersen-Petersen 2008: 26). Dass Hunde in der Lage sind, mit Menschen zu empathisieren, zeigt z.B. ihre Fähigkeit, sich als Therapiehund in die Stimmungen des Menschen einzufühlen. Eine aktuelle verhaltenswissenschaftliche Studie von Sandford/Burt/Meyers-Mano (2018) an der John Hopkins Universität Baltimore erbrachte sogar Evidenz dafür, dass Hunde (und zwar unabhängig davon, ob es sich um ›normale‹ Begleithunde oder ausgebildete Therapiehunde handelte) nicht nur mit dem Menschen empathisieren, indem sie dessen Emotionen wahrnehmen, sondern der betroffenen Person auch im Sinn eines prosozialen Verhaltens zu Hilfe kommen wollen, wenn diese in Not sind. Die Fähigkeit, sich auf die Menschenperspektive einzulassen, zeigt sich bei Hunden (individuell und auf Artebene) auch nicht zuletzt im Ausdrucksverhalten: Hunde haben eine so weitgehende Anpassung an den Menschen geleistet, dass sie in der Lage sind, menschliche Verhaltensweisen menschlich-artgerecht zu deuten und ihre eigenen Kommunikationsressourcen entsprechend zu modifizieren. Dies wäre im Sinne eines *Empathisierens als unmittelbarem Ausdrucksverstehen* (vgl. Abschnitt 2) fassbar. Die Ethologin und Fachtierärztin für Verhaltenskunde Feddersen-Petersen fasst zusammen:

Das Sozialverhalten von Hunden veränderte sich in der Anpassung an die jeweiligen sozialen Belange des Menschen, insbesondere im Ausdrucksverhalten entwickeln sich Besonderheiten, die nicht zufällig der menschlichen Kommunikation geradezu kongruent wurden: so etwa die Zunahme der Vokalisation über das Bel-len in unterschiedlichsten sozialen Bezügen [...] das als Anpassung an den sich vorrangig verbal verständigenden Menschen zu sehen ist. [...] Hunde sehen Men-

schen in die Augen [...]. Hunde, die uns mehr oder weniger lange ansehen, provozieren nicht, drohen nicht, sie sehen uns an, wie es auch unter Menschen üblich ist, begrüßen uns etwa [...]. Und Hunde ›lächeln«. (Feddersen-Petersen 2008: 32f.)

Insbesondere das Lächeln ist eine sehr auffällige Übernahme *menschlicher* Ausdrucksformen. Hierbei wird unterschieden zwischen dem beschwichtigenden hundlichen ›submissive grin‹ und dem nahezu ausschließlich gegenüber Menschen verwendeten sozialen Lächeln (vgl. Feddersen-Petersen 2008, Wardeck-Mohr 2016), über das Wölfe nicht verfügen. Das soziale Lächeln ist ein kurzfristiges, mehrfaches Zähne-Entblößen in entspannter Situation, z.B. in einer Begrüßungssituation, begleitet von intensivem Blickkontakt zum Menschen. Wardeck-Mohr (2018) deutet es als Ausdruck von Freude und Zuneigung.

Der Hundetrainer und Sachbuchautor Martin Rütter spricht dem mit dem Menschen interagierenden Hund in diesem Sinn die Fähigkeit eines *allozentrischen, der menschlichen Art angemessenen Empathisierens* zu, bei dem sich der Hund in den Menschen einfühlt und -denkt. In der WDR-Sendung »Mein Hund und ich« erläutert er eine solche hundliche Perspektivenumkehr im Kontext einer Lehr-/Lernsituation sehr anschaulich für das Publikum und soll deshalb hier zitiert werden. Hier ist auf linguistischer Ebene bei Rütter die Praktik-Form des *typisierenden lehrenden Empathisierens* mit ›dem Hund‹ zu erkennen: Im Sinne kognitiver Empathie denkt er sich in ›den Hund‹ ein (›also er weiß« Zeile 9) und wählt die *Darstellungsform des Sprechens fürs den Hund*, d.h. spricht aus Hundeperspektive in *Form einer fiktiven Redewiedergabe* (s. Zeile 11-16).

T1: des is FREUNDlichkeit

Titel: Mein Hund und ich - Tipps von Martin Rütter.

TV-Sendung vom 17.10.2018; Quelle: www.planet-wissen.de/video-mein-hund-und-ich--tipps-von-martin-ruetter-100.html;
letzter Abruf: 15.9.2020; ab Minute 47.37

01 R: der Hund hat eine Eigenschaft die kein
ANDderes TIER hat=
02 =der kann einen Menschen als VOLLwertigen
Sozialpartner betrachten;
03 also der Hund WEISS,
04 ich bin KEIN HUND;
05 aber er findet mich geNAUso wichtig,
06 vielleicht sogar wichtiger ehm wie
ARTgenossen;
07 und das ist GANZ spektakulär,
08 deshalb n hund ist auch in der lage-
09 zwei SPRachen zu sprechen;

10 also er WEISS,
 11 wenn ein anderer hund über mir steht
 12 und die ZÄHne zeigt-
 13 hab ich n PROblem;
 14 wenn sich ein MENSCH über mich beugt
 und die ZÄHne zeigt-
 15 hab ich überHAUPT keins;
 16 des is FREUNDlichkeit;

Rütter mit seinen Hundetrainings, TV-Sendungen, Shows und Veröffentlichungen ist Bestandteil des aktuellen, vielgestaltigen und historisch verankerten Hunde-Diskurses. Gegenwärtig gibt es hinsichtlich der Mensch-Hund-Interaktion unterschiedliche Methoden und Ansätze, wie man Hunde ›erziehen‹, wie man mit ihnen zu kommunizieren und wie man sie ›verstehen‹ kann. Wie beim Reiten und der Pferdeausbildung ist insgesamt (etwa in vielen europäischen und US-amerikanischen Kulturräumen) ein Paradigmenwandel erkennbar, der Hunde weniger in einem Dominanz-Unterwerfungsparadigma positioniert und innerhalb dessen Hundeeziehung nicht länger mit verbal aggressivem Verhalten und körperlicher Gewaltanwendung einhergeht. Die Kommunikation mit dem Hund und das Verstehen des Hundes spielt in diesem Kontext im aktuellen Diskurs eine große Rolle, wie z.B. Buchtitel wie *Mit den Augen der Hunde: So denken und kommunizieren Hunde* von Barbara Wardeck-Mohr veranschaulichen. Ähnlich wie im Reitdiskurs ist auch im Hundediskurs die Fähigkeit des Empathisierens, wie die nachfolgenden Analysen zeigen, eine Anforderung, die in Lehr-/Lernkontexten an den*die Hundehalterin*in gestellt wird. Und auch die Ethologin stellt im Umgang mit Hunden das Empathisieren als sinnvolles exploratives Verfahren (ganz im Sinne von Liebert 2020) dar:

Der Weg muss von uns zum Tier gehen. Was macht Hunde aus, wie könnte es sein, ein Wolf oder ein Hund zu sein? Wenn wir uns in Hunde hineinversetzen, so gut es eben jeweils geht, sie verstehen wollen, müssen wir sie genau beobachten. Wir empfinden Empathie, fühlen mit ihnen, und übertragen unsere Gefühle nonverbal, über unser Ausdrucksverhalten. Und so finden wir Zugang zum hundlichen Verständnis. (Feddersen-Petersen 2008: 53)

Wie bei Pferden ist auch bei Hunden – als domestizierten Haustieren – das menschliche Empathisieren häufig instrumentell in menschliche Zwecke eingebunden. Interaktionsformen und -ziele (wie z.B. gemeinsames Spazierengehen mit einem Hund, der sich der Leinenführung des Menschen kooperativ anpasst) sind vom Menschen vorgegeben. Es gibt aber, wie auch bei Pferden, ebenfalls das Bedürfnis, den tierlichen Interaktionspartner im Sinne nicht-zweckgerichteter empathischer Erkundung besser ›verstehen‹ zu wollen.

5.2 Exemplarische Analysen

Bestandteil des umfangreichen Lehr-Lern-Diskurses in Bezug auf den Umgang mit Hunden ist – neben dem individuellen Training von Hund und Hundehalter*innen mit dem*der Hundetrainer*in – eine Vielzahl wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Veröffentlichungen, Ratgeberliteratur, (Online)-Zeitschriften zum Thema ›Hund‹, TV-Sendungen, Videos, Foren, Blogs und Podcasts. Anders als beim Reiten sind im Bereich Hundetraining die Professionalisierung und der Expert*innen-Status der Trainer*innen kaum institutionell geregelt. Während es beim Reiten im Bereich des englischen Reitstils die staatlich anerkannte Ausbildung zum Pferdewirt/zur Pferdewirtin und die Weiterqualifikation als Pferdewirtschaftsmeister*in gibt, existiert kein anerkannter Ausbildungsberuf ›Hundetrainer*in‹.

Für die Analyse von Lehr-Lern-Interaktionen ist deshalb insgesamt die Einschätzung bezüglich des Expertenwissens der Hundetrainer*innen relativ schwierig. Für die im Folgenden gezeigten explorativen Analysen wurden filmische Ausschnitte von Hundetrainingsendungen von drei erfahrenen und bereits jahrelang aktiven Hundetrainern, nämlich Martin Rütter, Andreas Ohligschläger und Mirko Tomasin, herangezogen. Solche Sendungen sind aufgrund ihrer große Reichweite Kernelemente des Diskurses und deshalb für die Untersuchung relevant, weisen aber natürlich medialen Inszenierungscharakter auf, der sich z.B. in Voice-Over, Schnitt-Technik und Musik zeigt. Für die Analyse werden deshalb Ausschnitte verwendet, in denen auf filmisch direkt gezeigtes Hundeverhalten und Mensch-Hund-Interaktionen Bezug genommen wird.

5.2.1 Analyse 1: der ruft um HILfe

Im Folgenden wird ein Ausschnitt aus der Sendung »Der Hundeprofi« betrachtet, in der filmisch gezeigt und inszeniert wird, wie der Hundetrainer Martin Rütter (im Transkript R) Hundehalter*innen und ihre Hunde berät und trainiert. In der Sendung wird vorab immer die Ausgangssituation vorgestellt. Im Folgenden geht es um Juno (im Transkript J), einen eineinhalb-jährigen Hund, der, wenn er allein gelassen wird, bellt und heult. Der Hund wird gefilmt, während er sich einige Minuten allein in der Wohnung aufhält. Danach wird gezeigt, wie die Hundehalterin Simone (im Transkript S) zusammen mit Rütter in die Wohnung zurückkommt. Juno begrüßt Simone lebhaft und springt an ihr hoch. Als Simone sich auf die Couch setzt, drängt Juno sich an ihre Beine und legt die rechte Pfote auf ihren Oberschenkel. Die Halterin schiebt die Pfote weg.

T2:ordentlich geLITten

Titel: Der Hundeprofi Folge 2. Datum: 8.2.2020. Letzter Abruf: 12.8.2020; Quelle: www.tvnow.de/shows/der-hundeprofi-178/2020-02/episode-2-heute-u-a-mit-simone-und-juno-2960592?utm_source=VOX&utm_medium=teas-er&utm_campaign=Ganze_Folgen&utm_term=der-hundeprofi; ab Minute 5.32

Rütter in Halbtotale, frontal

01 R: EIgentlich is anspringen n zeichen von
resPEKTlosigkeit;
02 also n hund der MENschen anspringt-
03 der Pöbelt die an;
04 hier SEH ich aber,
05 dass juno an frauchen !HOCH!klettert;
06 der hat den KOPF seitlich,
07 die Ohren sind zurück-
08 der !BETTEL! regelrecht um ZUneigung;
09 also ich hab den Eindruck der ist richtig
erLEIchtert,
10 dass ENDlich jemand zuRÜCKkommt;
11 also meine verMÜtung is schon,
12 dass er ordentlich geLITten hat==
13 =als er Allein war;

Für die Zuschauer*innen und für die Hundehalterin deutet Rütter das zuvor sichtbare Ausdruckverhalten des Hundes. Rütter empathisiert mit Juno und beschreibt durch *Sprechen über den Hund* einen inneren Zustand: »der !BETTEL! regelrecht um ZUneigung« (Zeile 8). Juno wird also ein emotionales Bedürfnis zugeschrieben. Auch die Beschreibung von Junos Aktivität als »an Frauchen hochklettern« empathisiert volitiv und affektiv mit dem Hund, denn sie weckt die Vorstellung, dass das Motiv für das Verhalten des Hundes in dem dringenden Bedürfnis nach körperlicher Nähe zu seiner Halterin besteht. Auf dieses – von Rütter durch Empathisieren zugeschriebene – Bedürfnis von Juno nach Zuneigung ist Simone, wie zuvor beobachtbar, nicht eingegangen.

Wie auch bei den Reittrainer*innen erfolgt bei dem Hundexperten *das allozentrische Empathisieren im Sinne von expertenhaftem Ausdrucksverstehen* (vgl. Abschnitt 3) z.T. auf der Grundlage seiner spezifischen Kenntnisse der artspezifischen hundlichen Ausdrucksverhaltens, das er hier auch konkret benennt: »der hat den KOPF seitlich, die Ohren sind zurück-« (Zeile 6-7). Im Folgenden empathisiert Rütter wei-

ter mit dem Hund, verbalisiert seine Gefühlslage bei der Rückkehr von Simone durch *Sprechen über den Hund* als ›erleichtert‹ und fasst zusammen, dass er ›gelitten‹ habe. Es werden hier Bezeichnungen für menschliche Emotionen verwendet, damit wird impliziert, dass Juno auf gleiche oder ähnliche Art empfindet wie ein Mensch. Auch hier zeigt der Hundetrainer im Sinne lehrenden Empathisierens seine Einfühlung in den Hund und ermöglicht der Hundehalterin und den Zuschauer*innen, seine empathische Deutung – mit dem konkreten Aufzeigen einzelner Elemente des Ausdrucksverhaltens von Juno – nachzuvollziehen.

Danach schauen sich – so die filmische Inszenierung – Rütter und Hundehalterin Simone die Filmaufnahme von Juno an. Beide sitzen auf der Couch, Juno sitzt neben Simone.

T4: der ruft um HILfe

Angaben s. T3, ab Minute 6.06

01 J Aufnahme: [schnüffelt jaulend an der Tür]

02 R: [SCHNÜFFelt; ne;]

03 J Aufnahme: [läuft jaulend den Flur entlang]

04 R: [der checkt auch AB-]

05 J Aufnahme: [läuft jaulend herum]

06 R: [bist du noch irgendwo in der NÄhe;]

07 J Aufnahme: [läuft jaulend herum]

08 R: [das ist auch ganz ganz TYpisch-]

09 J Aufnahme: [bleibt stehen, heult laut]

10 Schwenk S: [frontal, verzieht das Gesicht]

11 S: [ach !!GOTT!!- 0:: oh_hm;]

12 J Aufnahme: [bleibt stehen, heult laut]

13 S: [EI jei jei jei;]

14 J Aufnahme: [bleibt stehen, heult laut]

15 R: [das das HEUlen is ja ne
kommunikationsform-]

16 J Aufnahme: [läuft heulend herum]

17 [die hunde/ auch hunde WÄHlen,]

- 18 J Aufnahme: [läuft heulend herum]
 19 [em im SINne von- h0]
- 20 J Aufnahme: [läuft heulend herum]
 21 [ich versuche auf mich
 AUFmerksam zu machen ne;]
- 22 Schwenk R: [R in Halbtotale, Profil]
 23 R: [und vielleicht hab ich
 ne chance auf RÜCKmeldung;]
- 24 Schwenk: [R, S, J frontal im Bild]
 25 S: [S streicht J über den Rücken]
 26 R: [also der is im grunde (.)geDANKlich
 ständig mit dir in kontakt.]
- [...]
- 27 J Aufnahme: [läuft heulend herum]
 28 R: [der ruft um HILfe ne;]
- 29 J Aufnahme: [läuft heulend herum]
 30 S: [JA;;]
- 31 R, S, J: [frontal im Bild]
 32 S: [S streicht J über den Rücken]
 33 R: [der is WIRKlich so-]
- 34 R, S, J: [frontal im Bild]
 35 S: [S streicht J über den Rücken]
 36 R: [also wo seid IHR denn jetzt-]
- 37 R, S, J: [frontal im Bild]
 38 S: [S streicht J über den Rücken]
 39 R: [versucht auf sich AUFmerksam
 [zu machen-]

Rütter beschreibt zunächst das beobachtbare Verhalten volitiv empathisierend: Das Herumlaufen des Hundes deutet er als Suche (»checkt ab«, Zeile 4) nach der abwesenden Simone. Danach gibt er fachliche Informationen und bezeichnet das Heulen als typische Kommunikationsform von Hunden. Dies impliziert, dass auch Junos Heulen ein Kommunikationsverhalten ist. Sehr deutlich beschreibt er darauf aufbauend im Folgenden Junos inneren Zustand: Im Sinne kognitiver Empathie

schreibt er ihm zu, er sei »geDANKlich« (Zeile 16) ständig in Kontakt mit Simone. Im Wechsel zwischen der *Beschreibung des inneren Zustandes des Hundes* und *Sprechen für den Hund in Form fiktiver Redewiedergabe* verbalisiert Rütter sein Empathisieren auf affektiv-emotionaler Ebene: Er fühlt sich in Juno ein und beschreibt ihren Zustand als einen Art Verzweigung, sie »ruft um Hilfe« (Zeile 28) und sie »fragt« »wo sein IHR denn jetzt« (Zeile 36). Damit setzt Rütter zugleich Junos vokales Ausdrucksverhalten, nämlich eine bestimmte Art des Heulens, in unmittelbaren Bezug zu seinem innerem Zustand.

Hier wird zudem auch im Rahmen der filmischen Inszenierung erkennbar, wie Simone mit ihrem Hund empathisiert: Als sie in der Aufnahme ihren Hund heulend durch die Wohnung laufen sieht, stellt sie mittels der Interjektionen »ach !GOTT!« und »O::« (Zeile 11) und »EI jei jei jei« (Zeile 13) ihr Mitleiden mit Juno (im Sinne *mitfühlenden Sprechens* nach Kupetz 2014) verbal dar. Zudem zeigt die Kamera ihren »leidenden« Gesichtsausdruck. Simone lernt die empathische Erkundung ihres Hundes sozusagen vor den Augen der Zuschauer*innen. Auch als Zuschauer*in kann man zudem sehr leicht mit dem heulenden Juno empathisieren und den Prozess selbst mitvollziehen.

Rütter wird anschließend wieder im Gespräch mit Simone gezeigt und er beschreibt Junos Gefühlslage erneut empathisierend (Minute 7.06) durch die Äußerung: »der hat (.) !ECHTE! !ECHTE! Trennungängste- dem gehts wirklich SCHLECHT;«.

Durch das verbalisierte Empathisieren mit Juno wird der Stellenwert des Alleingelassen-Werdens in der Welt des Hundes für die Halterin (und die Zuschauenden) durch Rütter deutlich gemacht. Durch die empathische Deutung von Junos Verhalten als Angst- und Leiderfahrung ergeben sich aus Sicht des Hundetrainers notwendige Konsequenzen für die zukünftigen Interaktionen: Juno kann nicht von Simone allein gelassen werden – ob ihm dies überhaupt zuzumuten ist, lässt Rütter zunächst offen. Im weiteren Verlauf der Sendung wird ein wochenlanger Trainingsprozess mit Simone und Juno nachverfolgend inszeniert, in dem die Halterin sich mehr mit Juno beschäftigt, ihm mehr Gelegenheit für körperliche Auslastung bietet und das Alleinlassen mit Juno in sehr kleinen Schritten übt. Am Ende, so wird filmisch inszeniert gezeigt, bleibt Juno eine gewisse Zeit – trotz Abwesenheit von Simone – ruhig und ohne Angst allein in der Wohnung.

In der Sendung realisiert der Hundetrainer die Praktik des lehrenden Empathisierens in Form von empathischem Deuten von hundlichem Ausdrucksverhalten. Dabei werden innere Zustände (auf kognitiver, volitiver und emotional-affektiver Ebene) von Juno durch *Beschreibung der inneren Zustände des Hundes in dritter Person und Sprechen für den Hund in Form fiktiver Redewiedergaben* von Rütter verbalisiert. Die – aus Expertensicht angemessene – Deutung des inneren Zustandes von Juno wird für den Zuschauer*innen exemplarisch vorgeführt und filmisch so inszeniert, dass die Zuschauenden selbst ebenfalls mit Juno empathisieren können. Das lehrende

Empathisieren eröffnet – wie in den Reitinteraktionen – die Möglichkeit, die Hundehalterin und die Zuschauer*innen zur Erkundung der inneren Zustände des tierlichen Gegenübers auf Basis ihrer Wahrnehmung anzuregen, deren Fähigkeit zum allozentrischen Empathisieren zu fördern und dies handlungsrelevant für weitere Mensch-Tier-Interaktion werden zu lassen.

5.2.2 Analyse 2: sie WILL nischt

In dem analysierten Ausschnitt aus der WDR-Sendung *Hunde verstehen* wird gezeigt, wie Hundetrainer Andreas Ohligschläger (O im Transkript) mit Hündin Nelly (N im Transkript) und Hundehalterin Katharina (K im Transkript) trainiert. Das gemeinsame Spazierengehen von Katharina und Nelly gelingt nicht, da Nelly anderen Hunden häufig bellend und aggressiv begegnet. Der Hundetrainer übt in dieser Folge mit Halterin und Hund, konfliktfrei an anderen Hunden vorbeizugehen. Hierbei ist für den Trainer (ähnlich wie für Reitinteraktionen gezeigt, vgl. Abschnitt 4.3) auf Seiten der menschlichen Interaktionspartnerin *Empathie im Sinne einer Antizipation der Absichten des tierlichen Partners* sowie die *Anleitung zur Beeinflussung des Hundes durch empathische Gefühlssynchronisation* (vgl. Abschnitt 4.3) zentral für das Gelingen.

Nachdem filmisch eine erste friedliche Begegnung mit einem anderen Hund und gemeinsames Gehen mit beiden Hunden unter der Anleitung von Ohligschläger gezeigt wird, gibt der Trainer eine explizite Erklärung für das Gelingen dieser Interaktion. Ohligschläger hatte zuvor die Hundehalterin angewiesen, sich während des Gehens mit der anderen Hundehalterin über Alltägliches zu unterhalten: »und dann unterhaltet ihr EUCH, über karTOFFelbrei oder so irgendwas; aber nicht über die HUNDe.« (ab Minute 7.28, weitere Angaben s. folgendes Transkript). Den friedlichen Verlauf der Interaktion erklärt Ohligschläger anschließend dann wie folgt.

T5: Hunde MERken ob wir stress haben

Titel: Hunde verstehen Folge 4, WDR-TV-Sendung;

Quelle: www1.wdr.de/mediathek/video/sendungen/tiere-suchen-ein-zuhause/video-hunde-verstehen-106.html

Datum: 27.1.2020; **letzter Abruf:** 15.9.2020; **ab Minute** 7.28

- 01 T: hunde MERken das ob wir Stress haben oder
 nischt;
 02 und wenn WIR uns dann !NORMAL! unterhalten-
 03 und !FREUND!lich miteinander sind;
 04 dann werden die hunde auch RUHiger

Während beim Reiten v.a. durch wechselseitige sensorische Wahrnehmung über den körperlichen Kontakt von Reiter*innen und Pferd »Gefühlssynchronisation«

von den Trainer*innen angeregt wird (s. dazu Abschnitt 4.3/Praktik 7, Beispiel »reiten wie !Yoga!«) wird hier vom Ohligschläger offenbar die *Art des Sprechens* als empathisierend gesehen: »wenn wir !FREUND!lich miteinander sind; dann werden die hunde auch RUHiger« (Zeile 3-4) erklärt er. Hier und in den nachfolgend gezeigten Sequenzen geht der Trainer offensichtlich von einer empathischen Beeinflussbarkeit von Nelly (im Sinne von *Empathie als Reaktion*, vgl. Abschnitt 2) durch Katharina aus.

Im Anschluss wird eine weitere friedliche Annäherung von Nelly an andere Hunde unter Anleitung des Trainers gezeigt. Anschließend wird der Trainer in einer Art Lehrgespräch mit Katharina gezeigt, in dem als »Lernziele« das Vertrauen zum Hund und das »Gefühl« für den Hund expliziert werden.

T6: das ge!FÜHL! für den hund

Angaben s. Transkript T4; ab Minute 17.59

01 T: DU (.) darfst (.) wieder lernen

mehr VERtrauen zu bekommen;

[...]

02 d/also das ge!FÜHL! für den hund zu bekommen,

03 Das ist !ESCHT! !WIRK!lich richtisch

wischtisch für eusch BEIde-

Ähnlich wie beim Reiten (vgl. dazu Abschnitt 4.3 und ausführlicher die Analyse bei Rettig 2020) ergeht seitens des Trainers eine »Vertrauensaufforderung« und auch hier – wie in Reitinteraktionen scheint »Vertrauen« zu bedeuten, dem Hund in der jeweiligen Interaktionssituation Kooperationswillen und »gute Absichten« empathisierend zuzuschreiben und dadurch – in einem Wechselprozess – wiederum empathisierend im Sinne einer Gefühlssynchronisation auf den Hund einzuwirken. Ähnlich wie in den Reitinteraktionen wird eine *Fähigkeit zur Antizipation der Absichten und Gefühle des tierlichen Interaktionspartners* angestrebt, eingefordert und eingeübt. Katharina soll ein »ge!FÜHL! für den hund« (Zeile 2) bekommen.

Danach wird filmisch wieder eine Trainingssequenz gezeigt, in der erneut eine Begegnung mit Trainingshund Lucky und einem Mitarbeiter Ohlighausens geübt wird. Katharina soll nun ihr »Gefühl für den Hund« weiter schulen.

T7: sie !Will! nischt

Angaben s. Transkript T3, ab ab Minute 17.57

Trainer, Katharina und Nelly laufen bis zum in Zeile 14 beschriebenen Moment in schräger Linie auf den angeleiteten Lucky und den Mitarbeiter zu. Nelly wird an lockerer, langer Leine geführt. Nelly läuft ganz rechts, auf der dem Hund

Lucky zugewandten Seite. Links von Nelly läuft Katharina und links von ihr wiederum der Trainer.

01 O: lass uns noch mal rüber zu LUCKY gehen;

02 K: [nimmt Leine kürzer]

03 K [oKEJ;]

04 O: leine LÖcker,

05 du hat DIRrekt wieder-

06 MERKST du?

07 K: ja ja,

08 weil du en ja ihr nicht mehr verTRAUST-

09 O: [nimmst du die leine sofort AUTOmatisch-]

10 K: [ja das stimmt ich verTRAU der nich mehr;]

11 O: ds is automaTISsmus;

12 dass du sie KÜRzer nimmst;

13 O: nimmt während des Gehens die Leine am
oberen Ende, K lässt los

14 O: lässt im Gehen die Leine länger

15 N: stoppt in größerem Abstand vor Lucky

16 O: [reicht K. Leine wieder, führt
weiter mit am oberen Ende]

17 O: [du kannst ruhig MIT anfassen;]

18 O: damit du son GEfühl dafür bekommst-

19 O: [WANN GEHTS und wann gehts nisch;]

20 O: [geht auf Lucky zu, N bleibt zurück]

21 N: [wechselt rasch hinter Ks Beinen
auf die linke Seite, weg von Lucky]

22 O: [jetz gehst du einfach dran vorBEI;]

23 N: [überholt K]

24 O: [!ZWING! sie nischt da DA rüber,]

25 N: [läuft weit voraus]

26 O: [weil sie !WILL! nischt zu ihm;]

27 N: [Nelly läuft weit voraus]

28 O: [und wenn sie nicht WILL-]

29 N: [Nelly läuft weit voraus]

30 O: [ZWING sie nicht;]

Zunächst empathisiert der Trainer mit Katharina und hier zeigt sich wieder eine Parallele zu den Reitinteraktionen: Als Katharina mit ihrem Hund losläuft, nimmt sie die Leine kürzer. Dieses Verhalten wird durch Ohligschläger gedeutet. Er empathisiert mit Katharina hinsichtlich deren Empathisierens mit Nelly und verbalisiert, dass Katharina ihrer Hündin Nelly unklare, möglicherweise nicht-friedliche Absichten zuschreibe: »weil du en ja ihr nicht mehr verTRAUST;« (Zeile 8). Diese Deutung bestätigt Katharina nachdrücklich in Zeile 10. Es handelt sich hier um eine Art spezifisches, erfahrungsgelitetes Ausdrucksverstehen, insofern als das Kurznehmen der Leine im Kontext der Mensch-Hund-Interaktion für Ohligschläger in dieser Situation als Ausdruck eines angespannten emotionalen inneren Zustands von Katharina deutbar ist. Umgekehrt kann über das körperliche Gefühl, an der Leine festgehalten zu werden, das Verhalten von Katharina auch Nelly zu einer empathisierenden Reaktion veranlassen. Einen ganz ähnlichen Prozess beschreibt die Reitlehrerin, wenn sie zu ihrer Reitschülerin im Reitunterricht sagt: »du wurdest n bisschen UNSicher- und dann wurde ER unsicher auch« (vgl. Abschnitt 4.3).

Nachdem Katharina die Leine weiterhin kurz hält, nimmt ihr der Trainer die Leine ab. In dem Augenblick, als Nelly zögert und abstoppt, fordert er Katharina auf, die Leine wieder anzufassen und sagt: »du kannst ruhig MIT anfassen; damit du son GEfühl dafür bekommst- WANN GEHTS und wann gehts nisch;« (Zeile 17-19). Hier scheint offenbar ein – im weitesten Sinn – auch körperlich basiertes Empathisieren eine Rolle zu spielen. Ein spür- und fühlbarer Kontakt zum sich bewegendem Hund erfolgt nur vermittelt über die Leine, der aber – nach Ansicht des Trainers – dazu beiträgt, in diesem Augenblick ein Empathisieren mit Nelly zu ermöglichen, das deren inneren Zustand antizipiert: Katharina soll die Leine anfassen, *damit* sie ein »GEfühl« (Zeile 18) dafür bekommt, ob eine Annäherung an den anderen Hund problemlos möglich ist.

Als Nelly der direkten Begegnung mit Lucky ausweicht, empathisiert der Trainer im Sinne volitiver Empathie: Nelly »!WILL!« nicht (Zeile 16). Dies ist eine empathische Deutung des beobachtbaren schnellen Seite-Wechsels des Hundes. Die Halterin wird in dieser Situation dafür sensibilisiert, diesen inneren Zustand des Hundes zu erkennen. Aufgrund seiner empathischen Deutung des Hundes gibt der Trainer eine verallgemeinerte Anweisung, wie sich Katharina zukünftig verhalten soll: »und wenn sie nicht WILL- ZWING sie nicht;« (Zeile 28, 30).

5.2.3 Analyse 3: Krieg es doch

Im reiterlichen Diskurs wird in den *Richtlinien* gefordert, dass der*die Reiter*in allozentrisch empathisieren und die Perspektive des Pferdes einnehmen können sollte: »Erfahrene Reiter sind in der Lage, jede Situation *aus der Sicht des Pferdes* wahrzunehmen.« (Richtlinien Bd. 1, 15-16, Hervorh. H.R.) und dies wird durch das lehrende Empathisieren auch im Lehr-Lern-Diskurs angeregt. Analog zeigen in Hundetrainingsituationen Hundetrainer*innen den Halter*innen durch ihr lehrendes Empathisieren mit dem Hund sehr deutlich, wie der Hund ›seinen‹ Menschen erlebt und wollen die Fähigkeit zum allozentrischen Empathisieren bewusst schulen. Dies will ich im folgenden Beispiel exemplarisch vorführen.

Betrachtet wird die WDR-Sendung »Richtig spielen mit dem Hund«, in der Hundetrainer Mirko Tomasin (im Transkript T) in einer Sequenz zeigt, wie Menschen mit ihren Hunden spielen können. Er verortet zunächst das Spiel als wichtige Interaktion zwischen Mensch und Hund. Er führt aus: »weil das was wir BINDUNG nennen- oder beZIEHUNgsarbeit- das findet vor allem im SPIEL statt;« (ab Minute 0.11, weitere Angaben s. Transkript T8). Tomasin formuliert dabei als Aufgabe explizit die Gewinnung der Fähigkeit zum *allozentrischen Empathisieren* (vgl. Abschnitt 2) aus: »die größte Herausforderung für den MENschen is- sich das Spiel aus Sicht des HUNdes bewusst zu machen; (ab Minute 0.35, weitere Angaben s. Transkript T7).

In der nachfolgenden Filmsequenz wird genau dies an einem Spielversuch gezeigt. Die Hündin Gina (im Transkript G) hüpfte um ihren Halter Andreas (im Transkript A) herum, der sich gebeugt, mit nach vorne gestreckten Armen bewegt. Im Anschluss stehen sich Trainer und Hundehalter gegenüber und Tomasin kommentiert die gerade stattgefundenene Interaktion in einer Art Lehrgespräch für Andreas und die Zuschauer*innen.

T8: ich überleg mal grade

Titel: Richtig spielen mit dem Hund. WDR-Sendung;

Datum: 30.6.2016; Quelle: www.youtube.com/watch?v=lFde1rzop4;

letzter Abruf: 12.9.2020; ab Minute 1.14

01 T: ds sieht spielerisch AUS,

02 is aber EIgentlich nur rumgehops;

03 vieles von dem was ich GEsehen habe;

04 warn keine SPIELreaktionen des HUNdes,

05 A: hm

06 T: und das lag an EIner KLITZE kleinigkeit-

07 du hast ihr n ANgebot gemacht-

08 hast aber ihre ANtwort nicht abgewartet;

09 A: ehe;

09 T: du hast sie geFRAGT-
 10 solln wir miteinander SPIElen?
 11 A: ja.
 11 T: und sie hat geSAGT-
 12 MÖment (.) ich überLEG mal grade-
 13 und in dem Moment kamen deine HÄNnde schon;
 14 A: ah SO;

Hier empathisiert der Trainer mit Gina, um Andreas nachvollziehbar zu machen, wie Gina die Interaktion erlebt hat. Zunächst wird Andreas' körperliches Ausdrucksverhalten – aus der Sicht des Hundes – als *Spielangebot* gedeutet, der Trainer beschreibt Ginas Wahrnehmung und Deutung von Andreas' Ausdrucksverhalten im Sinne *kognitiven Empathisierens durch fiktionale Redewiedergabe* als »wollen wir miteinander spielen« (Zeile 10). Ginas anschließendes Verhalten wird dann, wiederum durch *Empathisieren im Sinne kognitiver Empathie*, als »ich überleg mal« (Zeile 12) gedeutet. Das Vorgehen mit den Händen und das lenkende Anfassen des Hundes durch Andreas (»und in dem Moment kamen deine HÄNnde schon;« Zeile 13) wird vom Trainer aus Sicht von Gina als vorschnelle, unerwünschte Aktion gedeutet; er empathisiert mit der Hündin im Sinne *volitiver Empathie*, indem er Gina die Absicht des Antwortens zuschreibt. In der konkreten Interaktion sensibilisiert der Trainer hier Andreas für die Hundeperspektive auf ihn selbst – die dem Hundehalter bisher völlig verschlossen schien.

Im Anschluss an dieser Sequenz betont Tomasin die Rolle der Ruhe im Spiel, um einen Spannungsbogen aufzubauen. Dies trainiert er mit Daniela (D im Transkript) und ihrem Hund Diego (H im Transkript). Der Hund läuft auf der Wiese mit einem Stock im Maul herum. Zu Beginn wird Daniela gezeigt, sie steht leicht gebeugt, in angespannter Körperhaltung und man sieht nur sie, wie sie einen langsamen Schritt vorwärts macht.

T9: KRIEG es doch
 Angaben s. Transkript 7, ab Minute 2.21

01 T: jetzt n !GANZ! kurzen angriff-
 02 !!JETZT!!;

03 D: [macht zwei schnelle Schritt auf Diego zu]
 04 H: [Diego läuft auf Daniela zu, wendet dann ab]

05 T: [das war SUPER,]
 06 D: [macht wieder zwei Schritte zurück]

- 07 T: [und jetzt wieder AUFlauern-]
 08 D: [steht wieder gebückt und angespannt]
- 09 D: macht einen Schritt nach vorne
 10 T: NO:CH langsamer;
 11 H: Diego läuft mit dem Stock im Maul auf D zu
 12 D: macht einen langsamen Schritt vorwärts
 13 H: Diego wendet ab und läuft weg
 14 T: JAwooll;
 15 und !JETZT! fängt der hund an und sacht-
 16 T: <<singender Tonfall <!KRIEG! es doch,>>
 17 <<singender Tonfall <!KRIEG! es doch,>>

Hier zeigt Tomasin Daniela ganz konkret, wie sie durch ihr körperliches Ausdrucksverhalten für den Hund als Spielpartnerin wahrnehmbar und erkennbar wird. Als der Hundetrainer durch empathisierendes Ausdrucksverstehen schließt, dass dies geglückt ist und Diego mit Daniel interagiert, verbalisiert er im Sinne des lehrenden Empathisierens den inneren, »spielbereiten« Zustand des Hundes für Daniela in Form einer fiktiven Redewiedergabe: Diego ruft ihr auffordernd zu: »!KRIEG! es doch« (Zeile 16, 17). Der singende Tonfall, in dem Tomasin Diego »sprechen« lässt, erinnert an die Art, wie Kinder beim Fangenspielen »Krieg mich doch« rufen und verdeutlicht dadurch auch prosodisch Diegos freudige Stimmung. An der Stelle der Interaktion, an der der Hund seine Spielfreude zum Ausdruck bringt und echte Interaktionsbereitschaft zeigt, macht Tomasin Daniela zielgenau (»!JETZT! fängt der hund an«, Zeile 15) durch das lehrende Empathisieren darauf aufmerksam und sensibilisiert sie dafür.

5.2.4 Analyse 4: Angst oder REspekt?

Im letzten Ausschnitt will ich zum Einen zeigen, dass Empathisieren mit dem Hund auch eine von Hundehalter*innen *initiativ* im Kontext der Lehr-/Lernsituation verwendete Verstehensmethode ist, und zum Anderen eine bisher noch nicht beschriebene Realisationsform des Empathisierens, die ich als »Gefühlsanalogie« bezeichne, vorstellen.

Die Hündin Ronka soll, ähnlich wie Nelly in der vorherigen Analyse, an den aggressionsfreien Kontakt mit anderen Hunden gewöhnt werden. Die Filmsequenz zeigt, wie die Halterin Britta (im Transkript B) auf Anweisung des Trainers Ohligschläger (im Transkript O) mit Ronka an der Leine durch ein Tor geht, das zu einem umzäunten Gelände mit mehreren anderen Hunden führt. Ronja geht dicht an den Zaun heran, hinter dem die anderen Hunde stehen, streckt die Nase zu den anderen Hunden und wedelt mit halb abgesenkter Rute. Danach dreht sie sich um und geht zu ihrer Halterin zurück, entfernt sich dann von ihr und schnüf-

felt während des im Folgenden transkribierten Ausschnitts rechts und links an der äußeren, dem Hundegehege abgewandten Seite herum. Die Halterin versucht erkennbar, den inneren Zustand von Ronja empathisch zu erkunden, ist dabei aber unsicher, sie wendet sich deshalb an den Trainer:

T10: Angst oder Respekt?

Titel: Hunde verstehen Folge 4, WDR-TV-Sendung

Quelle: www1.wdr.de/mediathek/video/sendungen/tiere-suchen-ein-zuhause/video-hunde-verstehen-106.html

Datum: 27.1.2020; letzter Abruf: 10.5.2020; ab Minute 25.27

01 B: oke hat die jetzt ANGST,
 02 (.) oder REspekt oder so?
 03 O: res!PEKT!,
 04 KEIne Angst;
 05 REspekt;
 06 kuck die kommt hier AN-
 07 du kommst auf ne PARTy;
 08 da SIND schon einige leute-
 09 die sind schon länger DA-
 10 und du SAgst;
 11 oKE;
 12 WART ich erst mal;

Der Trainer greift die empathischen Deutungsangebote der Halterin auf und beschreibt im Sinne emotional-affektiven Empathisierens den aktuellen inneren Zustand der Hündin mit den Ausdrücken »Respekt« und »keine Angst« (vor den anderen Hunden). Um Britta den inneren Zustand von Ronja emotional nachvollziehbar zu machen, ruft er – im Sinne einer Art ›Gefühlsanalogie‹ eine menschlichen Begegnungssituation und die damit verbundenen Gefühle im Rahmen einer zwanglosen Zusammenkunft (›Party‹) mit unbekanntem ›Artgenossen‹ auf. Im Gegensatz zur Beschreibung der inneren Zustände des Tieres wird hier also eine andere Praktik des lehrenden Empathisierens erkennbar, nämlich die (hier typisierende) Beschreibung des inneren Zustands eines *Menschen*. Dadurch, dass die menschliche Gefühlswelt der Halterin Ronja zugänglich ist, soll offenbar Mitempfinden mit der Hündin leichter möglich werden. Damit wird allerdings vorausgesetzt, dass sowohl die sozialen Situationen ›Treffen von einander unbekanntem Menschen‹ und ›Treffen von einander unbekanntem Hundem‹ als auch die dabei entstehenden Gefühle für Hund und Mensch hinreichend ähnlich sind. Hier handelt es sich im Grunde nicht mehr um allozentrisches, sondern um eine vom Trainer gezielt eingesetzte, spezielle Form von *egozentrischem Empathisieren*.

6. Fazit

Die hier erfolgte Erweiterung des Fokus' auf das lehrende Empathisieren in der Hund-Mensch-Interaktion erbrachte, dass sich Praktiken und Formen analog zu den bereits untersuchten Reitinteraktionen wiederfinden lassen. Bei Hunden ist auffällig, dass das Sprechen für den Hund aus Hundeperspektive in Form einer fiktionalen Redewiedergabe offenbar – zumindest in medial im Fernsehen oder Netz vermittelten und inszenierten Hundetrainingsituationen – eine häufige Form der lehrenden Praktik der Hunde-Experten darzustellen scheint. Zudem umfasst das lehrende Empathisieren bei den Hundetrainern auch eine direkte Schulung des empathisierenden Ausdrucksverstehens: Die verbale Darstellung und Fokussierung eines konkreten Ausdrucksverhaltens des Hundes wird direkt mit der empathischen Zuschreibung verknüpft (wenn z.B. eine bestimmte Vokalisation oder Ohrenstellung des Hundes als Ausdruck eines bestimmten inneren Zustandes empathisch gedeutet wird). Eine ebenfalls wiederkehrend zu beobachtende Praktik ist die verbale Darstellung der Wahrnehmung von Menschen aus Hundeperspektive, auch hier wählen Trainer die Form der verbalen Darstellung durch fiktionale Redewiedergabe. Werden, wie im letzten Analysebeispiel, als lehrende Praktik explizite Gefühlsanalogien der hundlichen und menschlichen Empfindungen hergestellt, verschwimmt auch die Grenze zwischen allozentrischem und egozentrischem Empathisieren.

Herauszuarbeiten, inwiefern das lehrende Empathisieren (oder spezifische Formen davon) in Pferd-Mensch und Hund-Mensch-Kontexten an bestimmte Kulturräume gebunden ist und wo sich solche Praktiken auch in historischer Perspektive aufzeigen lassen, bleibt eine spannende Aufgabe für zukünftige Untersuchungen.

Sicherlich ist es insgesamt ein schmaler Grat beim Empathisieren mit tierlichen Lebewesen zwischen unangemessener Anthropomorphisierung oder vorschneller Zuschreibung und ›echter‹, bestenfalls von Fachkenntnis und Erfahrung gekennzeichnete, explorativer Erkundung des tierlichen Interaktionspartners. Das Empathisieren ist aber generell kein sicherer Weg zum Gegenüber, sondern ein immer wieder neuer Versuch, die innere Welt des Anderen suchend – und irrend – zu erkunden. Insbesondere die Fähigkeit zum allozentrischen Empathisieren, die in besonderem Maß als Brückenpraktik geeignet erscheint, braucht Wissen über die Ausdrucksressourcen und Kommunikationsmodalitäten des tierlichen Gegenübers sowie Sensibilität für die multimodalen, artspezifischen tierlichen Formen des Ausdrucks, der Initiative und der Response (z.B. durch Körperhaltung, Raumverhalten, Ohrenspiel, Mimik). Es braucht ein Bewusstsein für die Relevanz des leiblichen Interaktionsgeschehens und eine Deutungsoffenheit, die Situation und Kontext berücksichtigt.

Interessanterweise ist andererseits jedoch sogar die Anwendung der ›Menschenperspektive‹ im Sinne eines egozentrischen Empathisierens bei der empathischen Deutung des tierlichen Anderen nicht zwangsläufig unangemessen: Das Pferd, das flehend seine Zähne zeigt, lacht nicht – der Hund, der dies tut, lächelt jedoch in bestimmten Situationen tatsächlich den Menschen freundlich an. Feddersen-Petersen sieht sogar die anthropomorphisierende Betrachtung als Grundlage für das Gefühl der Verbundenheit mit dem Tier an und spricht von einer möglichen »tiergerechten Form der Vermenschlichung« (2008: 67). Sie weist nachdrücklich darauf hin, dass »Anthropomorphismus sich nicht zu der einfachen und falschen Formel subsumieren lässt, dass Tiere sich wie Menschen verhalten, dass die bewusst anthropomorphe Betrachtung vielmehr zur Folge hat, Tieren Gefühle und kognitive Fähigkeiten zuzuerkennen« (Feddersen-Petersen 2008: 68).

Mit Pferden und Hunden (und anderen tierlichen Lebewesen) zu empathisieren (und dies zu verbalisieren), ist also nicht per se ein naives Unterfangen gefühlsseiliger Tierfans. Dies gilt umso mehr, als dass offenbar auch Tiere – ebenfalls mit ihren arteigenen Ressourcen – den Menschen empathisch erkunden können und dies Auswirkungen auf ihr Interaktionsverhalten in Mensch-Tier-Konstellationen hat. Lächeln wir also gemeinsam mit den Hunden über die human-tierliche Grenze hinweg, die sich zunehmend als hinterfragungswürdiges Konstrukt erweist.

Literatur

- Benz-Schwarzburg, Judith (2012): *Verwandte im Geiste – Fremde im Recht. Sozio-kognitive Fähigkeiten bei Tieren und ihre Relevanz für Tierethik und Tiererschutz*, Erlangen: Fischer.
- Brandt, Keri (2006): »Intelligent Bodies: Embodied Subjectivity Human-Horse Communication«, in: Dennis D. Waskul (Hg.), *Body – Embodiment: Symbolic Interaction and the Sociology of the Body*, Aldershot u.a.: Ashgate, S. 141-152.
- Breyer, Thimeo (2013a): *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*, München: Fink.
- (2013b): »Empathie und ihre Grenzen: Diskursive Vielfalt – phänomenale Einheit?«, in: Breyer, *Grenzen der Empathie*, S. 3-42.
- (2020): »Parameter und Reichweite der Empathie«, in: Jacob/Konerding/Liebert, *Sprache und Empathie*, S. 13-34.
- D'Aniello, B./Semin, G.R./Alterisio, A. et al. (2018): »Interspecies transmission of emotional information via chemosignals: from humans to dogs (*Canis lupus familiaris*)«, in: *Animal Cognition* 21, S. 67-78. <https://doi.org/10.1007/s10071-017-1139-x>.

- Deutsche Reiterliche Vereinigung (Hg.) (2015): Ausbildung für Fortgeschrittene. Richtlinien für Reiten und Fahren. Bd. 2. 13., unv. Aufl. von 2001, Warendorf: FNverlag.
- (Hg.) (2018): Grundausbildung für Reiter und Pferd. Richtlinien für Reiten und Fahren. Bd. 1. 31. Aufl., Warendorf: FNverlag.
- Feddersen-Petersen, Dorit U. (2008): Ausdrucksverhalten beim Hund: Mimik und Körpersprache, Kommunikation und Verständigung, Kosmos.
- Hermanns, Fritz (2007): »Empathie. Zu einem Grundbegriff der Hermeneutik«, in: Fritz Hermanns/Werner Holly (Hg.), Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens, Tübingen: Niemeyer, S. 127-172.
- Jacobs, Katharina/Konerding, Klaus-Peter/Liebert, Wolf-Andreas (Hg.) (2020): Sprache und Empathie. Beiträge zur Grundlegung eines linguistischen Forschungsprogramms, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Kupetz, Maxi (2014): »Mitfühlend sprechen: Zur Rolle der Prosodie in Empathie-darstellungen«, in: Dagmar Barth-Weingarten/Beatrice Szczepek Reed (Hg.), Prosodie und Phonetik in der Interaktion, Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung, S. 87-114. www.verlag-gespraechs-forschung.de/2014/pdf/prosodie.pdf.
- (2015): Empathie im Gespräch – eine interaktionslinguistische Perspektive, Tübingen: Stauffenburg.
- Liebert, Wolf-Andreas (2020): »Hermeneutik und Empathie«, in: Jacob/Konerding/Liebert, Sprache und Empathie, S. 107-140.
- Monsó, Susanna/Benz-Schwarzberg, Judith/Bremhorst, Annika (2018): »Animal Morality. What It Means and Why It Matters«, in: The Journal of Ethics 22, S. 283-310.
- Nagel, Thomas (2007): »Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?«, in: Peter Bieri (Hg.), Analytische Philosophie des Geistes, Weinheim u.a.: Beltz, S. 261-275.
- Proops, Leanne et al. (2018): »Animals Remember Previous Facial Expressions that Specific Humans Have Exhibited«, in: Current Biology 28, 1428-1432. doi.org/10.1016/j.cub.2018.03.035.
- Pfänder, Stefan/Gülich, Elisabeth (2013): »Zur interaktiven Konstruktion von Empathie im Gesprächsverlauf. Ein Beitrag aus Sicht der linguistischen Gesprächsforschung«, in: Breyer, Grenzen der Empathie, S. 433-458.
- Pfänder, Stefan/Herlinghaus, Hermann/Scheidt, Carl Eduard (in Zusammenarbeit mit Claas Lahmann) (2017): »Synchronisation in der Interaktion: Eine interdisziplinäre Annäherung an multimediale Resonanz«, in: Thiemo Breyer (Hg.), Resonanz – Rhythmus – Synchronisierung: Interaktionen in Alltag, Therapie und Kunst, Bielefeld: transcript, S. 65-84.
- Rettig, Heike (2020): »Praktiken des Empathisierens in Reitunterricht und Pferdeausbildung«, in: Katharina Jacob/Klaus-Peter Konerding/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), Sprache und Empathie, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 285-332.

- Ringhofer, Monamie/Yamamoto, Shinya (2017): »Domestic horses send signals to humans when they face with an unsolvable task«, in: *Animal Cognition Animal Cognition* 20, S. 397-405. DOI 10.1007/s10071-016-1056-4.
- ReiterRevue (2018): »Können wir Pferden die Angst nehmen?«, in: *ReiterRevue* 7, S. 12.
- Semin, Gün R. et al. (2019): »Inter- and Intra-Species Communication of Emotion: Chemosignals as the Neglected Medium«, in: *Animals*, 9, 887; doi: 10.3390/ani9110887.
- Sandford, Emily/Burt, Emma R./Meyers-Mano, Julia E. (2018): »Timmy's in the well: Empathy and prosocial helping in dogs«, in: *Learning & Behavior* 46, S. 374-386. <https://doi.org/10.3758/s13420-018-0332-3>.
- Selting, Margret et al. (2009): »Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)«, in: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353-402. www.gespraechsforschung-ozs.de.
- Steen, Pamela (2020): »Selektive Empathie mit Tieren«, in: Katharina Jacob/Klaus-Peter Konderding/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), *Sprache und Empathie*, Berlin/Boston: de Gruyter, S. 249-284.
- Wardeck-Mohr, Barbara (2016): *Die Körpersprache des Hundes. Wie Hunde uns ihre Welt erklären*, Nerdlen/Daun: Kynos.

Übergriffige Sprache

Die Dekonstruktion des animalischen Subjekts im interspezifischen Dialog

Anna K. E. Schneider

1. Einleitung

»Lass das. Das schmeckt doch nichts«, »Sowas machen wir aber nicht«, »Gib mal Pfötchen«, diese und viele andere Bemerkungen lassen sich im Alltag von Menschen und ihren nichtmenschlichen Mitbewohner*innen vernehmen. In vielen Fällen ist nicht ganz klar, ob das nichtmenschliche Tier¹ den Worten wirklich folgen kann oder noch darüber hinaus, ob es tatsächlich angesprochen oder als Kommunikationsmittel mit menschlichen Gegenübern genutzt wird. Erfolgreiche Kommunikation zwischen Mensch und Tier bleibt trotz kontinuierlicher Forschung ein Thema, das weiter Unklarheiten aufweist.

Tatsächlich wird die Frage nach Interspezieskommunikation jedoch viel zu oft an der gesprochenen Sprache und einer menschlichen Vorstellung von Kommunikation geprägt. Erfolg oder Misserfolg wird an den kognitiven Fähigkeiten der tierischen Dialogpartner*innen festgemacht. Sicherlich kommunizieren Tiere auf ihre Weise mit dem Menschen, aber kommuniziert der Mensch auch mit dem Tier? Soziale Konstruktionen und Rahmenvorstellungen von dem, was Kommunikation ausmacht, begrenzen möglicherweise die Vorstellungskraft, wie ein interspezifischer Austausch aussehen kann. Gleichzeitig muss man sich die Frage stellen, ob die Entscheidung, sich auf einen Dialog einzulassen, nicht zuletzt immer auf der menschlichen Seite liegt. Die Entscheidung, hinzuhören oder zu ignorieren, scheint ein Privileg, welches aufgrund der oftmals bestehenden Abhängigkeitssituation vorrangig dem Menschen zugutekommt. Ist in diesem Sinne eine symmetrische Mensch-Tier-Kommunikation überhaupt möglich oder muss sie zwangsweise von Asymmetrie gekennzeichnet sein? Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob die Mensch-Tier-Kommunikation tatsächlich immer ihrem beschriebenen

1 Im Folgenden wird zugunsten der Lesbarkeit auf die spezifische Beschreibung nichtmenschlich verzichtet. Ebenso wird oftmals der Terminus Mensch anstelle menschliches Tier genutzt.

Zweck, einer Kommunikation mit dem Tier, dient oder nicht vielmehr als Mittel zur Ansprache anderer Adressat*innen genutzt wird. Weiter wird die Frage erörtert, welche Rolle Sprache in der Konstruktion und Dekonstruktion der animalischen Gegenüber als Gesprächspartner*in einnimmt.

Diesen Fragen wird im Folgenden anhand verschiedener Fallbeispiele und eigener Datenerhebung nachgegangen. Beginnend mit einem kurzen Blick auf den aktuellen Forschungsstand zur tatsächlichen Kommunikationsfähigkeit von Tieren sollen die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für eine Interspezieskommunikation sowie verschiedene Fallbeispiele analysiert werden. Im Anschluss erfolgt eine Diskussion der Mensch-Tier-Kommunikation als alternatives Mittel zur Kommunikation des Menschen mit seinem sozialen Umfeld. Abschließend werden die verschiedenen Rollen des Tieres als (gleichgestellte*r) Dialogpartner*in oder (zweckorientierte) kommunikative Ressource in der Kommunikation mit der menschlichen Umwelt diskutiert.

2. Tierische Kommunikation

Die Frage nach tierischer Kommunikationsfähigkeit bleibt bestehen und wird immer wieder auch als Argument in Debatten darum, inwieweit Tiere moralisch zu berücksichtigen sind, herangezogen (vgl. Aaltola 2014: 194). Zurückzuführen ist dies auf den, wie Fischer (2019: 231) ihn bezeichnet, kontrastischen Vergleich als Grundlage des Mensch-Tier-Verhältnisses und die daraus resultierende Rechtfertigung der Sonderstellung des Menschen. Schon die Bezeichnung *Tier* selbst ist zum Gegenbegriff des Menschen geworden. Die Kategorie ›Tier‹ ist vom Menschen gebildet, der sich gezielt vom anderen Animalischen abheben möchte. Buschka und Roumba fassen zusammen, dass das Tier in diesem Zusammenhang oftmals als moralisch unterlegen abgewertet wird, um im Folgeschluss eine moralische Überlegenheit des Menschen zu vertreten (Buschka/Roumba 2013: 24f.).² Die Fähigkeit zur sprachlichen, gesprochenen Äußerung wird in direkten Kontext mit der Frage nach Geist gesetzt, die seit Beginn der anthropozentrischen Naturethik nach Descartes (vgl. Descartes 1960: 97) diskutiert wird. Ein Faktor, der von Kritiker*innen lange als Argument gegen tierischen Geist angeführt wurde, ist die Fähigkeit zur Sprache und Kommunikation sinngeprägter Nachrichten. Die grundsätzliche Sprachfähigkeit bzw. Fähigkeit zur Lautäußerung wird nicht angezweifelt. Tiere

2 Obwohl die strenge Differenzierung zwischen Mensch und Tier mittlerweile wissenschaftlich hinterfragt und angefochten ist, bleibt die philosophische Debatte um Mensch und Tier historisch durch den Einfluss der Aufklärung vorwiegend dichotom geprägt. Dieser Einfluss zeigt sich bis heute in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und sozialen Konstruktion des tierischen Anderen.

kommunizieren auf vielfältigste Art und Weise, welche von den Menschen zumeist unzureichend verstanden oder nicht einmal als solche erkannt wird (Schneider i.E.). Infolgedessen wird ihnen zwar eine momentgebundene Ausdrucksform zugesprochen, diese aber eindeutig von der fortgeschrittenen, menschlichen Sprachfähigkeit differenziert. Oftmals wird die fehlende Fähigkeit zur Vermittlung komplexerer Aussagen unterstellt und angenommen, dass Tieren allein eine rein instinktive Lautäußerung ohne vorhergehende Filterung – und damit ohne die Fähigkeit, gezielt Wissen zu vermitteln (vgl. Plessner 1961: 53) – möglich ist. Auf diese Weise können Informationen über das aktuelle Befinden etc. übermittelt, die Laute jedoch nicht darüber hinaus instrumentalisiert werden.

Die sprachlichen Ausdrucksfähigkeiten verschiedener Tierarten sind mittlerweile in vielen Studien thematisiert worden. Kognitive Etholog*innen führten bereits frühzeitig erste Experimente zu Sprache, Zeichensprache und den allgemeinen Kommunikationsmöglichkeiten von Tieren durch (vgl. Cavalieri 2002: 25). Dabei finden sich vielfach Beispiele, so z.B. bei der Betrachtung der Kommunikationsstrategien von Zugvögeln, welche eine generalisierende Limitierung des Verständigungslevels widerlegen. So migrieren Waldrappen in der klassischen V-Formation, bleiben dabei jedoch dynamisch und wechseln die Position an der Spitze regelmäßig (Portugal et al. 2014). Um die komplexen Änderungen der Flugkonstellation flexibel zu kommunizieren, müssen Kommunikationsstrategien genutzt werden können, die weit über die unterstellten simplen Mechanismen ohne Abstrahierungsleistung hinausgehen.

Weiterhin wird unter anderem von Helmuth Plessner die Fähigkeit des Menschen zur Selbstbeherrschung (vgl. Plessner 2002: 66f.) in der Kommunikation differenziert. Diese Fähigkeit ermöglicht ihm, instinktive Kommunikation zu unterdrücken oder nach eigenem Willen zu formen. Dabei bleibt kritisch zu betrachten, dass Tiere aufgrund des fehlenden sozialen Drucks weniger Beweggründe zur Selbstbeherrschung haben, kognitiv weiter entwickelte Tiere aber durchaus in der Lage sind, Instinkte zu unterdrücken oder Täuschungen vorzunehmen (vgl. Schneider i.E.). Auch die Situation des Spiels wurde als eigene Kommunikationsmöglichkeit erforscht. Der Aufbau einer Spielsequenz als Gegensatz zur Realität hat ein Mittel der Täuschung inne, da die Situation nicht ernst ist, und verkörpert damit die Imitation einer realen Situation ohne Konsequenz. Im Spiel täuscht zum Beispiel eines der interagierenden Tiere einen Scheinangriff an, welcher von der anderen Partei auch als solcher anerkannt wird. Um eine solche Täuschung durchführen zu können, muss dem Tier ein Verständnis von Realität sowie die Fähigkeit, diese von einer gestellten Situation zu unterscheiden, zugeschrieben werden (vgl. Cavalieri 2002: 27). Eine Unterstellung, welche z.B. 2017 in einer Studie von Heberlein, Manser und Turner zum Täuschungsverhalten von Hunden bestätigt wurde.

Auch der gezielte Ausdruck von Emotionen, wie sie z.B. beim Erleben von Trauer von Tieren gezeigt werden, geht weit über das hinaus, was von menschlicher

Seite gewöhnlich als Instinkt bezeichnet würde. Es gibt kein Überlebensziel in diesem Sinne. Lind erwähnt in diesem Zusammenhang das »body guarding«, ein Verhalten, bei dem Tiere die Leichname anderer Tiere eine Zeit lang bewachen, oder das stille, in Trauer verharrende Verhalten eines Falkenmännchens über den Verlust seiner Partnerin (vgl. Lind 2013: 237). Instinkt kann in diesen Situationen nicht die einzige Erklärung für gezeigtes Verhalten und Kommunikationsverhalten sein. Die Behauptung, dass die Fähigkeit zur symbolvermittelnden Kommunikation, also der Kommunikation in einem basierend auf einem geteilten Bedeutungsmuster, oder Metakommunikation allein dem Menschen vorbehalten sei, bleibt damit kritisch zu betrachten.

3. Kommunikation mit dem Tier

Die tatsächliche Ausdrucksfähigkeit und Fähigkeit zur sprachlichen Vermittlung von Tieren ist also vermutlich weit höher einzuschätzen als zum jetzigen Zeitpunkt in der Wissenschaft anerkannt ist. Dennoch bleibt dem Menschen gemäß der philosophischen Anthropologie (z.B. Schmitz 2010: 48) die Fähigkeit vorbehalten, aus einer ganzen Situation einzelne Sachverhalte herauszulösen und zu vernetzen. In der alltäglichen Interaktion besitzt allein der Mensch die Macht, das einzelne Tier aus dieser unterstellten Limitierung zu lösen und zum* zur Dialogpartner*in zu erheben. Dies beginnt oftmals mit der Namengebung, durch welche das Tier, wie von Frömming (2006: 23) festgehalten, erst individuell ansprechbar wird. Nach Buschka und Roumba unterbricht eben diese Namengebung die sprachlich geschaffene Abgrenzung des Menschen vom Tieren (vgl. Buschka/Roumba 2013) und die daraus folgende Objektivierung, und lässt Raum für Subjektivität.

Die interspezifische Kommunikation kann sowohl auf körpersprachlicher wie auch gesprochensprachlicher Ebene erfolgen. In beiden Fällen ist ein Interesse beider Parteien vorauszusetzen, sich in die Kommunikationssituation zu begeben. Die Interaktion erfolgt dann in einem neuen sozialen Rahmen, der für und in der Begegnung geschaffen wird. »Demgemäß zeichnet sich der soziale Raum bei der Begegnung von Mensch und Tier dadurch aus, dass sich beim Eintritt darin sowohl Mensch als auch Tier von ihren arteigenen sozialen Mustern entfernen. Beide Akteur*innen gestalten dann die Muster und Regeln ihrer Interaktion innerhalb der Begegnung im Miteinander« (Schneider i.E.). Dabei bezieht die Begegnung sich nur auf das individuelle animalische Gegenüber, welches aus seiner Art herausgelöst wird, um dann in der Wahrnehmung des Menschen die Grenze zwischen den Spezies überschreiten zu können (vgl. Frömming 2006: 23). Diese Grenzüberschreitung ist eine Fähigkeit, die besonders gezähmten Tieren zukommt (vgl. Erikson 2005: 9), die bereits durch ihre Domestizierung eine höhere Affinität zur Kommunikation mit dem Menschen anbieten.

Muster (2013) beantwortet die Frage, wann Tiere als Kommunikationspartner*innen beschrieben werden können, mit einer Unterstellung von kommunikativen Eigenschaften durch Menschen. Sie beschreibt Tiere auch im interspezifischen Dialog als kommunikative Ressource nach Bergmann (1988) und als soziale Adresse, indem das Tier durch sein ihm vom sozialen System zugeschriebene Funktion bestimmt wird (vgl. Luhmann 1994). Durch ihr Verhalten, welches als bedeutsam interpretiert wird, erhalten sie Anschlussfähigkeit im Dialog (vgl. Muster 2013: 165). Basierend auf Luhmanns Systemtheorie bestätigt sie als Grundlage für die erfolgreiche Kommunikation die Notwendigkeit, dass die Kommunikationsteilnehmer*innen sich überhaupt bewusst sind, dass mit ihnen kommuniziert wird (Muster 2013: 171).

Unterstellen wir einen bestehenden Kommunikationsprozess, in dem beide Partner*innen willens und wissend sind, dass ein Dialog eingegangen wird, stellt sich im nächsten Schritt die Frage nach der gewählten Ausdrucksart. In den meisten interspezifischen Interaktionen wird ebenso wie bei innerartlicher Kommunikation auf eine Mischung aus Lautäußerungen und Körperbewegungen zurückgegriffen. Wie weit der Mensch sich dabei auf die »Fremdsprache« des Tiers einlässt, ist oftmals gesellschaftlich geprägt. So beobachtet Westensee (2013) in ihrer Studie zu Erziehungsverhältnissen von Hunden in der Gegenwartsgesellschaft sich klar verändernde Trends in den Hundeerzehungsratgebern zum Kommunikationsverhalten mit dem Tier. Ihre Quellen sprechen von traditioneller Einbahnstraßen-Kommunikation, welche sich durch einen neuen Blick auf und Akzeptanz für die Andersartigkeit des Tieres angepasst hätte. Aus diesem Grund vermitteln neue Ratgeber vermehrt ein Bild von Hunden als Dialogpartner*innen, die ein Recht haben, in ihrer Andersartigkeit veranlagungsgemäß erzogen und verstanden zu werden (vgl. Westensee 2013). Auch Geschlechterunterschiede bei den menschlichen Bezugspersonen sind dabei zu berücksichtigen, wie Töpfer und Beeger-Naroska in einer Studie zu geschlechtsspezifischen Einstellungen gegenüber Haustieren feststellten. So sprechen Frauen mehr als Männer mit ihren Haustieren und unterstellen diesen ein tiefergehendes Sprachverständnis (Töpfer/Beeger-Naroska 2013: 212).

Im Zuge meiner qualitativen Forschung zu verschiedenen Bindungsformen und Interaktionsformen von Mensch-Hund im Raum Erlangen-Nürnberg 2016 wurden unter anderem halbstandardisierte Experteninterviews durchgeführt, welche im Anschluss mit der qualitativen Inhaltsanalyse nach Gläser und Laudel ausgewertet wurden. Im Hinblick auf das Experteninterview gilt der Experte per Definition als »jemand, der/die aufgrund langjähriger Erfahrung über bereichsspezifisches Wissen/Können verfügt« (Mieg/Näf 2005: 9). Als Expert*innen dienen Hundetrainer*innen, die sowohl objektive Einblicke sowie ihre Erfahrungen mit vielen verschiedenen Mensch-Hund-Teams einbringen. Die jahrelange Arbeit mit Menschen und Hunden ermöglicht ihnen darüber hinaus vergleichende Einbli-

cke. Besonders sticht hier auch die Fähigkeit zur fachlichen Interpretation des Verhaltens des Hundes heraus. Im Gegensatz zu den individuellen Halter*innen ermöglicht die fachliche Spezialisierung auf die Arbeit mit Hunden der Trainer*innen einen tieferen Einblick. Auf Basis der Interviewdaten konnte die Fähigkeit zur Kommunikation mit dem Tier als Grundlage einer erfolgreichen Mensch-Tier-Beziehung rekonstruiert werden. Dabei ergäben sich nach den Berichten der Expert*innen häufig auch Missverständnisse, welche hauptsächlich auf die Tendenz des Menschen zur lautsprachlichen Kommunikation zurückzuführen seien. Für das Verständnis des Tieres sei es jedoch besonders wichtig, über die intuitive gesprochene Kommunikation hinauszugehen und die Körpersprache des Hundes verstehen zu lernen. Selbst mit Erfahrungen in der Hundehaltung stelle dies jedoch für die Halter*innen mit jedem neuen Hund eine neue Herausforderung dar.

Also des ist schon so mit viel Missverständnissen gepaart, wenn der Mensch sich vor allem noch nicht mit der Körpersprache des Hundes beschäftigt hat. Ich hab so gemerkt, die Einstiegsleute wo halt kommen, diese Neueinsteiger, die wo noch nicht so viel gemacht haben, für die ist des sehr schwer, also für die ne komplette Fremdsprache eigentlich kann man so sagen und wenn sie dann mit den Körpersprachen und diese ganzen Situationen, wenn man sie erklärt kennen lernen, des wird einfach ein ganz anders interagieren mit dem Hund, also die sprechen machen alles ganz anders und es wird auch von Jahr zu Jahr anders. [...] man hat viel mehr Sprachgebrauch oder viel mehr Wörter, [...]. (Interviewtranskript Et: Z. 11-20)

In diesem Sinne entsteht eine gelungene Kommunikation zwischen Hund und Halter*in nach Beschreibung beider Expert*innen im Prozess über längere Zeit. Selbstverständlich wird dieser Prozess durch Vorwissen z.B. in Bezug auf Körpersprache erleichtert, diese kann jedoch nicht vorausgesetzt werden. Umgekehrt reagiert gemäß der Trainerin in Erlangen auch der Hund auf jeden Menschen individuell. Dies könne ein Problem für diejenigen Halter*innen darstellen, die Hunde oder einzelne Hunderassen in ihren Verhaltenserwartungen verallgemeinern. Eine andere Expertin merkte an, dass zudem Bindung einen wichtigen Faktor für eine erfolgreiche Interaktion darstelle. Diese führe zu einer hohen Kommunikationsbereitschaft bei den Hunden. Es fiele dann in die Verantwortung der Menschen, dieses Entgegenkommen zu nutzen. Hier entstünden allerdings auch oftmals Probleme, da diese Kontaktversuche oder Offenheit für Kommunikation der Hunde von menschlicher Seite nicht immer wahrgenommen werden.

[...] aber Bindung bedeutet für mich der Hund hat immer noch eine Antenne in Richtung seinem Besitzer. Kann alles außen rum interessant sein, aber letztendlich so seis jetzt, dass er mal kurz guckt, wo bewegt der sich oder äh einfach Kontaktaufnahme, das sind so ganz subtile Sache, das heißt net, dass der Hund immer

permanent bei ihm dran ist oder völlig aufmerksam ist. [...] aber es führt immer wieder dazu, dass der Hund Kontakt aufnimmt und ich finds dann schad, wenns heißt, da ist kei Beziehung. (Interviewtranskript E2: Z. 170-182)

Allerdings bedeutet eine Kontaktbereitschaft des Tieres keineswegs, dass diese auch als solche von menschlicher Seite wahrgenommen werde. Auch hier kommt es erneut zu Missverständnissen bzw. das menschliche Zuhören ist auf ihm bekannte Kommunikationsmodelle begrenzt, so dass subtile Reaktionen übersehen werden.

Auch im Bereich Mensch-Pferd wird traditionell ein ganzheitliches Kommunikationskonzept durch den Einsatz von Körperkontakt verfolgt. Aus diesem Grund wird der interspezifische Dialog um Methoden erweitert, die über das hinausgehen, was traditionell als Sprache verstanden wird. Maurstadt, Davis und Dean (2015) forschen zur gemeinsamen Identität von Pferd und Reiter*in und benennen dabei die Notwendigkeit für beide Parteien, die Sprache des anderen zu lernen. Nur durch Wiederholung und Training kann der Mensch lernen dem Pferd verständliche Signale zu geben, die verstanden und umgesetzt werden können. Sie beschreiben einen Lernprozess, der dann dazu führt, dass sich Mensch und Tier auf das *Gefühl* des anderen einlassen und dadurch erfolgreich kommunizieren können (vgl. Maurstadt/Davis/Dean 2015: 109). Schuurmann und Franklin (2015) bezeichnen das Ergebnis dieses Prozesses als verkörpertes Wissen, welches auf materiellen Praktiken und direkter Begegnung mit dem Tier basiert. Die befragten Studienteilnehmer*innen sprechen am Beispiel der Kommunikation im Dressursport vom Rhythmus, der verkörpert wird. »[...] embodying the rythm is a crucial emplaced activity [...] essential to mastering even the most elemental movements of the sport (vgl. ebd.: 110f.).

Kommunikation in der interspezifischen Begegnung geht damit weit über Wortsignale hinaus und umfasst, wie von Holmberg zusammengefasst, auch Affekt und den Sinnesapparat. »Actors will use their vision, hearing, touching, and smelling capacities in order to create meaning and record and understand what is going on« (Holmberg 2015: 12). Während diese Aspekte auch in der Mensch-Mensch-Kommunikation eine Rolle spielen, verschiebt sich deren Gewichtung von einem oftmals unbewussten, teils passiven Nutzen zu einer aktiven Herangehensweise. Kommunikation im Mensch-Tier-Bereich muss über traditionelle Ansätze hinausgehen und »embodied interactions« (Munday 2013: 220) als Basis für gegenseitiges Verständnis heranziehen. Lind spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die Perspektive nicht notwendigerweise verändert, aber geöffnet werden muss (Lind 2013: 227). Im Austausch mit Tieren muss von einem anthropozentrischen Verständnis von Kommunikation abgesehen werden, so dass Raum entsteht, sich auf das Andere einzulassen (vgl. Noske 1997: 144).

4. Kommunikation über das Tier

Auch in einer erfolgreichen Kommunikation mit dem Tier wechselt diese oftmals fließend zu einer Kommunikation *über*, *durch* oder *für* das Tier. Dieser Prozess beginnt bereits mit der zuvor genannten Ansprechbarkeit des Tieres durch die genannte Namengebung, durch welche ihm oftmals auch personelle, aber auch vom Menschen definierte Charakteristika zugeschrieben werden. Die Sprache wird dabei bereits zu einem Mittel der Objektifizierung oder Anthropomorphisierung. »Das Tier ist zum einen das dem Menschen verwandte und mit ihm vergleichbare Geschöpf«, so Habermann, »zum anderen aber auch das fremde und andere Wesen, das von allem Menschlichen abzugrenzen ist« (2015: 71). Dies trifft besonders auf den Bereich der emotionalen Zu- oder Abschreibung zu, in welcher die Subjektivität des Tieres entweder verleugnet oder gemäß menschlichen Erwartungen angepasst wird. Schon mit der Namenwahl und der darin oft beinhalteten Beschreibung des Tieres wird dieses neu nach menschlichen Maßstäben (vgl. Adams 2013: 21) kategorisiert. Dammel, Nübling und Schmuck arbeiten vier Namenskategorien heraus, in denen Tiernamen entweder aus bestehende Namen, Appellativen, Satz bzw. syntagmatische Namen oder Phantasienamen gebildet werden (vgl. 2015: 11). Die Tiernamensforschung hat hier auch einen deutlichen Zusammenhang mit der gefühlten Nähe oder Distanz des Menschen zum Tier belegt. Nübling fasst zusammen, dass Ähnlichkeit zum Menschen, Dauer der Beziehung und Art der Haltung einen nachweisbaren Einfluss haben. Exklusive und individuelle Namen seien dabei meist Haustieren vorbehalten (vgl. Nübling 2016: 35). Eine klare Objektifizierung findet sich im Gegensatz z.B. bei der Benennung von Mäusen im Labor basierend auf einer Nummerierung in Anlehnung an die Käfignummer (vgl. Nübling 2015).

Mit der Namenwahl wird dem Tier eine vorgeformte Stimme zugestanden und ihm oftmals vermenschlichende Eigenschaften zugesprochen, die nicht der Art entsprechen. Obwohl das Tier in der Folge im Dialog als Subjekt anerkannt wird, wird es im gleichen Prozess durch die objektive Charakterisierung dekonstruiert. Durch sprachliche Interpretation wird seine Identität situationsabhängig verändert und neu realisiert. In diesem Zusammenhang wechseln sich die Zu- und Absprache menschlicher oder arteigener Charakteristika nach Belieben der menschlichen Dialogpartner*innen ab. So kann ein Haustier fließend zwischen der Identität des gleichwertigen Gegenübers, oftmals als Familienmitglied bezeichnet, und der reinen Tieridentität durch sprachliche Bedeutungszuschreibung z.B. »Ist halt ein Hund.« wechseln. Dennoch bestätigt Cain in ihrer Studie zu Haustieren in Familien, dass 77 % der 896 Studienteilnehmer*innen in den Vereinigten Staaten annahm, dass das Haustier sie verstehen würde und 73 % zusätzlich bestätigten, dass das Tier auch mit ihnen kommunizieren würde (Cain 1985: 7).

Eine Balance zwischen der Anerkennung als Dialogpartner*in und der Kategorisierung gestaltet sich als schwierig, besonders da – vor allem im Bereich der Haustiere – oft eine Gleichsetzung von Tier und Kind erfolgt und dem Tier dadurch jegliche Mündigkeit abgesprochen wird. Anders als Kinder bleiben Tiere jedoch ihr Leben lang abhängig vom Menschen, so dass die Beziehung sich auf diesem Level nicht weiterentwickelt (vgl. Belk 1996: 133). Je stärker die Kategorisierung des Tieres in der Vorstellung des menschlichen Gegenübers verankert ist, umso unwahrscheinlicher wird es, dass dem Tier tatsächlich die Möglichkeit zum eigenen Ausdruck gegeben wird. Der Dialog wird nicht im Ausdruck des Tieres, aber im Zuhören der menschlichen Dialogpartner*innen gestört.

Die Kategorisierungen erscheinen dabei in Form von alltäglichen Beschreibungen wie süß, hässlich, sauber oder schmutzig (Adams 2013: 22), ebenso wie als übergreifende Klassifizierungen wie Haus- oder Nutztier. In einer Studie zu Streunern von Holmberg werden die Tiere von den Behörden als »the lost, the homeless and the feral« (Holmberg 2015: 53) klassifiziert. Mit der zugeschriebenen Kategorie ändern sich die Bedeutungen und Rechte der einzelnen Tiere. Haraway (2008) beschreibt, dass Tiere, welche als verloren (lost) eingestuft werden, aufgrund ihrer Assoziation mit früheren oder zukünftigen Halter*innen noch vom rechtlich geschützten Status von Haustieren profitieren. Herrenlose oder verwilderte Tiere hingegen würden diesen Schutz verlieren und in Folge als rechtslose »noncitizens« eingestuft. Sprachlich werden die Tiere immer wieder neu kategorisiert und eingestuft, sei es als noncitizen oder Kategorisierungen wie Nutz- oder Haustier. »Diese Natürlichkeit vorspiegelnden sprachlichen Zuschreibungen verleihen den entsprechenden Handlungspraxen scheinbar biologisch begründete Legitimation« (Buschka/Roumba 2013: 26). Die Gratwanderung zwischen Anthropomorphisierung und Objektifizierung ist im Bereich der Darstellung von Tieren in den Medien besonders deutlich. Hier erfolgt auf der einen Seite oftmals ein hohes Maß an Anthropomorphisierung. Dies kann besonders oft in den Unterhaltungsmedien wie in Büchern (z.B. Fabeln, Märchen, Kinderbüchern), (animierten) Filmen oder auch Computerspielen beobachtet werden, in denen Tiere zu handelnden Akteur*innen werden und sogar die Hauptrolle übernehmen können. Sie erhalten vorrangig die Fähigkeit zu sprechen, zu denken oder sie übernehmen handwerkliche Tätigkeiten gleich einem Menschen (vgl. Stephany 2009: 99). Gleichzeitig findet sich in anderen Kindergeschichten (z.B. Darstellungen von Farmtieren) bereits die, so Singer, systemische Manipulation wieder, in der Tiere in ihrer Rolle glücklich und objektifiziert dargestellt werden. Diese Objektifizierung wird häufig unkritisch und durch fehlende Begegnung mit der Realität (z.B. Massentierhaltung) ins Erwachsenenalter übernommen (Singer 2015: 310ff.).

Die Art der Kommunikation über Tiere prägt darüber hinaus die Denkweise, wie Menschen über Tiere denken und sie wahrnehmen (Milstein 2007: 1044). Die Veränderung der Tierpräsentation beeinflusst dabei nach Hancocks (2001) auch

die innere Haltung, mit welcher die Menschen diesen begegnen. In ihrer Studie zu Zootieren zeigt Milstein (2013) am Beispiel der Unterbringung von Gorillas, wie die Präsentation der Tiere die Kommunikation über diese beeinflusst. Es ist explizit der zugestandene Raum und dessen Gestaltung, welcher in die Kommunikation eingreift. So haben architektonische Änderungen wie die Gestaltung der Käfige mit Glaswänden anstelle von Gitterstäben einen großen Einfluss auf die Wahrnehmung der Tiere in diesem künstlichen Umfeld. Wo zu Zeiten der Käfighaltung noch unbedachter Provokationen und Nachahmungen die Tiere zu Reaktionen aufgefordert wurden, seien die Besucher*innen ruhiger und respektvoller geworden (Hancocks 2001: 134).

Darüber hinaus hätten nach Milstein (2013: 174) auch die Sprachwahl der Zooführungen einen großen Einfluss darauf, wie die Tiere als Subjekte, Objekte oder andere wahrgenommen würden. Sie nennt beispielhafte Beschreibungen und Kommentierungen des tierischen Verhaltens durch das Zoopersonal, welche sowohl fachlich und distanziert ausfallen, »Das Männchen ist aufgewacht und bewegt sich im Käfig«, aber auch anthropomorphe Vergleiche anstellen wie eine ältere Affendame mit Stock, welche als Großmutter bezeichnet wird. Die Tiere werden gleichzeitig als gleichwertige Subjekte und als Andere konstruiert und dekonstruiert. Auch andere Erklärungen der Zoomitarbeiter*innen zu auffälligen Verhaltensweisen der Tiere hinter dem Glas beschreiben nicht die Situation, sondern interpretieren sie in für das Publikum angenehme Weise. So wird die Option, dass ein an die Scheibe klopfendes Gorillajunges den Käfig verlassen wollen könnte, direkt verneint und dem Tier damit die eigene Stimme genommen (Milstein 2007: 178). Da das Tier gesellschaftlich weiterhin als stumm wahrgenommen wird, übernimmt der Mensch die interpretierende Rolle, was ihm gleichzeitig ermöglicht, das Verhalten des Tieres nach eigenem Wunsch auszulegen, ohne dass ihm widersprochen werden könnte.

In ihrem Buch »Speaking for Animals« verweist DeMello wiederholt auf die Problematik, wie Tieren überhaupt eine Stimme gegeben werden kann, wenn sich der Mensch als Übersetzer*in stets menschlicher Sprache bedienen muss (DeMello 2013: 25). Dies schafft ein kontinuierliches Paradoxon, welches in der Kommunikation mit dem Tier zur selbsterfüllenden Prophezeiung über das Tier wird. Das »seeing created by language« beschreibt Ricoeur als »seeing as« im Gegensatz zu »seeing this or that« (Ricoeur 1979 nach Adams 2013: 26). Das »seeing as« formt die Identität des Gegenübers und in der Sprache finden sich bereits unlösbare Verbindungen mit Meinungen und Wertungen. Nachdem das Tier einmal klassifiziert und kategorisiert ist, wird das Verhalten entsprechend »gehört« und ausgelegt, so dass aus dem Dialog schnell unbewusste Autokommunikation entsteht. Damit gerät das Tier erneut objekthaft und passiv in den Hintergrund.

Die genannte Autokommunikation im scheinbaren Dialog mit dem Tier, in welcher die bereits in Gedanken existierende Identität durch die Sprache rekonstruiert

iert wird, kann darüber hinaus eine weitere Rolle erfüllen und fällt in die Kategorie der Kommunikation durch das Tier. Sie ist ein Werkzeug in der Mensch-Mensch-Kommunikation (vgl. Adams 2013: 17) und bedient sich des Tiers als vorgeschobene soziale Adresse in Form eines*r Ansprechpartner*ins. Als schweigende*r Adressat*in, da von menschlicher entweder nicht gehört oder bewusst ignoriert, kann das Tier beliebig als Kommunikationsmittel herangezogen werden. Dies ermöglicht dem Menschen, das direkte Gespräch zu meiden und Informationen unabhängig in den Raum zu stellen. Beispiele wären Aussagen über das eigene Befinden, »Ich glaub, jetzt wird das Herrchen langsam müde« oder das Tier selbst, »Katzten mögen wir halt nicht, ne«. Der simulierte Dialog kann so zum einen als Erklärung für das eigene Verhalten herangezogen werden oder um eine Situation für Umstehende einzuordnen. Hundehalter*innen tendierten in meiner Beobachtungsstudie zum Beispiel oft zu einer indirekten Erklärung der Situation für die Umstehenden. Jault der Hund ungeduldig, wird beruhigend auf ihn angesprochen: ›Gleich geht's weiter‹ oder ›Herrchen kommt gleich wieder.‹ Dabei dient die Kommunikation oft ebenso der Rechtfertigung möglichen menschlichen Beobachter*innen der Situation gegenüber. Auch in Situationen, in denen sich Tiere dem Einfluss entziehen, wird oftmals weiter geschimpft oder nach ihnen gerufen, hauptsächlich um den Umstehenden das eigene Bewusstsein für die Situation zu kommunizieren. Die empirischen Daten hierzu sind jedoch unterschiedlich. So beschreibt Cain in ihrer Studie erhoben im Jahr 1977, dass Interviewteilnehmer*innen bestätigten, dass sie mit dem Tier statt direkt mit anderen Familienmitgliedern kommunizierten, im Wissen, dass diese zuhören (Cain 1983: 79). In ihrer weiterführenden Studie beschrieb jedoch keiner der Studienteilnehmenden eine solche Situation (Cain 1985: 9). In ihrer Studie speziell zu Hunden, fasst Tannen (2004), dass die Tiere besonders häufig herangezogen werden, um indirekte Beschwerden auszusprechen, sich zu entschuldigen, Lob auszusprechen oder eine Situation ins etwas Humorvolles zu verwandeln.

Auch die Interviews mit den Hundetrainer*innen bestätigen diese Beobachtungen. Eine Expertin bestätigte, dass in ihrer Erfahrung die meisten Halter*innen dazu tendierten, ihre eigenen Sprachgewohnheiten auf die Kommunikation mit dem Tier zu übertragen und diese flexibel als Gesprächsadressat*in heranzuziehen.

Is natürlich viel, wir Menschen würden halt gern den Hund immer tot quatschen, des ist natürlich viel rein da raus für den Hund, also wir reden da auch viel ja über einander hinweg, also was halt dann nicht wirklich gemeint ist und auch nicht wirklich ankommt. (Interviewtranskript E1: 8-9)

Wie die Expertin zusammenfasst, wird oftmals und im Wechsel auf die Hunde ein oder über die Hunde hinweggeredet. Dabei sei die Ansprache nur teilweise zielgerichtet und schwanke oftmals zwischen Monolog und Dialog, wobei bei zweiterem

der*die tatsächlich angesprochene Dialogpartner*in – bezieht man sich wieder auf Tannen (2004) – variieren kann.

Auch über den direkten sprachlichen Gebrauch als vorgeschobene Dialogpartner*innen hinaus werden besonders Haustiere als Kommunikationsmittel herangezogen und gehen dabei teils über die Rolle der kommunikativen Ressource hinaus. Das Tier kann gleichzeitig Thema der Kommunikation sowie aktiv teilnehmend sein. Dies führt Muster auf Situationen zurück, in denen in der Anwesenheit des Tieres in der dritten Person von diesem gesprochen und es gleichzeitig im nächsten Moment direkt angesprochen werden kann (Muster 2013: 188f.). Cajo (2016) kommt in ihrer Analyse von Gassigesprächen zu ähnlichen Schlüssen, in welchen die Gesprächspartner*innen teils Fragen an Halter*in richten und dann wieder direkt an den Hund stellt; es erfolgt eine Mehrfachadressierung. In diesem Kontext werden die Tiere »zur Initiierung einer Interaktion untereinander, zur Wahrung der lockeren Interaktionsmodalität, zum generell positiven face-work, zum Entschärfen von dispräferierten Handlungen, für den Aufbau (oberflächlicher) sozialer Beziehungen mit den Hunden und den anderen Hundehalter*innen sowie zur Aufrechterhaltung des Kommunikationsflusses« (Cajo 2016: 72f.) herangezogen.

5. Konklusion

Während eine Kommunikation zwischen Mensch und Tier zunehmend anerkannt ist, erfordert die tatsächliche Umsetzung oftmals ein Umdenken. Die Konstruktion der Mensch-Tier-Beziehung bleibt »never ›fixed‹, always in the becoming« (Schuurman/Franklin 2015: 40). Dies beginnt bereits mit einem Umdenken bezüglich des menschlichen Sprachverständnisses als solches, welches adaptiert und erweitert werden muss. Angelehnt an die Idee der Erlernung einer Fremdsprache ist eine beidseitige Bereitschaft, sich auf einen Lernprozess einzulassen, eine notwendige Voraussetzung. Sandilands fasst treffend zusammen, dass die Kommunikation mit dem Tier über die menschliche Sprache hinausgeht und deren Limitierungen erkannt werden müssen. »Human language about nonhuman nature can never be complete; only by acknowledging its limits is the space opened for otherworldly conversations« (Sandilands 1999 zitiert nach Armbruster 2010). Heddon (2017) unterstützt dies, indem sie betont, dass gerade das, was der Mensch glaubt über Kommunikation zu wissen, sich als Barriere für den interspezifischen Dialog erweist.

Es ist umso wichtiger, über diese vorgegebenen Erwartungen, dass sich die Kommunikation an menschlicher Gewohnheit orientiert, hinauszugehen und sich auf die Bedürfnisse alternativer Gesprächspartner*innen einzulassen. Dies beinhaltet sowohl einen stärkeren Fokus auf Kommunikationsformen über die gesprochene Sprache hinaus sowie eine Bereitschaft den Kommunikationsprozess konstant zu halten und nicht nach Belieben zu unterbrechen.

In den herangezogenen Fallstudien wurde gezeigt, dass die Kommunikation zwischen Mensch und Tier auf verschiedenen Ebenen verläuft und auf menschlicher Seite unterschiedliche Zwecke verfolgt. So kann das Ziel ein tatsächlicher Austausch mit dem tierischen Gegenüber sein, die Kommunikation kann jedoch ebenso als unbewusster Monolog zur Gedankenordnung ausgeführt oder als Kommunikationsmittel mit der sozialen Umwelt genutzt werden. Im letzten Beispiel variiert dabei der Bewusstseitsgrad beider Kommunikationspartner*innen über den*die direkten Adressat*in bzw. kann die Information auch frei an die Gesellschaft als solche adressiert in den Raum gestellt werden. Zu vermerken ist jedoch, dass in allen Fällen der Mensch die Entscheidung inne hat, ob tatsächlich eine Kommunikation mit dem Tier stattfindet oder ob diese zweckentfremdet wird. Der direkte Kommunikationsprozess wird dabei oft allein aus der menschlichen Perspektive betrachtet und neu formuliert. Dem Tier werden Worte in den Mund gelegt, sein Verhalten neu ausgelegt und es in die Rolle einer kommunikativen Ressource gedrängt, aus welcher es allein nicht entkommen kann. Durch die erfolgende Enteignung seiner eigenständigen Ausdrucksmöglichkeit wird das Tier auf eine passive Beobachterrolle im Dialog begrenzt. In diesem Moment wird der erlangte Subjektstatus erneut dekonstruiert und das Tier in die Objektrolle gedrängt (Heddon 2017: 204). Erschwerend kommt hinzu, dass der gesamte Kommunikationsprozess durch die Entscheidungsgewalt beim Menschen einem sprachlichen Machtgefälle unterliegt. Collins und Collins sprechen von einer Verantwortung zum aktiven Zuhören, welche jedoch gerade aufgrund des Paradoxons des Gehört-werden-müssens wiederum allein von anderen menschlichen Vertreter*innen überprüft werden kann (Collins/Collins 2017: 123). Damit verharret die interspezifische Interaktion weiter asymmetrisch und instabil, abhängig von den sozialen Rahmenbedingungen, und der Inhalt der Mensch-Tier-Kommunikation schwimmt mit der darüberstehenden Kommunikation Mensch-Gesellschaft.

Literatur

- Aaltola, Elisa (2014): »Other Animal Ethics« and the Demand for Difference«, in: *Environmental Values* 11, S. 193-209.
- Adams, Tony E. (2013): »Animals as Media. Speaking through/with Nonhuman Beings«, in: Plec, *Perspectives on human-animal communication*, S. 17-34.
- Armbruster, Karla (2020): »Into the Wild: Response, Respect, and the Human Control of Canine Sexuality and Reproduction«, in: *Journal of Advanced Composition* 30, S. 755-783.
- Bastian, Michelle et al. (Hg.) (2017): *Participatory research in more-than-human worlds* (Routledge studies in human geography), New York, London: Routledge.

- Belk, Russell W. (1996): »Metaphoric Relationships with Pets«, in: *Society and Animals* 4 (2), S. 121-145.
- Bergmann, Jörg R. (1988): »Haustiere als kommunikative Ressourcen«, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Kultur und Alltag (Sonderband 6 der Zeitschrift »Soziale Welt«)*, Göttingen: Schwarz, S. 299-312.
- Buschka, Sonja/Rouamba, Jasmine (2013): »Hirnloser Affe? Blöder Hund? ›Geist« als sozial konstruiertes Unterscheidungsmerkmal«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 23-56.
- Cain, Ann Ottney (1983): »A study of pets in the family system«, in: Aaron Honori Katcher/Alan M. Beck (Hg.), *New Perspectives on our life with companion animals*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Cain, Ann Ottney (1985): »Pets as family members«, in: *Marriage & Family Review* 8 (3/4), S. 5-10.
- Cajo, Sarah Torres (2016): »Mensch-Tier-Interaktion als soziale Praxis – Eine sprachanalytische Betrachtung von Adressierungsverhalten in Gassigesprächen«, in: Katja Arens/Sarah Torres Cajo (Hg.), *Sprache und soziale Ordnung. Studentische Beiträge zu sozialen Praktiken in der Interaktion*, Münster: Moosenstein und Vannerdat, S. 57-78.
- Cavaleri, Paola (2002): *Die Frage nach den Tieren. Für eine erweiterte Theorie der Menschenrechte (= Tierrechte – Menschenpflichten, Band 8)*, Frankfurt/Leipzig: Harald Fischer.
- Collins, Reiko Goto/Collins, Timothy Martin (2017): »Imagination and Empathy-Eden3: Plein Air«, in: Bastian et al., *Participatory research in more-than-human*, S. 107-126.
- Dammel, Antje/Nübling, Damaris/Schmuck, Miriam (2015): »Tiernamen – Zoonyme. Forschungserträge und Forschungsperspektiven zu einer wissenschaftlich vernachlässigten Namensklasse«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 50 (3-4), S. 1-36.
- DeMello, Margo (2013): *Speaking for animals. Animal autobiographical writing (Routledge advances in sociology)*, New York: Routledge.
- Descartes, René (1960): *Discours de la Méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Methode*. Würzburg: Meiner.
- Erikson, Phillippe (2005): »The social significance of pet-keeping among Amazonian Indians«, in: Anthony L. Podberscek/Elizabeth S. Paul/James A. Serpell (Hg.), *Companion Animals and Us. Exploring the Relationships between People and Pets*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 7-26.
- Fischer, Joachim (2019): »Philosophische Anthropologie im digitalen Zeitalter: Tier-/Mensch-, Maschine-/Mensch-, Mensch-/Mensch-Vergleich«, in: Johannes F. Burrow et al. (Hg.), *Mensch und Welt im Zeitalter der Digitalisierung. Perspektiven der Philosophischen Anthropologie Plessners*, Baden-Baden: Nomos. S. 231-260.

- Frömming, Heiko (2006): *Die Mensch-Tier-Beziehung. Theorie und Praxis tiergestützter Pädagogik*, Saarbrücken: VDM Verlag.
- Gläser, Jochen/Laudel, Grit (2010): *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Habermann, Mechthild (2015): «Du armes Schwein!» Vom sprachlichen Umgang mit dem Tier«, in: Stephanie Waldow (Hg.), *Von armen Schweinen und bunten Vögeln*. München: Wilhelm Fink, S. 71-94.
- Hancocks, David (2001): *A different nature. The paradoxical world of zoos and their uncertain future*, Berkeley: Univ. of California Press.
- Haraway, Donna J. (2008): *When Species meet*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Heberlein, Marianne T.E./Manser, Marta B./Turner, Dennis C. (2017): »Deceptive-like behaviour in dogs (*Canis familiaris*)«, in: *Animal Cognition* 20, S. 511-520.
- Heddon, Deirdre (2017): »Con-versing: Listening, speaking, turning«, in: Bastian et al., *Participatory research in more-than-human worlds*, S. 192-208.
- Holmberg, Tora (2015): *Urban Animals: Crowding in zoocities* (Routledge Human-Animal Studies Series), New York, London: Routledge.
- Lind, Stephen (2013): »Un-defining man: The case of the symbolic animal«, in: Plec, *Perspectives on human-animal communication*, S. 226-244.
- Luhmann, Niklas (1994): *Soziale Systeme – Grundriss einer allgemeinen Theorie*, 5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maurstad, Anita/Davis, Dona Lee/Dean, Sarah (2016): »What's underfoot. Emplacing identity in practice among horse-human pairs«, in: Nyman/Schuermann, *Affect, Space and Animals*, S. 107-119.
- Mieg, Harald A./Näf, Matthias (2005): *Experteninterviews. In den Umwelt- und Planungswissenschaften. Eine Einführung und Anleitung*. Zürich: ETH, Institut für Mensch-Umwelt-Systeme (HES).
- Milstein, Tema (2007): »Human communication's effects on relationships with animals«, in: Marc Bekoff (Hg.), *Encyclopedia of human-animal relationships: A global exploration of our connections with animals* 3, Westport, CT: Greenwood Publishing Group, S. 1044-1054.
- Milstein, Tema (2013): »Banging on the Divide. Cultural Reflectioin and Refractioin at the Zoo«, in: Plec, *Perspectives on human-animal communication*, S. 162-181.
- Munday, Pat (2013): »Thinking through ravens. Human hunters, wolf-birds and embodied communication«, in: Plec, *Perspectives on human-animal communication*, S. 207-225.
- Muster, Judith (2013): »Welchen kommunikativen Stellenwert haben Haustieren? Eine kommunikationssoziologische Betrachtung der Mensch-Tier-Beziehung«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 165-192.
- Nübling, Damaris (2015): »Zwischen Nummer und Name. Zur Benennung von Versuchstieren«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 50 (3-4), S. 49 - 515.

- Nübling, Damaris (2016): »Tiernamen spiegeln die Mensch-Tier-Beziehung. Namen als Ausdruck von Nähe und Individualisierung«, in: Sprachspiegel 72(2), Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache (SVDS), S. 34-44.
- Nyman, Jopi/Schuurmann Nora (Hg.) (2016): *Affect, Space and Animals* (Routledge Human-Animal Studies Series), New York, London: Routledge.
- Pfau-Effinger, Birgit/Buschka Sonja (Hg.) (2013): *Gesellschaft und Tiere. Soziologische Analysen zu einem ambivalenten Verhältnis*, Wiesbaden: Springer VS.
- Plec, Emily (Hg.) (2013): *Perspectives on human-animal communication. Internatural communication* (Routledge studies in rhetoric and communication, 12), New York/London: Routledge.
- Plessner, Helmuth/Fischer, Joachim (2002): *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik am sozialen Radikalismus. Gesammelte Schriften BdV*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Portugal, Steven J. et al. (2014): »Upwash exploitation and downwash avoidance by flap phasing in ibis formation flight«, in: *Nature* 505, S. 399-402.
- Schneider, Anna K. E. (im Erscheinen): »Der Leib, der Leiden schafft. Sprache, Leib und Ethik in der Transspezies-Kommunikation«, in: Bosch/Fischer/Gugutzer (Hg.), *Körper – Leib – Sozialität. Philosophische Anthropologie und Leibphänomenologie: Helmuth Plessner und Hermann Schmitz im Dialog*, Wiesbaden: Springer.
- Schuurman, Nora/Franklin, Alex (2016): »In pursuit of meaningful human–horse relations«, in: Nyman/Schuurmann, *Affect, Space and Animals*, S. 40-51.
- Schmitz, Hermann (2010): *Bewusstsein*, Freiburg i.Br.: Alber.
- Singer, Peter (2015): *Animal liberation. The definite classic of the animal movement*, New York: Open road media.
- Stephany, Martina (2009): »Der Mensch im Tier – Antropomorphisierung und Funktionalisierung von Tieren im Zeichentrickfilm«, in: Johann S. Ach/Martina Stephany (Hg.), *Die Frage nach dem Tier. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Mensch-Tier-Verhältnis* (Münsteraner Bioethik-Studien, 9), Berlin: LIT-Verl.
- Tannen, Deborah (2004): »Talking the Dog: Framing Pets as Interactional Resources in Family Discourse«, in: *Research on Language and Social Interaction* 37(4), S. 399-420.
- Tüpfer, Tom/Beeger-Naroska, Anne (2013): »Geschlecht als Prädiktor für Einstellungsunterschiede gegenüber eigenen Haustieren«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 193-217.
- Westensee, Maren (2013): »Die soziale Konstruktion des Erziehungsverhältnisses am Beispiel der Erziehung von Kindern und Hunden in der Gegenwartsgesellschaft«, in: Pfau-Effinger/Buschka, *Gesellschaft und Tiere*, S. 219-246.

Gefährte, Haustier oder Spielobjekt?

Analysen des Umgangs mit virtuellen Tieren an und ausgehend vom digitalen Spiel *THE LAST GUARDIAN*

Hiloko Kato

1. Einleitung

»All that philosophically suspect language is necessary to keep the humans alert to the fact that somebody is at home in the animals they work with. Just who is at home must permanently be in question. The recognition that one cannot know the other or the self, but must ask in respect for all of time who and what are emerging in relationship, is the key. That is so for all true lovers, of whatever species«
(Haraway 2003: 50)

Die Mensch-Tier-Kommunikation wird mit digitalen Spielen bzw. Games¹ insbesondere in jüngster Zeit um eine Thematik reicher: Tiere werden nicht mehr nur als Hintergrundstaffage eingesetzt, sondern stehen dem*der Spieler*in als Begleiter zur Seite. Es handelt sich dabei um Charaktere, die vom digitalen Spiel generiert und kontrolliert werden (so genannte *non-player character*, kurz NPC), und die aufgrund technologischer Entwicklungen immer realistischer wirken. Diese Tiere sind für das Spielgeschehen entweder narrativ unabdingbar, wie etwa Pferde in

1 Ich präferiere die Begriffe *digitales Spiel* und *Game*, da der geläufige Begriff *Computerspiele* zu eng auf einen Hardware-Typ geführt ist und das weite Spektrum – neben Spielen auf dem Computer gibt es solche auf Konsolen und Handys – nicht auf unmittelbare Weise nachvollziehbar macht. Die Unterscheidung zwischen *digital* und *virtuell*, insbesondere bei Tieren, erfolgt je nach Kontext: *Virtuell* wird in Opposition zu *analog* bzw. *real* verwendet, wenn also die Verortung im virtuellen Medium gemeint ist. *Digital* wird verwendet, wenn der Aspekt der Übertragung in die virtuelle Welt im Vordergrund steht und dies für die jeweilige Charakteristik der Rezeption ausschlaggebend ist. *Virtuell* meint somit den unmarkierten, *digital* den markierten Fall.

einem Western-Szenario, oder vertiefen gamemechanisch das Spielerleben, wenn z. B. Falken oder Eulen als Späher eingesetzt werden können. Tiere avancieren aber auch zu regelrechten Protagonisten, insbesondere weil Spieler*innen im Verlauf der Spielhandlung emotionale Bindungen zu ihren virtuellen Begleitern entwickeln. Ein Spiel, dessen Grundidee laut dem Spieldesigner auf solchen Beobachtungen basiert, ist *THE LAST GUARDIAN* (genDESIGN, 2016). Dieses Spiel nimmt, im Gegensatz zu der Mehrheit der digitalen Spiele, in denen Tiere repräsentiert sind, die Beziehung zwischen Mensch und Tier exklusiv in den Fokus des Geschehens und stellt diese auch inhaltlich-narrativ auf die Probe: Die Spielerfigur ist ein namenloser Junge – sein Gegenüber eine als menschenfressend bezeichnete mystische Kreatur.

Im vorliegenden Beitrag steht eine genauere Auseinandersetzung mit der Darstellung von virtuellen Tieren (Kapitel 2) ebenso im Zentrum wie eine detaillierte Analyse der Strategien von Interaktion zwischen dem*der Spieler*in und ihren virtuellen Begleitern (Kapitel 4). Das Datum der Analyse besteht aus YouTube-Videos von so genannten *Let's Playern*, die ihr Tun – das Durchspielen von digitalen Spielen – zu Unterhaltungszwecken kommentieren und nachvollziehbar machen (Kapitel 3). Trotz der grundlegenden Inszeniertheit, die YouTube-Videos allgemein auszeichnet, sind *Let's Plays* – was spezifische Fragestellungen angeht – hoch-informative Quellen. Dies liegt darin begründet, dass es das grundlegende Ziel dieser Spieler*innen ist, ihr Spielhandeln, wozu auch das Sichtbarmachen von Interaktion mit Spielcharakteren gehört, für ein Publikum nachvollziehbar zu machen. Im Fall von *THE LAST GUARDIAN* haben bereits erste Analysen die Vielfalt dieser Interaktions-Strategien gezeigt, die abhängig sind von dem momentanen Bindungsgrad des/r Spielers*in zu seinem tierischen Begleiter (vgl. Kato 2019). Dieser Beitrag fokussiert in einem noch stärkeren Maß darauf, auf welche Art und Weise dieses so prominent in Szene gesetzte Tier in seiner Daseinsberechtigung – als gleichwertiger Gefährte, folgsames Haustier oder steuerbares Spielobjekt – wahrgenommen wird. Damit werden klassisch-ethische Themen der Human-Animal-Studies ebenso in den Blick genommen wie die Frage danach, auf welche Weise ein emanzipierter Umgang mit Tieren auch in der Digitalisierung möglich ist.

2. Tiere in digitalen Spielen

Digitale Spiele haben sich in den letzten Jahren zu einem ernstzunehmenden Medium entwickelt und sind mittlerweile in zahlreichen Haushalten fester Bestandteil des Medienkonsums. Der*die typische »Gamer*in« ist nicht mehr der jugendliche Computernerd, sondern erwachsen: Mehr als 60 % der Spieler*innen sind zwi-

schen 21 und 50 Jahre alt.² Auch wirtschaftlich, institutionell und kulturell erfahren digitale Spiele in jüngster Zeit eine Aufwertung: Auf der *Gamescom*, der größten, in Köln stattfindenden Branchenmesse, bezeichnete sie Angela Merkel als »Kultur-gut« und »Innovationsmotor« (vgl. Die Bundesregierung 2017). Seit 2019 werden digitale Spiele auch durch das Literaturarchiv Marbach in seine Sammelbestände aufgenommen.

Die digitalen Spiele selbst haben sich in Form und Inhalt seit ihren Anfängen (TENNIS FOR TWO 1958) massiv weiterentwickelt. Es sind nicht mehr monochrome und abstrakte Flächen,³ sondern dreidimensional erfahrbare und grenzenlose Welten, die mindestens analog zu, wenn nicht sogar futuristischer als unsere reale Lebenswelt funktionieren.

Tiere spielen in diesen Lebens- bzw. Spielwelten eine wichtige Rolle, sind jedoch aus wissenschaftlicher Perspektive bisher vernachlässigt worden. Für die *Game Studies*, die sich als interdisziplinäre Fachrichtung mit digitalen Spielen auseinandersetzt, stehen immer noch menschliche Repräsentationen im Zentrum des Interesses: Sei es von *Avataren*, die den grafischen Stellvertreter des*der Gamer*in darstellen, von spielbaren Personen (den so genannten *playable characters*, kurz *PCs*), die eigenständige Charaktere in Spielnarrationen sind und nicht stellvertretend für den*die Spieler*in stehen, oder von anderen nicht-spielbaren Charakteren (*NPCs*), die zwar von der Software gesteuert werden, aber mit denen der*die Spieler*in interagieren kann.

Aufgrund der starken Prägung durch die *Animal Studies* sind jedoch Fragestellungen insbesondere bezüglich der Ethik im Umgang mit Tieren auch in der Fachdiskussion digitaler Spiele zu finden: Chittaro/Sioni (2012) analysieren Aspekte der Gewalt gegen Tiere in digitalen Spielen und kommen zum Schluss, dass Spezies-abhängige Unterschiede – gegen Insekten ist Gewalt zulässiger als gegen andere – existieren. Wilson (2015) versucht die besondere Spielmechanik des Aufbau-spiels *Castles of Burgundy* als ethisch korrekten Umgang mit Nutztieren zu deuten. Zwar handelt es sich hierbei um ein analoges Aufbau-Brettspiel, das aber die grundlegend marktwirtschaftliche Funktion, die Tiere üblicherweise innehaben, nicht bedient: Tiere werden hier nicht als Umtauschobjekte (für den Handel oder für die Erlangung anderer Ressourcen oder Technologien) verwendet, sondern nützen dem Spieler allein in ihrer Grundform. Fothergill/Flick (2016) andererseits stellen für Hühner in digitalen Spielen fest, dass sie in aller Regel als Ressource (Fleisch, Eier) fungieren und in gewissen Kontexten gewalttätigen Handlungen ausgesetzt

2 <https://www.statista.com/statistics/722259/world-gamers-by-age-and-gender/vom-09.08.2017>.

3 Bei TENNIS FOR TWO (William Higinbotham und Robert Dvorak, 1958) musste man sich – anders als dann bei PONG (Allan Alcorn, 1972), dem ersten kommerziell erfolgreichen Spiel – die Tennisschläger, die man bediente, noch selber dazu denken.

sind.⁴ Ebenfalls kritisch ist die Analyse von Hobin (2019), der ausgehend von Bergrs Aufsatz »Why Look at Animals?« (1980) einem Spezifikum der Tierdarstellungen in digitalen Spielen nachspürt: In elaborierten Spielen wie HORIZON ZERO DAWN (Guerilla Games, 2017) oder FAR CRY PRIMAL (Ubisoft, 2016) werden Momente geschaffen,⁵ die für den weiteren Spielverlauf entscheidend sind und die dadurch bedeutsam werden, dass sich Mensch (der*die Spieler*in und seine Spielercharaktere) und Tier (NPC) gegenseitig anblicken.⁶ Laut Berger ist dieser Blick zwischen Mensch und Tier im postindustriellen Zeitalter nicht mehr auffindbar, da es zu einer absoluten Marginalisierung des Tiers gekommen ist.⁷ Wenn in digitalen Spielen dieses gegenseitige Anblicken als besonderer Moment herausgestellt und symbolisch aufgeladen wird, so eröffnet es einen für die Mensch-Tier-Beziehungsthematik ideologisch weiterführbaren, ethisch-vertretbaren Möglichkeitshorizont. Hobin stellt aber mit Recht fest, dass dieser auch technologisch gesehen neuartige Moment des Blickaustausches zwischen Mensch und Tier letztendlich nur dem Zweck der Bezwungung oder Zähmung des Tieres oder der mystischen Aneignung seiner Fähigkeiten dient. Das in diesem Moment liegende Potential wird also nicht etwa dahingehend ausgeschöpft, ein gegenseitiges, *gleichwertiges* Wahrnehmen zu etablieren, sondern das Tier wiederum in die dem Spielerleben zudienende Rolle als zu bezwingenden Feind oder als zu zähmendes Werkzeug zu degradieren.

2.1 Kategorisierung von Tieren in digitalen Spielen

Die Vielseitigkeit der Darstellung von Tieren in digitalen Spielen ist bereits von Abend/Hawranke (2016) und von Jański (2016) kategorisiert worden. Der ethische Grundtenor ist bei beiden Vorschlägen derselbe: Kritik an der dominierenden Darstellung als Objekte von Gewalt und Ausbeutung. Während Abend/Hawranke nach

4 Diese gewalttätigen Handlungen erinnern an ehemalige grausame Traditionen wie dem *cock-throwing* (dt. *Hahnenschlag* oder *Hahnenköppen*), die heute noch in abgemildeter (geköpft wird ein bereits geschlachtetes Tier) oder zum Teil verschleierte Form (geschlagen wird z. B. ein Blumentopf) an Kirchenweihen praktiziert wird.

5 In den Analysen von THE LAST GUARDIAN werden solche Momente als *Schlüsselmomente* bezeichnet, s.u. Kap. 3.1.

6 Z.B. in FAR CRY PRIMAL: »When under attention from one of Oros's [Name der fiktiven Urzeitwelt] predators, the player can use bait to redirect its attention. They can then close in on, and make eye contact with the animal, which will then become docile towards Takkar [die Spielercharaktere] and his allies« (Hobin 2019: 76).

7 Berger stellt etwa die Ursprünglichkeit der Tiermetaphorik – »[a]nimals interceded between man and their origin because they were both like and unlike man« (Berger 1980: 6) – der räumlichen Ausgrenzung und Entwürdigung des Tieres im modernen Zoo gegenüber.

dem Schema *Antagonismus – Domestizierung – Kooperation* klassifizieren, systematisiert Jánski funktional (*enemies, tools, background, hero, companion*)⁸ und ontologisch (*actual representation, legendary, extrapolation, hybrid*).⁹

Dass die antagonistische Kategorie diejenige ist, bei der sich die beiden Ansätze überschneiden, spricht natürlich für sich: Tiere als Feinde werden in digitalen Spielen schon früh eingesetzt,¹⁰ sind über alle Genres hinweg anzutreffen und laut Jánski sogar diejenige Funktion »most commonly present in video games« (Jánski 2016: 91). In digitalen Spielen manifestiert sich Antagonismus prinzipiell in jeglicher Form – sei es als Menschen, Tiere, herunterfallenden Eiszapfen, allgemein in Form von architektonischen Hindernissen oder sogar abstrakt aufgefasst als ablaufende Zeit – und dient dazu, den*die Spieler*in vor zu meisternde Aufgaben zu stellen: Als primäre Gamemechanik liegt das Prinzip des Antagonismus im Kern der ludischen Sache.¹¹ Warum es aber gerade Tiere sein müssen, die diese antagonistische Position einnehmen, erklären Abend/Hawranke mit der *ornamentalen Funktion des Animalischen*, nach ihrer Meinung der Ausgangspunkt für Darstellungen von Tieren. Ob als Feinde, Freunde oder Unbeteiligte beleben Tiere die Spielwelt und tragen zu einer jeweils stimmigen Atmosphäre bei; aus dieser grundlegenden Perspektive haben laut Abend/Hawranke also *alle* Tiere in digitalen Spielen eine ornamentale Funktion inne.¹² Für eine angestrebte ethische Aufwertung von Tieren kommt es damit aber indirekt zu einem Problem: In welcher Funktion auch immer bleibt dem Tier als Ornament letztendlich eine intrinsische und unabhängige Daseinsberechtigung im digitalen Spiel verwehrt.

Auf offensichtliche Weise problematisch ist die Kategorie der *Domestizierung*, da sie mit einem ausbeuterischen Schema einhergeht: Tiere werden als Rohstoffliefe-

-
- 8 Dieser Begriff des *companion*, der in diesem spezifischen Zusammenhang in digitalen Spielen verwendet wird, kann nicht mit der (korrekten) Bezeichnung des Haustiers im Englischen (*companion* statt *pet*, vgl. Haraway 2003) gleichgesetzt werden.
- 9 In der ontologischen Kategorie werden Tiere nach ihrer tatsächlich existierenden Repräsentation (*actual representation*), nach ihrer Darstellung als durch Sagen und Mythen inspirierte Fabelwesen (*legendaries*), als genuine Neuerfindungen oder Weiterentwicklungen von bestehenden Tieren oder Fabelwesen (*extrapolations*), oder nach ihrer Darstellung als hybride Formen (*hybrids*) eingeordnet.
- 10 Es finden sich bereits insektenartige Aliens im Arcade-Spiel GALAXIAN (Namco, 1979). FROGGER (Sega, 1981) ist eines der ersten ikonischen Spiele mit einem Frosch als Protagonisten.
- 11 Zwar ist der antithetische Charakter für Spiele im Allgemeinen nicht notwendig; »[i]m antithetischen Spiel agonaler Art aber erreicht dies Element der Spannung, der ungewissen Aussicht auf Gelingen, der Unsicherheit«, die allgemeines Kennzeichen des digitalen Spiels ist, »den höchsten Grad« (Huizinga 1938/1987: 58).
- 12 In diesem Zusammenhang wird auch offensichtlich, dass digitale Spiele genuine Artefakte sind: Alles was im Spiel vorhanden ist, ist gemacht.

ranten oder Transportmittel nutzbar gemacht und verdinglicht.¹³ Von *Kooperation* als der dritten Kategorie zwischen Tier und Spieler*in sprechen Abend/Hawranke, sobald von einer »vergleichbaren Handlungsmacht innerhalb des Spielgeschehens« (Abend/Hawranke 2016: 140) ausgegangen werden kann. Dies ist für die Autoren insbesondere gegeben, wenn es für den*die Spieler*in möglich ist, *als* das Tier selbst zu handeln und nicht nur *mit* dem Tier als domestiziertem Gegenüber. Diese von der Akteur-Netzwerk-Theorie geprägte Auffassung von Spieler- bzw. Tier-*agency* ist aber für digitale Spiele und deren Rezeption nicht unproblematisch, da das Spielhandeln *als* Tier eine ganz andere Perspektive *auf* das Tier mit sich bringt und damit eine völlig unterschiedliche Form von *Kooperation* etabliert: Man spielt als menschliche Charaktere im Prinzip mit sich selber als tierische Spielcharaktere, situativ abwechselnd z.B. im von Abend/Hawranke besprochenen *Never Alone* (Upper One Games, 2014), einmal als Mädchen und dann als Fuchs. Fuchs und Mensch helfen sich zwar gegenseitig, aber nicht in dem Sinne, dass der*die Spieler*in mit einem eigenständigen Gegenüber kooperiert, sondern mit sich selbst in der Rolle des Tiers. Ob diese Aufspaltung in zwei Spielercharaktere tatsächlich ein echtes gegenseitiges Wahrnehmen und Verstehen erzeugt, bleibt also fraglich.

THE LAST GUARDIAN war zum Zeitpunkt des Erscheinens des Artikels von Abend/Hawranke noch nicht veröffentlicht. Wie die Analyse zeigen wird (s. Kapitel 3), bietet das Spiel wohl gerade jene Möglichkeit, mit einem unabhängig-eigenwilligen Tier *als Gegenüber* zu interagieren, wie es die Autoren als zusätzlichen Gegenstand ihrer Analysen zu den bisher existierenden Spielen benötigt hätten.

Jańskis eingängige Matrix ist in zweierlei Hinsicht besonders aufschlussreich: Zum einen bieten die funktionale und ontologische Kategorie im Zusammenspiel interessante Erkenntnisse hinsichtlich prototypischer Darstellungen und ethischer Dimensionen: Wenn etwa ein Tier als Held dargestellt wird, dann geschieht dies prototypischerweise in einer hybriden bzw. anthropomorphisierten Form.¹⁴ Tiere, die in ihrer tatsächlich existierenden Repräsentation dargestellt werden, sind, wie Jański analysiert, sehr häufig – und aus ethischer Sicht problematisch – in der Funktion von Feinden, Werkzeugen oder Hintergrundstaffagen zu finden. Zum anderen zeigt sich, dass Jańskis Kategorien, wie bei solchen Typologien üblich,

13 Man könnte in solchen Fällen von einer übermäßigen Instrumentalisierung sprechen, wie in der juristischen Fachsprache die Tatsache beschrieben wird, dass Lebewesen »in erster Linie oder bloß als Mittel zum Zweck gebraucht« werden (Petrus 2013: 45). In digitalen Spielen scheint die Hemmschwelle gerade wegen des Aspekts der Simulation in der Digitalität – problematischerweise – niedriger.

14 Wie etwa bei Sonic in SONIC THE HEDGEDOG (Naoto Ōshima, Yūji Naka, seit 1991), der ein aufrecht auf zwei Beinen rennender, sprechender, und auf diese Weise nicht mehr als solcher zu erkennender blau-weißer Igel ist, oder die Rasse der Khajiit, die man als Avatar wählen kann in THE ELDER SCROLLS V: SKYRIM (Bethesda Game Studios, 2011), die das Antlitz und die Instinkte einer Katze besitzt, aber ansonsten menschenähnlich auftritt.

als Destillate verstanden werden müssen, die in dieser Reinform bzw. Exklusivität in heutigen Spielen kaum mehr zu finden sind. Dies liegt nicht nur daran, dass es immer mehr zu hybriden Mischungen aus einzelnen Genres (vgl. Beil 2012), Spielmechaniken und Narrativen, oder – der Profilierung geschuldet – bewusst zu Brüchen mit vorgeformten Typen und Erwartungen kommt, um den Geschmack möglichst vieler potentieller Spieler*innen zu treffen. Auch die technischen Entwicklungen spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle: Tiere als Hintergrundstaffage (*background*), die noch vor kurzem als rechenintensiver Luxus galten, können in jüngster Zeit vermehrt zum Einsatz gebracht werden, bringen aber auch unwiderrufliche Konsequenzen mit sich: Spieler*innen erwarten nun mit Tieren bevölkerte und belebte Welten,¹⁵ die lebensechte Spielhandlungsmöglichkeiten bieten. Mehr noch: Tiere werden zum Gradmesser der Sinnhaftigkeit und Stimmigkeit der Spielwelt und sollten im besten Fall nunmehr je nach Interaktionswünschen des/der Spieler*in fließend zwischen den Kategorien Hintergrundstaffage, Werkzeug und Feind wechseln. Wenn nun etwa in der FAR CRY-Spielserie (vgl. Anmerkung 15) erlegte feindliche Tiere wie Warane oder Bären dem*der Spieler*in als Rohstofflieferanten dienen, womit nicht nur gehandelt, sondern auch eigenes Equipment verbessert werden kann, werden Tiere – nunmehr unabhängig davon ob sie Feind, Werkzeug oder Hintergrund sind – nicht nur zum namhaften Bestandteil eines strategischen Spielprinzips, sondern auch zu reinen Objekten in einer Belohnungsmechanik, wie sie auch in Jagdspiele wie THE HUNTER: CALL OF THE WILD (Expansive Worlds, 2017) oder dem LANDWIRTSCHAFTS-SIMULATOR (Giants Software, seit 2008) zu finden sind. Es sind also auch in digitalen Spielen Ausbeutungsmechanismen zu beobachten, die einem ethischen Umgang mit Tieren entgegenlaufen, wie auch Jański feststellt:

It appears that most games, similarly to other products of mass culture, fail to give due consideration to the virtual animal and in consequence reinforce the

15 Was man etwa bei der FAR CRY-Reihe (Ubisoft, 2004-2019) nachvollziehen kann: Die Spielreihe, die sich darauf spezialisiert hatte, ihre actionreiche Handlung statt in düsteren labyrinthartigen Räumen in exotischen Landschaften spielen zu lassen, brachte zunächst das Design und die Programmierung der Flora zur Meisterschaft, bevor sie sich immer stärker der lebensechten Darstellung der Fauna widmete. Auf YouTube sind scherzhafte Zusammenstellungen zu finden, die Tiere aus den FAR CRY Spielen in der Art von Tierdokumentationen präsentieren und mitunter ihre programmiertechnischen Unarten. Vgl. z.B. »Far Cry 4 – Tierdokumentation«, <https://www.youtube.com/watch?v=aq6AczRFQPA> vom 26.11.2014. Auch Abend und Hawranke ziehen die Spielreihe heran, um daran den Wandel von ornamentaler zur antagonistischen Funktion zu illustrieren: Im Lauf der Reihe entwickeln sich die zunächst noch passiven Tiere immer mehr zu aktiv handelnden Lebewesen, die unabhängig von ihrer Spezies ungewöhnlich häufig den*die Spieler*in attackieren und so auf ihr »Angriffsverhalten reduziert« werden (Abend/Hawranke 2016: 138).

general conceptions of animals as the untamed, hostile other or the objectified resource for human use. (Jański 2016: 98)

Einen außergewöhnlichen Fall stellt in dieser Hinsicht *WITCHER 3* (Bandai Namco, 2015) dar: In diesem Spiel wurde mittels einer nachträglich implementierten Gamemechanik der regelrechten Abschachtung von Kühen Einhalt geboten, deren Felle im spielinternen Handel lukrativ weiterverkauft werden konnten: Diese so genannte »Bovine Defense Force Initiative« lässt im Falle einer übermäßigen Tötung von Kühen eine mystische Kreatur erscheinen, die aufgrund ihrer automatischen Wiederbelebung prinzipiell unbezwingbar ist und der unethischen Spielhandlung der Spielenden – und ihnen selbst zumeist ebenso – ein Ende setzt.

2.2 Virtuelle tierische Gefährten

Die Diskussion über die Vielfalt der Darstellungs- wie auch Kategorisierungsmöglichkeiten zeigt bereits auf, wie schwierig eine emanzipierte Repräsentation von bzw. ein respektvoller Umgang mit Tieren trotz der prinzipiell unbeschränkten Möglichkeiten in digitalen Spielen zu bewerkstelligen ist. Die Kategorie des *Gefährten* scheint aufgrund ihres über einen längeren Spielverlauf dauernden Einsatzes und aufgrund des emotionalen Aspekts, der bei Jański betont wird, im hohen Maße prädestiniert, diese Art des ethisch korrekten Umgangs zu ermöglichen:

Companions assist the PC in the course of the gameplay and the game mechanics allow for some form of bonding interactions similar to that which people develop in relation to their pets. The connection between the digital characters also often involves an emotional response on the player's part. Companions are usually canines or mounts. (Ebd.: 92)

Dem Bindungsaspekt (*bonding*) – und den damit einhergehenden Emotionen – kommt insofern eine besondere Wichtigkeit zu,¹⁶ da die Funktion des Gefährten alleine nicht ausreicht, um den Fallstricken aus Unterordnung und Instrumentalisierung des Tiers (s.o.) zu entgehen und diese anthropozentrische Einstellung nicht unterschwellig und oftmals auch unbewusst weiter zu pflegen. Dies wird in Jańskis Nennung der prototypischen Repräsentationen von Gefährten offensichtlich: Es sind die üblichen Tiere – Hunde und Pferde –, die zwar von ihrer Domestizierungsgeschichte und ihrem Nutzen her gut in diese Rolle des Gefährten passen und stimmig für die Handlung oder das Gesamtzenario des Spiels sind, aber deshalb auch nur schlecht aus der instrumentalisierten Rolle herauskommen.

16 Dieser emotionale Aspekt führt auch dazu, dass das Tier – anders als in den allermeisten Fällen, in denen Tiere verdinglicht werden (vgl. Petrus 2013: 43; 45-46) – davor bewahrt wird, Schaden zu nehmen.

Kein Wilder Westen ohne Pferd wie in RED DEAD REDEMPTION 2 (Rockstar Studios, 2018), wo aber auch die Spielwelt so weitläufig ist, dass sie zu Fuß kaum zu bewältigten wäre (ähnlich auch in Open-World-Spielen wie THE LEGEND OF ZELDA: BREATH OF THE WILD [Nintendo, 2017] oder SHADOW OF THE COLOSSUS [Team Ico, 2001]). Hunde auf der anderen Seite werden oftmals solchen Spieler*innen an die Seite gestellt, die sich als Einzelkämpfer*innen in postapokalyptischen oder anderweitig feindlichen Lebensumständen durchschlagen müssen (z.B. FALLOUT 4 [Bethesda Game Studios, 2015] oder METAL GEAR SOLID 5: PHANTOM PAIN [Kojima Productions, 2015]).

Während diese tierischen Gefährten größtenteils bereits als solche in das Spielgeschehen eingeführt werden (z.B. Pferd Epona in LEGEND OF ZELDA: BREATH OF THE WILD), ist in jüngster Zeit die Domestizierung als Prozess zu einem beliebten Charakteristikum avanciert (z.B. von Wölfen oder Leoparden in FAR CRY PRIMAL [Ubisoft, 2016]): Wilde Tiere werden gezähmt und begleiten im weiteren Spielverlauf die Spielenden als tierische Gefährten. Als Spielhandlungsangebot ist dies so reizvoll, weil damit die Auseinandersetzung mit der Spielwelt auf einer zusätzlichen Ebene intensiviert werden kann: Es handelt sich um eine ganzheitlich involvierende Spielmechanik, die nicht mehr nur die Interaktion mit anderen Menschen (bzw. menschlichen NPCs) und mit der Umwelt (z.B. das Sammeln von Heilpflanzen) erlaubt, sondern auch mit Tieren (bzw. tierischen NPCs).

Ob aber nun von Beginn an als Gefährte an die Seite gestellt oder im Verlauf des Spiels zu einem solchen gezähmt, die Hauptproblematik liegt gerade im Aspekt der Domestizierung (s.o.): Das Tier wird in dieser Rolle unweigerlich zu einem nützlichen Mittel für anstehende Aufgaben degradiert, in Analogie etwa zu Pflanzen oder Werkzeugteilen, die gesammelt werden müssen. Je mehr man sammelt bzw. zähmt – im steinzeitlichen FAR CRY PRIMAL verkommt die Zähmung der wilden Tiere sogar zu einer regelrechten Trophäensammlung, die Säbelzähntiger und Mammuts beinhaltet –, desto einfacher wird es, für bestimmte Aufgaben die passende ›tierische Lösung‹ parat zu haben. Dieser Eindruck, Tiere als attraktive Waffenerweiterung zu instrumentalisieren, bestätigt sich insbesondere, wenn der*die Spieler*in aus der Perspektive von Vögeln auf Terrain, Feinde oder erlegbare Tiere blickt (als Eule in FAR CRY PRIMAL oder als Adler ASSASSIN'S CREED ORIGINS [Ubisoft Montreal, 2017]). Diese unrealistische Manier erinnert auch manche*n Spieler*in mehr an ferngesteuerte Waffensysteme als an Lebewesen: »Das ist sozusagen so wie ne Drohne in Call of Duty ein bisschen« (Sarazar 2019: 00:10:25).¹⁷

Wie diese Beobachtungen zeigen, nimmt auch das Tier als Gefährte eine, an die grundlegende Diskussion der Darstellung von Tieren anknüpfende, prekäre

17 Die Massierung an Hedging wie auch seine *smiley voice* widerspiegelt wohl auch stückweit die ethische Verunsicherung des Spielers.

Stellung im Verhältnis zwischen menschlichen Spieler*innen und tierischen Spielcharakteren ein. Als Gegenmaßnahme fungiert die Herstellung einer emotionalen Bindung zwischen Spieler*in und Gefährte und das Ausarbeiten von spezifischen gefühlsbetonten Momenten. Damit soll das Kippen von tierischem Gefährten zu offensichtlichem Werkzeug verhindert oder zumindest abgemildert werden. Dass dies jedoch nicht immer von Erfolg gekrönt ist, zeigen Spiele wie *FABLE 2* (Lionhead Studios, 2008) oder *FABLE: THE JOURNEY* (Lionhead Studios, 2012). Hier opfern sich die tierischen Gefährten am Ende für den*die Spieler*in, womit dieser emotionale, aber offensichtlich final motivierte tragische Höhepunkt einen zusätzlichen schalen Beigeschmack erhält: Die Tatsache, dass den Tieren dabei ein eigener Selbstaufopferungswille zugeschrieben wird, wirkt wie eine Verbrämung auf eine mögliche Emanzipation des Tiers im digitalen Spiel.

Eine subtilere Lösung wählt *RED DEAD REDEMPTION 2*: Um der Reputation als hochgradig realistisches Spiel, das die Lebensweise des Wilden Westens akkurat wiedergibt, gerecht zu werden, fungieren die Pferde nicht von Beginn an als folgsame Transportmittel, sondern der*die Spieler*in muss sich ihr Vertrauen durch gemeinsame Spielhandlungen (Reiten, Fütterung, Pflege, Zuwendung) »erarbeiten«. Damit wird die gleichnamige Fähigkeitskategorie (mit der Bezeichnung *Vertrauen*, eng. *bonding*) allmählich gesteigert, so dass nicht nur die eigene Reitfähigkeit verbessert wird, sondern das Pferd williger folgt und sogar für gewisse Reitmanöver vorteilhafte akrobatische Fertigkeiten erlernt. Es wird eine sich allmählich vertiefende Beziehung zwischen Mensch und Tier simuliert, wie sie auch in der Realität vorkommen könnte.

Hier zeigt sich nun aber ein bekanntes Phänomen in digitalen Spielen, dass nämlich Handlungsabläufe, die vom Spiel vorgegeben werden, zum Teil sehr geschickt von Spieler*innen umgangen werden oder Erlebnisangebote auf eigene Art und Weise gelöst – in diesem Fall regelrecht nivelliert – werden. Im Fall von *RED DEAD REDEMPTION 2* betrifft das diese relativ langsam zu erreichende, spielintensive Aufgabe, das Vertrauen des Pferdes zu gewinnen: Ein YouTube-Video zeigt, wie die Hebel des Controllers mit einem Gummiband so fixiert werden können, so dass sich das Pferd ohne Unterlass im engstmöglichen Kreis dreht und es zusätzlich endlos gestreichelt wird, um damit das Fähigkeitsmaximum in kürzester Zeit zu erreichen.¹⁸ Dieses Beispiel macht deutlich, dass jede noch so ausgeklügelte auf Mensch-Tier-Beziehung zielende Spielmechanik umgangen werden kann, wenn das Angebot des Spiels, sich auf eine Bindung mit dem Tier einzulassen, ausgeschlagen wird.

18 Vgl. »All Horse Moves (100 % Bond) in Red Dead Redemption 2 (RDR2): Unlock Level 4 Fast Bonding Tricks«, <https://www.youtube.com/watch?v=uEs8rMs-Q30> vom 20.01.2019.

2.3 The Last Guardian Mensch-Tier-Beziehung im Fokus

In allen bisher genannten Spielen ist die Beziehung zum Tier als Gefährten zwar ein herausgehobener, aber dennoch nicht exklusiver Teil des Spielerlebens. *THE LAST GUARDIAN* stellt in dieser Hinsicht einen bislang einzigartigen Versuch dar, die Beziehung zwischen menschlichen Spielenden und digital generierten Tieren zu thematisieren. Dabei besitzt *THE LAST GUARDIAN* eine interessante Entstehungsgeschichte, deren Ursprung im Vorgängerspiel *SHADOW OF THE COLOSSUS* zu finden ist: Darin muss der*die Spieler*in in einer immensen Landschaft als einsamer Held 16 Kolosse bezwingen, um auf magische Weise ein totes Mädchen wieder zum Leben zu erwecken. Hier besitzt das Tier – ein Pferd namens *Agro* – im Sinne des Spiels eine der Handlung untergeordnete, rein funktionale Rolle, nämlich den*die Spieler*in zu den in der weiten Landschaft verstreuten Kolossen zu bringen. Was die Spieler*innen dann jedoch aus dieser klaren Rollenverteilung heraus unternahm, überraschte den Game Designer Fumito Ueda:¹⁹

For me it was the main relationship between Wander [die Spielerfigur, HK] and the girl, but after the release, I read a lot of feedback from players who were touched by the game, and *they said that the relationship between Wander and the horse was the most important and appealing* – we got sense that this was what most people felt. I thought OK, if that's the case, there are a lot of mechanics from that relationship that we could heighten and expand on. That's where *THE LAST GUARDIAN* came from. (Stuart 2016, Hervorhebung HK)

In *THE LAST GUARDIAN* setzen Ueda und sein Team also exklusiv auf die Thematik um Vertrauen, Zusammenarbeit und Freundschaft zwischen Mensch und Tier, wobei sie das Verhältnis mit Gegensätzen, die aus dem Vollen schöpfen, auf die Probe stellen: Der*die Spieler*in ist ein namenloser (!) Junge, der in einer Höhle neben einer riesenhaften, greif- bzw. katzenartigen Kreatur – einer NPC, also vom Spiel gesteuert – erwacht. Schnell wird klar, dass sie sich zusammentun müssen, um die ruinhafte Gegend zu erkunden und Hindernisse aller Art zu überwinden. Während sie so den Ausweg aus den labyrinthartigen Ruinen zu finden versuchen, enthüllt sich allmählich ihre rätselhafte Vergangenheit.²⁰ Das Verhältnis zwischen

19 Was Ueda in seiner Beschreibung etwas unterschlägt, ist die Tatsache, dass er und sein Team den emotionalen Aspekt bereits bei *Agro* äußerst strapaziert haben: Ähnlich wie bei *FABLE: THE JOURNEY* und *FABLE 2* opfert sich *Agro*, um den Helden bzw. den*die Spieler*in über eine einstürzende Brücke zu retten, um dann aber – in einer doppelten bzw. dreifachen Gefühlsachterbahn nach dem unvermeidbaren Tod des Helden – am Ende des Spiels lahmend zu dem wiedererweckten Mädchen zurückzukehren.

20 In dem Sinne zeichnet sich das digitale Tier dadurch aus, dass es »ein Individuum mit einer Biografie ist und damit ein Wesen, für das es einen Unterschied macht, ob sein Wohlergehen

Mensch und Tier steht jedoch unter unsicheren Vorzeichen, denn die Kreatur namens Trico wird bereits zu Beginn als menschenfressend eingeführt. Diese Unsicherheit spiegelt auch in einem gewissen Sinne die Situation des*der Spieler*in wider, der*die sich einem vollständig durch die Spielprogrammierung gesteuerten Wesen gegenüber sieht. Das ›Verhalten‹ des Tiers ist also aufgrund seiner digitalen Gemachtheit nicht wirklich nachvollziehbar. Dies gilt umso mehr, da ein besonderes Augenmerk auf seine Darstellung gelegt wurde: Trotz der vordergründigen Beziehung zum Jungen bzw. zum Spieler sollte Trico stets einen eigenständigen Willen (mit Hilfe programmierter Künstlicher Intelligenz, KI) behalten und so zu keinem Zeitpunkt zu einem vollständig folgsamen bzw. kontrollierbaren Haustier werden, wie Gamedesigner Ueda betont: »[...] if you can fully control a character, what's the point? It becomes a pet« (Stuart 2016). Damit wird also narrativ wie programmiertechnisch auf die Problematik domestizierter Tiere (s.o. Kap. 2.1) eingegangen und der Gegensatz zwischen Haustier und ›emanzipiertem‹ Tier eröffnet.

Diese auch technisch herausfordernde Auseinandersetzung hatte jedoch ihren Preis: Der Entwicklungsprozess des Spiels, dessen KI-Programmierung den letzten Stand der Technik repräsentiert,²¹ nahm sehr viel Zeit in Anspruch:²² Vom ersten Trailer, der 2009 an der E3, der bedeutendsten Messe für digitale Spiele, präsentiert wurde und der in der Spielergemeinschaft regelrechte Begeisterungstürme auslöste, vergingen 7 Jahre bis zum eigentlichen Erscheinen, so dass THE LAST GUARDIAN zum meist-erwarteten Spiel der 2010er avancierte und mit dementsprechender Euphorie von zahlreichen Berufsspieler*innen bzw. Let's Player*innen (s.u. Kap. 3) bereits am Tag des Erscheinens angespielt wurde. Die YouTube-Videos trugen Titel wie »THE LONG WAIT IS FINALLY OVER!« (Pewdiepie), »I've WAITED SO LONG FOR THIS!!!« (Jacksepticeye) oder wie »Big exhale. Big nervous.« (Best Friends Play).

Wie in der Diskussion um die Darstellung von Tieren in digitalen Spielen zu Tage getreten ist (s.o. Kap. 2), ist es eine Sache, welche Angebote ein digitales Spiel bereithält, um etwa das Verhältnis zwischen Spieler*in und Tier auszuloten. Eine andere Sache ist es jedoch, dass die Spieler*innen in der aktuellen Spielhandlung trotz der regelhaften Vorgabe durch das Spiel selbst bestimmen, wie

gefördert oder aber beeinträchtigt wird«; dieses Charakteristikum der *Individualität* gehört laut Petrus neben den Merkmalen *Eigenwert*, *Autonomie* und *Integrität* zu dem, was »ein Wesen mit einem Wohlergehen« ausmacht (Petrus 2013: 48).

21 Die Beiträge der Game Studies zu dieser Thematik befassen sich bislang primär mit den Implikationen der KI-Programmierung menschlicher Charaktere (vgl. z.B. Ouellette/Conway 2019).

22 Zudem kam es 2014 zu einer Veränderung in der Gamekonsolen-Landschaft, womit die gesamte Programmierung an die technischen Anforderungen der neuen Playstation 4 angepasst werden mussten, was ebenfalls zu einer massiven Verzögerung führte.

stark sie auf diese Angebote eingehen wollen und auf welche Weise sie das Tier-Mensch-Verhältnis zu gestalten bereit sind. Statt also nur auf die narrativen Inhalte und gamemechanischen Vorkehrungen des Spiels einzugehen, sollen im Folgenden echte Spiel(er)aktionen analysiert werden. Dazu werden zunächst die Datengrundlage und die Methode der Analyse vorgestellt.

3. Datengrundlage und methodische Grundlage der Analysen

Die Datengrundlage für die folgende Analyse ist ein spezielles Video-Genre namens *Let's Play*, das sich in den letzten 10 Jahren zu einem veritablen YouTube-Phänomen entwickelt hat.²³ Es handelt sich dabei um ein kommentiertes Nachvollziehbar-machen von digitalem Spiel, in dem Spieler*innen – so genannte *Let's Player* – den Bildschirm mittels einer Screencast-Software aufzeichnen und ihre Kommentare dazu aufnehmen.²⁴ Zusätzlich filmen manche Spieler*innen sich selber mit einer externen Kamera und platzieren dieses als *Facecam* bezeichnete Aufnahmeformat von sich in den Bildschirminhalt (s. Abb. 1). Damit wird nicht nur die Spielhandlung ersichtlich, sondern gleichzeitig Mimik, Gestik sowie interaktive Reaktionen und Adressierungen der Spieler*innen an das Publikum (Blick in die Kamera). Ob mit oder ohne *Facecam* – *Let's Plays* sind immer Inszenierungen von Spiel, bei der es sich zwar um unidirektionale, aber gleichzeitig auf ein Publikum ausgerichtete Kommunikation handelt. Je nach individuellem Schwerpunkt des*der Spielers*in kann der Grad dieser Inszeniertheit unterschiedlich sein, indem etwa aufgenommenes Material im Nachhinein noch zusätzlich editiert wird (es werden z.B. Passagen gekürzt, mit Spezialeffekten versehen oder anders vertont).

Auch der Zweck der *Let's Plays* variiert stark nach den Vorlieben und Stärken der jeweiligen *Let's Player*. Man kann jedoch drei grundlegende Funktionen feststellen, die ein Veteran der Szene, Woolie Madden von dem *Let's Player*-Trio *Best Friends Play* in einem Interview plakativ zusammenfasst: »The videos have to be informative, entertaining or reactionary. ›If you're all three, that's fantastic« (Park 2019).²⁵ Der dritte Aspekt des primitiven Verhaltens wird selten genannt, ist aber in manchen *Let's Plays* besonders auffällig: Es werden viel und gerne Kraftwörter benutzt, geflucht und auch vor anderweitig vulgärer Sprache nicht zurückgeschreckt.

23 Zur Geschichte und Entstehung des Genres *Let's Play* vgl. Ackermann (2017).

24 Nur bei einer Minderheit von *Let's Plays* wird auf das Kommentieren verzichtet und die Spielhandlung ähnlich einer filmischen Inszenierung präsentiert.

25 Mit diesem dreifachen Aspekt unterscheiden sich *Let's Plays* zu anderen Formaten wie Walkthroughs, in denen die Spielhandlung mit dem Ziel vorgeführt wird, Lösungsvorschläge zu vermitteln, oder Speedruns, die das meisterhafte Durchspielen auf Zeit vorführen. *Let's Player* bezeichnet man auch als Werbevideoproduzent*innen.

Abb. 1: *Let's Play* des YouTubers Jacksepticeye

Einst ein Nischenformat für spielbegeisterte Connaisseurs, ist die Tätigkeit, Spieler*innen beim ›Gamen‹ zuzuschauen immens populär geworden. Der YouTube-Kanal mit den meisten Abonnent*innen war lange Zeit (seit 2014, 2019 von einem Kanal überholt, der Bollywood-Musik thematisiert), derjenige des Schweden Pewdiepie (aktuell auf dem dritten Rang mit 110 Millionen Abonnent*innen), der mit Let's Plays von Horror-Games begann und dank seiner Popularität und den damit einhergehenden Werbeeinnahmen mittlerweile ein Millionen-Einkommen erzielt.²⁶

Erfolgreiche Let's Player*innen sind versierte Spieler*innen, die es verstehen, während des Spiels ihre Handlungen auf flüssige und zügige Art und Weise nachvollziehbar zu machen. Es handelt sich um eine regelrechte Moderation, die als ungescriptete »ad-hoc-Reaktion auf das emergente Spielgeschehen« erfolgt und aufgrund formaler Merkmale – »viele Abbrüche, Ausrufe [...], kurze Sätze, Wiederholungen und alleinstehende Bewertungen« (Marx/Schmidt 2019: 325; 324) – spontan wirkt. In ihrer ethnomethodologisch-konversationsanalytisch (kurz EM-CA) und multimodal-interaktionsanalytisch geprägten Analyse zu den grundlegenden Merkmalen von Let's Plays führen Marx/Schmidt weiter aus, wie sich diese von herkömmlich bekannten Formen des handlungsbegleitenden Sprechens und vom alltäglichen Spielen von digitalen Spielen unterscheiden, um davon ausgehend die

26 Zu der mittlerweile erstarkten Konkurrenz des auf live-Streaming spezialisierten Videokanals Twitch, über den mittlerweile auch viele Let's Player streamen, vgl. <https://www.ingame.de/news/lets-plays-twitch-mittlerweile-beliebter-youtube-12798302.html> vom 13.08.2019.

Besonderheiten dingfest zu machen: Let's Plays sind anschauenswerte Darbietungen (*watchables*), die sich dadurch auszeichnen, dass nicht nur die Spielhandlung des Let's Players sichtbar nachvollziehbar ist, sondern gleichzeitig auch sprachlich nachvollziehbar gemacht wird. Durch diese zweifache Nachvollziehbarkeit von Spiel- und Sprachhandeln entsteht ein »reflexiv aufeinander bezogenes Gesamtgeschehen« (ebd.: 321). Die Frage, welcher Teil des Spielgeschehens auf welche Weise sprachlich nachvollziehbar gemacht wird, beantworten Marx/Schmidt dahingehend, dass es sich um ein aktives Vorführen von Spiel ist, also nicht ein einfaches *playing*, sondern – der ethnomethodologischen Tradition folgend – ein *showing playing*.²⁷ Eine herausragende Rolle kommt damit der Vermittlung der eigenen Wahrnehmung (»Wahrnehmung wahrnehmbar machen«, ebd.: 335) zu.²⁸ Dazu greifen Let's Player auf ganz spezifische Mittel zurück: Erkundungsankündigungen (mit Hilfe von Deiktika als Suchanweisung), *response cries* im Sinne Goffmans (als aufmerksamkeiterregendes Element mit unterschiedlichen Typen innerhalb des Teilnehmer Rahmens, vgl. Aarsand und Aronsson [2009]) oder Schegloffs Verfahren des *noticing*, womit zuvor Unbeachtetes durch eine Frage-Antwort-Alternation – ähnlich sequentiell wie in Gesprächsinteraktionen – rückwirkend zum Auslöser einer Reaktion gemacht wird (Marx/Schmidt 2019: 337-340).

Wie diese Genre-spezifische Analyse unter Beweis stellt, ist ein EMCA- und multimodal-interaktionsanalytisch informierter Zugang zu Let's Plays äußerst gewinnbringend. Für Analysen jedoch, die thematisch fokussiert sind und stärker auf die Aussagen der Spieler*innen und auf die Inhalte von Spielhandlungen mit Tieren eingehen, scheint dieser methodische Zugang gleich dreifach problematisch: zunächst für den ethnomethodologischen Zugang aufgrund des hohen Inszenierungsgrades und damit nicht vorhandener (echt) spontaner bzw. natürlich-sprachiger Daten, des Weiteren für den konversationsanalytischen Zugang aufgrund des unidirektionalen Kommunikationsmodus' und der damit einhergehenden Tatsache, dass ein aktiv teilnehmendes Gegenüber fehlt. So ziehen einschlägige EMCA- und multimodal-interaktionsanalytische Arbeiten bislang explizit Spielgeschehen für ihre Analysen heran, die multidirektionale Kommunikation beinhaltet – online-multiplayer-Spielsessions oder Spielabende unter Freund*innen –²⁹ und die aufgrund des alltäglichen Settings mit Hobby- statt Berufsspieler*innen einen niedri-

27 Marx/Schmidt sprechen Let's Plays sogar »eine Form von Theatralität« zu (ebd. 327). Interessanterweise verbinden sich Spiel (*play*) und Tiere (*animal play*) durch diese auf Darstellung (*performance*) gelenkte Sichtweise (vgl. Schechner 2013: 99-102).

28 Die Autoren sprechen auch von *formulating gameplay* und *doing seeing*.

29 Z.B. Keating/Sunagawa (2010) zu Partizipationshinweisen in online Spielen, Sjöblom (2011) zu multimodaler Koordination bei einer Spielsession in einem Internetcafé, Laurier/Reeves (2014) zur Nutzung der Kamera in First Person Shooter-Spielen, Mondada (2013) zur zeitlichen Koordination von Sprache und Körper beim Fußballspiel an der Spielkonsole oder Tekin/Reeves (2017) beim Kinect-Spiel.

ge(re)n Grad an Inszeniertheit aufweist.³⁰ Zusätzlich zu diesen Problemen kommt es im Spiel zu Begegnungen zwischen Mensch und Tier, die aus streng interaktionslinguistischer Perspektive nicht als Interaktion aufgefasst werden können.³¹

Trotz dieser noch fehlenden eingehenderen Diskussion der Anwendbarkeit der EMCA- und multimodal-interaktionsanalytisch informierten Forschungstradition auf Let's Plays sowie auf Mensch-Tier-Begegnungen möchte ich mich im Folgenden dennoch an deren methodischem Vorgehen orientieren: Ausgangspunkt sind Video-Daten von Let's Plays, die mit Hilfe von Transkriptionen oberflächennah und im Detail analysiert werden, ohne vorgreifend bereits Hypothesen gebildet zu haben und die einzig von der Frage geleitet werden, an welchen Stellen im Spiel von *The Last Guardian* das Verhältnis zwischen menschlichen Spieler*innen und virtuellem Tier in den Aussagen und dem multimodalen Tun der Let's Player nachvollziehbar wird und was sich für – unter Umständen auch unreflektierte – Einstellungen der Spieler*innen in Bezug auf ihr Tier-Mensch-Verständnis offenbaren. Es stellt sich außerdem indirekt die Frage, ob und inwiefern der hohe Grad an Inszenierung nachvollziehbar wird – z.B. als voreingenommene*r Kenner*in der Spielreihe – bzw. auf welche Weise das transportierte Selbstbild sich in den Spielhandlungen mit dem virtuellen Tier widerspiegelt. Die folgenden Analysen integrieren zusätzlich gamedesign-technische bzw. gamemechanische Aspekte, die insofern wichtig sind für das Verständnis von digitalen Spielen als der*die Spieler*in sich prinzipiell dem Regelwerk des Spiels fügen muss: Jede Handlung durch den*die Spieler*in, jeder Ausgang des narrativen Plots, jedes Detail in der Spielwelt ist vorprogrammiert.³² Diese Restriktion in der – versprochenen, aber aufgrund der

30 Eine gute Übersicht bieten Reeves, Greiffenhagen, und Laurier (2016), die diese multidirektionale Prämisse thematisieren: »A critical part of the ›proof procedure‹ is its leveraging of the multiparty nature of conversations, that is, classical CA research by its nature must involve at least two participants—meaning that members' sequential analyses of actions become, as a by-product, available to the professional analyst. This is also at play in EMCA work on video games and the fragments we have examined. Pushing away from the phenomenology of solitary experiences of play found in Sudnow's *Pilgrim in the Microworld* toward examining collaborative action shifts EMCA investigations of play toward multiparty situations and thus also explicating co-participants' analytic understandings« (Reeves/Greiffenhagen/Laurier 2016: 27).

31 Huneke spricht in seiner Untersuchung »Sprechen mit Tieren« aus diesem Grund auch von *Quasikommunikation*, räumt im Fazit jedoch diesem quasikommunikativen Register die Möglichkeit der »Modellierung des Adressaten als Gesprächspartner (Hörerrolle, auch Sprecherrolle!)« ein (Huneke 2004: 58; 164). Ein aktueller Lösungsvorschlag für dieses immer virulenter gewordene Problem (der Involvierung von Nicht-Menschen) zielt – bezeichnenderweise mit Luhmanns Konzeptionen, – auf die »Sozialität von und mit Robotern« ab (Muhle 2018), ließe sich m.E. aber ebenso auf Tiere übertragen.

32 So mussten alle Spiele, die eine absolute Wahlmöglichkeit im Ausgang der Geschichte versprachen (z.B. der THE WALKING DEAD-Spielreihe (Telltale Games, 2012-2019): »The story is

technischen Systematik des digitalen Spiels prinzipiell unmöglichen – Freiheit ist auch im Kleinen wiederzufinden: Die Spieler*innen werden von der Gamemechanik permanent vor zu lösende Aufgaben gestellt, die sie möglichst erfolgreich zu erledigen haben. In dem Sinn erzeugt er*sie nicht nur »das Spielgeschehen, nimmt es zugleich wahr und reagiert wieder darauf« (Marx/Schmidt 2019: 334), sondern muss als Erstes auf die vom digitalen Spiel vorgelegte Order bzw. Herausforderung (*challenge*) reagieren.³³ Um die eingeforderten Spielhandlungen nicht als Zwang erscheinen zu lassen, werden diese gleichzeitig durch attraktive Handlungsangebote und Involvierungs Momente abzumildern versucht. In *THE LAST GUARDIAN* ist dieses erste handlungsauslösende Involvierungs Moment ganz klar Mitleid mit dem Tier und Hilfsbereitschaft, was bezüglich der grundlegenden Qualität der Mensch-Tier-Interaktion einiges Preis gibt. Trotz dieser Regelmäßigkeit digitaler Spiele gibt es für Spieler*innen immer noch teilweise die Möglichkeit, in gewissen Punkten nicht auf die Handlungsangebote einzugehen (s.o. Kap. 2.2). Tatsächlich zeigen die Analysen eine Vielfalt an Möglichkeiten, ein individuelles Verhältnis zu einem digitalen Tier zu entwickeln.

4. The Last Guardian: Analysen

Aus Platzgründen beschränken sich die folgenden Analysen im Wesentlichen auf vier deutschsprachige Let's Plays der Kanäle Bruugar, ChrizzPlay, Domtendo und Martinspielt,³⁴ die mittels Suchbegriff (»Let's Play The Last Guardian Deutsch«) auf YouTube ermittelt wurden (für englischsprachige Let's Plays vgl. Kato 2019).³⁵ Insgesamt wurden die ersten ca. 30 Spielminuten dieser Let's Plays analysiert.³⁶ In dieser Zeit, die auch narrativ als abgeschlossene Episode erlebbar ist, können sich die Spieler an die Spielwelt, die verschiedenen Steuerungsmöglichkeiten und insbesondere an die Spielcharaktere – an die eigene, d.h. die des Jungen und an das

tailored by how you play«), den*die hoffnungsvollen Spieler*in enttäuschen (vgl. Kato/Bauer 2016b).

- 33 Marx und Schmidt verweisen korrekterweise auf den kybernetischen Regelkreislauf, welchem die Mensch-Maschine-Kommunikation unterliegt (Marx/Schmidt 2019: 332-333).
- 34 Es ist – im Gegensatz zu den englischsprachigen Pendants – auffällig, dass keine der bekanntesten deutschen Let's Player (Paluten, Gronkh, Pandorya oder PietSmiet) ein Let's Play von *THE LAST GUARDIAN* produziert haben.
- 35 Für besonders auffällige Beobachtungen wird in den Anmerkungen punktuell auf die englischsprachigen Let's Plays von Pewdiepie (2016), Jacksepticeye (2016), TetraNinja (2016) und ChristopherOdd (2016) verwiesen.
- 36 Eine Ausweitung der Analysen auf Let's Plays von Spielerinnen und auf das weitere Spielgeschehen sind ohne Zweifel notwendig und werden angestrebt.

tierische Gegenüber – gewöhnen. Es handelt sich dabei um eine Einführungsphase, die in anderen Spielen oftmals mittels so genannter Tutorials bestritten wird. Im Fall von *THE LAST GUARDIAN* ist diese Phase jedoch in das Spielgeschehen eingebettet: Neben den gelegentlichen Einblendungen, die erklären, welche Steuerungstasten zu bedienen sind, helfen gleich zwei Rahmungen dem*der Spieler*in dabei, etwas über die einerseits noch unbekannte Welt, andererseits über die von ihm*ihr verlangten Spielhandlungen in Erfahrung zu bringen: Die erste Rahmung ist ein an klassische Filme erinnernder Vorspann mit einer Auflistung des Produktionsteams. Zu feierlich-choraler Musik sind im Hintergrund Stiche von Tieren (Bienen, Adler, Fledermäusen) und bekannten Fabelwesen (mit Bezeichnungen wie »Gryphus« oder »Draco Aethiopicus«) zu sehen. Am Ende dieses Vorspanns, musikalisch angedeutet durch einen Wechsel zu einer von bedrohlicheren Klängen geprägten Coda, erscheint der Stich einer unbekanntes, hunde- oder katzenartigen, gefiederten Kreatur mit kleinen Flügeln (in Jański Terminologie, s.o. Kap. 2.1, eine *extrapolation*), die mit »Trico« beschriftet ist, worauf sich später auch einige der Let's Player berufen. Die zweite Rahmung besteht aus einer Erzählstimme, die gleich zu Beginn, wenn die Spielhandlung einsetzt und der bewusste Junge – die Spielercharaktere – in einer Höhle liegend zu sehen ist, einsetzt: »Ich erwachte in einer seltsamen Höhle. Erschrocken merkte ich, dass ich nicht alleine war. Neben mir lag ein riesiges, menschenfressendes Fabeltier – ›Trico‹.«³⁷ Für alle Let's Player, die sich zu dieser Erzählstimme äußern, ist sogleich klar, dass es sich bei ihr um die Stimme des Jungen als altem Mann handeln muss, was natürlich Implikationen zum aktuellen Spielgeschehen birgt (spielt in der Vergangenheit) und zu einem Teil auch den Ausgang des Spiels verrät und eine tragische Spannung aufbaut (der Junge wird überleben, aber was ist mit Trico bzw. weshalb heißt es »the last guardian«?). Diese Erzählstimme ist, gamemechanisch gesehen, in erster Linie dazu da, dem*der Spieler*in in narrativer Form Hinweise zu geben, wenn er*sie für eine Aufgabe unüblich lange Zeit benötigt (z.B. »Ich fragte mich, ob das Tier wohl Hunger hatte...« oder »Das Tier schien nicht fressen zu wollen, solange ich in seiner Nähe war...«). Die Tatsache, dass der*die Spieler*in noch praktisch nichts über die Spielwelt weiß, wird aber gleich weiter umgemünzt in die narrative Handlung: Der durch Steuerungseingabe erwachte Junge ist offensichtlich verwundert über seine missliche Lage, neben einer »menschenfressenden« Kreatur aufzuwachen und über die ihm offensichtlich unbekanntes Tätowierungen an seinen Armen. Der Wissenstand von Spielercharakter wie Spieler*in ist also in diesem Augenblick derselbe, so dass eine stimmige Motivierung des Spielhandlungsbeginns in dieser unbekanntes Welt ermöglicht wird.

37 Die Spielcharaktere sprechen eine eigene – eigens für das Spiel erfundene – Sprache. Mittels Untertitel werden die Übersetzungen angezeigt.

Die nun folgende erste Herausforderung, vor die der*die Spieler*in gestellt wird, liegt in der feindseligen Haltung des tierischen Gegenübers: Trico erwacht und macht durch Gebrüll und eine zu Rot wechselnde Augenfarbe klar, dass er noch kaum den Erwartungen eines kooperativen Gefährten entspricht. Domtendo fasst den ersten Eindruck gleich in Worte [Domtendo 2016, Transkript beginnt bei 00:09:00]:³⁸

Trico erwacht, signalisiert Feindseligkeit
 DOM1_01 D: <<all, p>uououououo (.) GANZ ruhig;>
 Erzählerstimme (erfundene Sprache, Untertitel: Ich dachte, dass ich noch träumte... Sicher würde ich gleich aufwachen...), Junge bewegt sich langsam von Trico weg, bleibt stehen, Kamera auf Junge gerichtet (9.0)
 DOM1_02 <<flüsternd> ALter->
 Spieler nimmt Trico wieder ins Bild (2.5)
 DOM1_03 *es geht auf jeden fall schon mal SEHR interessant*
 Junge läuft los-----
 Δ^10s,-----Δ
 Δbleibt wieder stehenΔ
 DOM1_04 wir erfahren nIcht <<len> VIEL über die-> (-)
 DOM1_05 *VOR-----*geschichte des jungen,
 beginnt wieder langsam zu gehen
 DOM1_06 °hh s geht stattDESSen- (--)
 DOM1_07 direkt LO:S;
 DOM1_08 die erste scene ist gleich MA:L- (--)
 DOM1_09 die beGEGnung- (-)
 DOM1_10 mit !TRI!co.
 DOM1_11 dem MONSter;=
 DOM1_12 =<<all>↑angeblich> MENschenkessend;°hh
 DOM1_13 <<len↓A:ber->
 DOM1_14 ehrlich gesagt tut er mir LEID;

38 Alle Transkripte wurden nach den Vorgaben des Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem 2 (GAT2) erstellt, vgl. für die Transkriptionskonventionen Selting et al. (2009). Zusätzlich wurden Konventionen für multimodale Transkripte (Mondada 2016) hinzugezogen. Der Bezug auf Zeilen wird im Folgenden mit »Z« abgekürzt.

- DOM1_15 da in seinem FLÜgel oder in seinem <<all> bein bin
mir
nicht ganz sicher-> (-)
- DOM1_16 ° h steckt ein SPEER;

Der Let's Player inszeniert die von Anfang an angelegte Spannung mit dem menschenfressenden Wesen entsprechend mit Flüstern (Z DOM1_02) und dem Wechsel zwischen langsam-gedehnten (Z DOM1_07-08; 14), stockendem, mit kurzen Pausen versetzten (Z DOM1_04-09) und beschleunigtem Sprechen (Z DOM1_11-12).

Der eigentliche Spielbeginn verzögert sich bei Domtendo im Gegensatz zu den anderen Let's Plays um beinahe das Doppelte (neun anstelle von vier Minuten), weil der Spieler seine Vorfreude auf das Spiel durch Erklärungen und Hintergrundinformationen zum Ausdruck bringt. Während etwa Bruugar gleich den Startknopf drückt, erklären auch Chrizz und Martinspielt ihre Haltungen zum Spiel, die jedoch unter völlig gegensätzlichen Vorzeichen stehen: Chrizz konnte das Spiel bereits im Vorfeld an einer Pressekonferenz anspielen, weshalb er die ersten Minuten bereits kennt und auch zum Spiel nicht zu viel verraten will (»ich will auch gar nicht zu viel sagen«). Dagegen stellt Martinspielt sofort klar, dass er zuerst die ersten Tests abgewartet habe, weil er kein Let's Play von einem Spiel beginnen wolle, »was mir vielleicht gar nicht gefällt; aber es sieht ganz gut aus«. Es zeigen sich also bereits früh unterschiedliche Vorkenntnisse, Einstellungen und Erwartungshaltungen der einzelnen Spieler. Trotz dieser Verschiedenheit zu Beginn des Spiels sind manche Vorgehensweisen und Strategien der Let's Player im Umgang mit dem tierischen Gegenüber erstaunlich ähnlich. Diese werden in den folgenden drei Unterkapiteln thematisch zusammengefasst.

4.1 Direktes Ansprechen von Trico

Bereits zu Beginn seines Let's Plays spricht Domtendo Trico direkt an (»ganz ruhig«, Z DOM1_01, s.o.). Bei diesem direkten Ansprechen handelt sich um eine Strategie, die ausnahmslos alle Let's Player anwenden und die sich nur hinsichtlich des Zeitpunkts des ersten Vorkommens unterscheidet. Die unmittelbare Interaktionsinvolvierung besteht in Fall von Domtendo in einer Äußerungsart, die Huneke als *Aktivitätsregulation DÄMPFEN* beschreibt (Huneke 2004: 127-132): Das aggressive Tier soll seinen momentanen Aktivitätspegel nivellieren bzw. sich beruhigen. Dazu wird auch das menschliche Aktivitätsniveau möglichst niedrig gehalten: durch leises Sprechen sowie der Vermeidung hastiger Bewegungen (vgl. Domtendos Korrekturen in den Bewegungen seiner Spielerfigur in Z DOM1_04 und 06).

Obwohl dies in den Trailern zu sehen war, wird es den Spieler*innen nicht so einfach gemacht, Trico von Beginn an als treuen Gefährten an ihre Seite gestellt zu bekommen. Ähnlich wie bei den Zähmungen wilder Tiere (s.o. Kap. 2.1)

wird der*die Spieler*in vor eine zusätzliche und grundlegende Herausforderung gestellt, die in diesem Fall besonders prekär scheint, weil das Tier als menschenfressend eingeführt wird. Die offensichtlichen Verletzungen des Tiers und sein Angekettet-Sein lösen jedoch auch sogleich Mitleid aus (»ehrlich gesagt tut er mir Leid«, Z DOM1_15), eine emotionale Motivierung, die insbesondere im Kontext von tierischen Gefährten eine wichtige Rolle spielt (s.o., Kap. 2.2).

Nicht immer wird Trico bereits so früh direkt angesprochen. Dennoch ist auffällig, wie bestimmte Mechaniken – wie die Beruhigungsstrategie Domtendos – den Wechsel der Adressierung auslösen. Es sind Momente, die dem*der Spieler*in vom Spiel als Herausforderungen gestellt werden und die so designt sind, dass sie als emphatische Handlungsangebote interaktiv involvierend wirken: Trico beruhigen, ihn von Schmerzen erlösen, indem man Speere aus seinen Flanken zieht oder seinen Hunger stillen, indem man ihn mit Fässern füttert. Es sind vom Spiel implementierte punktuelle Herausforderungen, die man als *Schlüsselmomente* bezeichnen kann.

Ein solcher Schlüsselmoment liegt in der Aufgabe, den Speer aus Tricos Flanke zu ziehen. Domtendo erkennt das anstehende Problem kurze Zeit später [Domtendo 2016, Transkript beginnt bei 00:10:34]:

DOM2_01 D: <<all> ich weiss nicht> (-)vielleicht können wir
ihm
diesen speer einfach RAUSziehen ich weiss nur
nicht
<<len> ob es mich das mAchen lässt.>
Junge steht mit dem Rücken zu Trico, der mit den
Flügeln flattert und knurrt

DOM2_02 O !SÜSS! diese flÜgelchen *dA-----*--
Junge nähert sich Trico

DOM2_03 dAmit kannst du FLIEgen?

DOM2_04 *o^o-----*.
Junge bleibt stehen

DOM2_05 ich will dir NUR hElfen;
Junge beginnt sich wieder langsam Trico zu nähern

DOM2_06 <<p, all> ich will dir NUR helfen;>

DOM2_07 ↓also normalerweise würde ich mich das jetzt NICHT
trAuen aber-

DOM2_08 (2.0)

DOM2_09 ich hoffe er verTRAUT mir;

Der Spieler wechselt dabei zwischen seiner Rolle als extradiegetisch ausführend-moderierendem und intradiegetisch agierend-erlebendem Spieler hin und her,³⁹ indem er zuerst von Trico in der dritten Person spricht (»vielleicht können wir *ihm* den Speer einfach rausziehen«, Hervorhebung HK, Z DOM2_01), um ihn dann aber direkt mit einer Frage zu adressieren (»damit kannst *du* fliegen?«, Hervorhebung HK, Z DOM2_03). Auslöser für die Motivation des Spielers, Trico direkt anzusprechen, sind Tricos heftig flatternden »Flügelchen«, die »süß«, aber offensichtlich nicht zum Fliegen geeignet sind (Z DOM1_02-03). Obwohl es gleich doppelt paradox anmutet, einem *Tier* in der Verkörperung einer *digitalen Spielfigur* eine Frage zu stellen, scheint diese Strategie ein hilfreicher Einstieg in die Interaktion zu sein. Domtendos Frage dient hierbei als eine Art Prä-Sequenz zur eigentlichen, durch den Schlüsselmoment motivierten Handlung des Helfens, die von Spieler auch sprachlich explizit gemacht und wortwörtlich wiederholt wird (»ich will dir nur helfen«, Z DOM2_05 und 06). Die angenommene Gefährlichkeit der Situation lässt den Spieler gleich wieder in seine Moderationsrolle wechseln, die einerseits durch eine tiefere Tonlage gekennzeichnet ist und andererseits vom erneuten Wechsel, von Trico in der 3. Person zu sprechen (»ich hoffe, er vertraut mir«, Z DOM2_09). Diese Art im Wechsel ist häufig beobachtbar und führt nicht nur die Doppelrolle des Let's Players als Spieler und Moderator besonders deutlich vor Augen, sondern auch die direkte sprachliche Zuwendung der Spieler zum Tier.

Im Gegensatz zu allen anderen Spielern ist Let's Player Martin der einzige, der nicht bereits im Vorfeld seine Begeisterung oder zumindest Vorfreude auf das Spiel erkenntlich macht (s.o.). Seine verhaltene Einstellung scheint sich sodann in seinem Umgang mit dem digitalen Tier niederzuschlagen: Nach Tricos feindseligem Verhalten zieht er sich sofort zurück (»ich geh mal nicht zu nahe an ihn ran, weiß nicht, ob man nicht seine Freundschaft zuerst verdienen muss«) und geht zunächst die Spieleinstellungen durch. Während Trico im Hintergrund zu hören ist, wie er knurrt und winselt, erkundet Martin sehr lange die Umgebung und probiert auch die Steuerung aus, so dass die Spielmechanik eingreift und der Erzähler anfängt Hinweise zu geben, was als nächstes zu tun ist (»die Speere, die sich in sein Fleisch bohrten, bereiteten dem Tier große Schmerzen«). Dazu übernimmt auch die Kamera kurzzeitig die Führung und zeigt den erwähnten Speer in Tricos Gefieder. Martin versteht dies aber nur als Hintergrundinfo (»okey, das haben wir ja schon gesehen, dass das so unruhig geschlafen hat«) und fährt weiter fort, die Umgebung

39 Huneke geht bei seiner Untersuchung von tiergerichteten Sprechens – neben dem *Kommandoregister* und dem *quasikommunikativen Register* (vgl. Anmerkungen 57 resp. 31) – von einer dritten Kategorie des *monologischen Registers* aus. Im Fall der Let's Plays ist diese Kategorie zwar durch die Moderationsfunktion nivelliert, weist aber auffallend ähnliche Merkmale auf (z.B. der ruhigere Ton, Affektäußerungen, Analysen oder Handlungsmonitoring; Huneke 2004: 162-163).

zu erkunden (»was kann ich denn jetzt mit diesen blöden Fässern jetzt machen?«, »ich gucke mal ganz kurz, was es mit der Höhle auf sich hat«), so dass das Spiel bzw. der Erzähler schlussendlich die als nächstes zu erledigende Aufgabe preisgibt: »Ich beschloss, ihm zu helfen und die Speere aus seinem Leib zu ziehen«. Martin, der die Interaktion mit Trico regelrecht zu vermeiden scheint, will sich jedoch immer noch nicht auf das Tier einlassen [Martinspielt 2016, Transkript beginnt bei 00:09:42]:

Junge rennt aus dem Nebenraum zurück

MAR1_01 M: ach!SO!-=

MAR1_02 =beschLOSS ich das Also;

MAR1_03 *ja schAUen wir mal-----* ob ich <<rall> das
Richtungswechsel zum Hebel
beSCHLIESse (.) erstmal->*

MAR1_04 beSCHLIESse ich am hEbel zu ziehen.
Junge zieht am Hebel, findet noch ein Fass
(Auslassung 29.0, Spieler beschäftigt sich erfolglos mit dem Fass)

MAR1_05 Also ich beSCHLOSS ja die <<lachend> he> SPEEre
aus trico rauszuZIEhen-
Junge nähert sich langsam

MAR1_06 <<p> ne ganz RUhig>-

MAR1_07 ganz RU^hig.

Martins Verhalten, sich nicht an die gerade gestellten Herausforderungen des Spiels zu halten, ist nicht untypisch besonders für explorative Spieler*innen, die möglichst alles erkunden und ausprobieren und nicht maximal effizient die implementierten Ziele abarbeiten wollen (vgl. Kato/Bauer 2016a: 326). Letztendlich folgt er dem Hinweis – nicht ohne die Formulierung auf spöttische Weise zu wiederholen (Z MAR1_05) und beginnt dann – als letzter der vier Spieler,⁴⁰ Trico anzusprechen (Z MAR1_06). Gerade weil es bei Martin sehr lange dauert, bis er in Interaktion mit Trico tritt (mehr als 10 Minuten nach Spielbeginn), wird umso deutlicher, dass dieses direkte Ansprechen ein unmittelbares Resultat des ersten Schlüsselmoments ist, bei dem Trico vom Speer befreit werden soll. Es ist bemerkenswert, wie die Vermeidungstaktik des Let's Players sich auch in der Formulierung »ganz ruhig« widerspiegelt (s. auch o. bei Domtendo):⁴¹ Obwohl es an Trico adressiert ist, bleibt sie sehr indirekt (im Gegensatz zu Fragen, Anrede mit Namen oder in Du-Form, s.o.). Es wird auch für die weiteren 10 Minuten Mar-

40 Dies auch im Vergleich zu den englischsprachigen Let's Plays.

41 Bezeichnenderweise wird auch in Hunekes Beispielen leise gesprochen.

tins einzige Adressierungsäußerung bleiben, bis Trico offensichtlich freundlich gestimmt ist.

4.2 Thematisierung der Lebensechtheit und Eigenwilligkeit des Tieres

Die Darstellung des virtuellen Tiers ist in Aussehen und Verhalten in einem solchen Maße authentisch, dass sie thematisiert werden müssen. Insbesondere aufgrund seiner unerwartet authentischen (bzw. ursprünglichen) Darstellung in der (nicht-ursprünglichen) Digitalität scheint zudem die Akzeptanz, das digitale Tier als »Mit-subjekt« wahrzunehmen, unvermeidbar. Es ist ein Deutungsmuster, das sich mit Wiedenmann als *primäre Sozialintention* und mit Bühler als *Du-Evidenz* (s.u., Kap. 4.3) bezeichnen lässt,⁴² diesmal freilich aufgrund der Umsetzung in einem digitalen Spiel unter umgekehrten Voraussetzungen.

Die Herausstellung der authentischen Darstellungsweise wird in den Let's Plays explizit thematisiert:

»Das ist so gut gemacht, das Vieh! Ich hab ich hab schon lange kein, oder eigentlich noch nie glaub ich so sowas gesehen, ehrlich, das sieht so gut aus alles!« (Bruugar 2016a: 00:19:47.)

»Den haben sie richtig gut hinbekommen, ist wie gesagt ein Fabelwesen« (Chrizz-Play 2016: 00:13:40.)

Authentizität der Darstellung, die in Bezug zu Tieren gleichermaßen Aussehen wie Verhalten betrifft, ist offensichtlich ein überaus wichtiger Faktor, der es ermöglicht, das digitale Tier als Interaktionspartner ernst zu nehmen.⁴³ Es ist eine erlebbar gemachte Form von simulierter Realität, die gerade deshalb umso mehr erstaunt.

Gleichwertige Partnerschaft zwischen Tier und Mensch beinhaltet aber nicht nur die lebensechte Simulation, sondern auch einen gewissen Faktor an Unab-

42 »Über primäre Sozialintentionen erfassen wir ein Tier auf eine sozial unmittelbare Weise, als ein ›Du‹ in einer Face-to-face-Situation. In dieser ›ursprünglichen‹ Begegnung erscheint ein Tier als ein individuelles und interaktionsfähiges Mitsubjekt, das eigene Interessen oder Wünsche, einen eigenen Willen usw. besitzt« (Wiedenmann 2009: 82). Vgl. in diesem Zusammenhang auch Berger (1980), s.o. Kap. 2.

43 In den englischsprachigen Let's Plays von Pewdiepie (2016), ChristopherOdd (2016) und TetraNinja (2016), die alle Haustierbesitzer sind, kommen sogar Vergleiche zum eigenen Hund vor, um so auf indirekte Weise auf tierisches Verhalten zu verweisen (vgl. Kato 2019: 77). Wider Erwarten finden sich aber explizite Momente des klassischen Lesens und Deutens von tierischem Verhalten (Darwin 1872/1989: 61, 112-113) nur selten und wird einzig von ChristopherOdd in größeren Ausmaßen praktiziert (z.B. »See all the ears go down like that? That's defensive posture big time«, ChristopherOdd 2016: 00:08:38).

hängigkeit des Tiers gegenüber dem Menschen (Stichwort Domestizierung, s.o. Kap. 2.2). In *THE LAST GUARDIAN* wird dies auf offensichtliche Weise über die kontrapunktischen Verkörperungen des riesenhaften, angeblich menschenfressenden Trico im Verhältnis zum namenlosen, kleinen Jungen – dem*der Spieler*in – angelegt. Diese Opposition wird zu Beginn noch akzentuiert, indem Trico nicht – wie in den Trailern zu sehen – bereits als Gefährte dem Jungen freundlich gesinnt, sondern gefährlich ist. Und auch später, wenn sein Vertrauen durch die empathischen Handlungen (s.o. Kap. 3.1) schrittweise gewonnen wird, bleibt er auf gewisse Weise stets unberechenbar, wie auch die *Let's Player* zwischendurch betonen:

»Es könnte mich jetzt fressen. Aber Trico hat es nicht getan.« (Domtendo 2016: 00:11:47)

»Aber die Augen sind schon bissl creepy.« (ChrizzPlay 2016: 00:21:08)

»Gott das ist ein bisschen unheimlich, als würde er jeden Moment nach mir schnappen. Aber, wir vertrauen ihm ja, oder?« (Bruugar 2016b: 00:05:40)

Zusätzlich zu dieser visuell und inhaltlich sehr deutlich hervorgehobenen ungleichen Gegenüberstellung zwischen Mensch und Tier wird der Eindruck von Unabhängigkeit durch Tricos Verhalten erweckt: Das virtuelle Tier ist nach dem neusten Stand der Technik als künstliche Intelligenz programmiert und soll sich nach den Entwicklern auch eigenständig verhalten, trotz der sich im Spielverlauf dazukommenden Möglichkeiten, mit Trico zu interagieren wie z.B. ihn mittels Tasteneingabe herbeizurufen. Im Spiel äußert sich dies insofern als Trico etwa eigenständig beschließt, ein Nickerchen zu nehmen oder auch nicht sofort auf die Rufe reagiert, wie dies auch *Let's Player* Bruugar feststellen muss [Bruugar 2016a, Transkript beginnt bei 00:17:14]:

Junge ruft, Trico (ausser Sichtweite) kommt nicht
 BRU1_01 B: der kLEIne ist echt ganz schön STÖRrisch;
 Junge ruft nochmals
 BRU1_02 iCO:-
 BRU1_03 <<gepresst> mach MAL;>
 Junge läuft zurück zu Trico, ruft nochmals
 BRU1_04 du ´HÖRST ja gAr nicht auf `mich.

Diese Unberechenbarkeit ist es nach Wiedenmann auch, welche die Du-Evidenz und somit die Akzeptanz des Tiers als Interaktionspartner begünstigt:⁴⁴ Gerade dieses »riskante[] Unruhemoment«, das damit in die Tier-Mensch-Interaktion hineinkommt, verleiht dem tierischen Gegenüber »Züge einer personalen Einzigartig-

44 Wiedenmann bezieht sich hier auf Geier, Bühler und Scheler (vgl. Wiedenmann 2009: 82-83).

keit« (Wiedenmann 2009: 83) und somit eine Aufwertung, insbesondere wenn man, wie Bühler es tut, das Tier mit einer gleichförmig, ohne »Funktionslust« agierenden Maschine bzw. Roboter vergleicht (Bühler 1960: 58). Im Zusammenhang mit einem Tier in einem digitalen Spiel ist dieser Vergleich bzw. diese gelingende Simulierung von »Funktionslust« natürlich umso frappierender.

Von den verschiedenen Interaktionsmöglichkeiten, die im gesamten Spielverlauf freigeschaltet werden, ist das Herbeirufen die erste und kann dann per Steuerungstaste erfolgen (wodurch der Junge ruft), sobald das Vertrauen von Trico gewonnen ist. Ausnahmslos alle Spieler machen, zum Teil auch sehr exzessiv, davon Gebrauch. Narrativ offenbart sich hier eine Widersprüchlichkeit, wenn nämlich Trico frei sein und gleichzeitig doch als Gefährte mit dem*der Spieler*in zusammen den weiteren Spielverlauf bestreiten soll. Auch für gewisse Let's Player wie Chrizz ist dies erklärungsbedürftig: »Er verfolgt (sic!) uns, wenn wir ihn rufen, und er vertraut uns«. ⁴⁵ Das Spiel markiert diese Passage als kontemplativen Schlüsselmoment, indem es zu einer richtigen Vorstellung zwischen Jungen und Trico kommt. ⁴⁶ Jedoch verpassen die vier deutschen Let's Player ausnahmslos alle diesen emotional aufgeladenen Moment, ⁴⁷ weil sie bereits unterwegs sind, um mit Trico die Gegend zu erkunden. Dennoch lassen etwa Domtendo oder Chrizz indirekt erkennen, dass sie mit Trico bereits ein Wir-Gefühl verbindet: »Komm mit, schauen wir uns gemeinsam den Gang an« (Domtendo 2016, 00:24:45), »Und damit beginnt unser Abenteuer, wir müssen aus den Ruinen entkommen« (Chrizz-Play 2016, 00:16:57).

4.3 Sprechen mit Trico – Spielobjekt, Haustier und/oder Partner?

Ausnahmslos alle Let's Player beginnen früher oder später, mit Trico zu sprechen (s.o. Kap. 4.1) und bei allen lässt sich im Verlauf des Spiels eine Zunahme der sprachlichen Involvierung mit dem Tier beobachten. In gewissen Situationen laden die sequentiell aufeinander abgestimmten Reaktionen von Trico und dem Jungen (Z DOM3_03 und 04) die Spieler*innen zudem regelrecht ein, Gespräche zu füh-

45 Pewdiepie hingegen hinterfragt die Sache kritisch (»Why would I call him? Oh, he follows.«), was zeigt, dass Trico bereits als eigenständiges Tier wahrgenommen wird.

46 Trico beugt sich zu dem Jungen herunter und lässt sich streicheln. Dieser stellt sich vor: »So that's what you look like. Pleased to meet you, Trico!«.

47 Bei den englischsprachigen Let's Plays erleben Jacksepticeye (2016) und ChristopherOdd (2016) diesen Moment. Pewdiepie (2016), der zu dem Zeitpunkt auf Trico sitzt, entgeht dieser Moment, weil er seinerseits die Verbundenheit mit dem Tier regelrecht zelebriert, indem er sich weigert, ihn loszulassen. Vgl. die Analyse der Passage in Kato (2019: 79).

ren,⁴⁸ die aufgrund ihrer geordnet-sequentiellen Konversationsstruktur beinahe echt wirken [vgl. Domtendo 2016, Transkript beginnt bei 00:14:16]:

Trico frisst das erste Fass

DOM3_01 D: er hats ja DOCH ge`gessen.

DOM3_02 <<p> also ist das NAHrung?>

DOM3_03 J: yakuniSO:to [Untertitel: Willst du noch mehr?]

DOM3_04 T: knurrt

DOM3_05 D: heisst das ja?=
DOM3_06 =oder `NEIN;

DOM3_07 ich mein ich HAB noch mehr,
DOM3_08 wenn du WILLST dann-
DOM3_09 sag beSCHEID.

In diesem Fall handelt es sich um einen komplexen Fall, da drei Parteien beteiligt sind: Der Junge (»willst du noch mehr?«), Trico (der knurrt) und Domtendo, der auf die Frage des Jungen und gleichzeitig an dessen Stelle nochmals nachfragt (»heißt das ja, oder nein?«, Z DOM3_05-06).

Nicht nur solche *summons-answer*-Konstellationen (Schegloff 1968) sind Auslöser für Interaktionssequenzen, sondern offensichtlich auch face-to-face-Positionierungen mit Trico – was auch ganz im Sinne Bergers sein dürfte, dass nämlich in digitalen Spielen das gegenseitige Ansehen tatsächlich als Initiation von beziehungsvertiefender Interaktion dient (s.o., Kap. 2). Im Falle von Domtendo interpretiert der Spieler, der sich gerade Angesicht zu Angesicht mit Trico befindet, dessen Brüllen und Blickführung offensichtlich als Aufforderung bzw. Bestätigung, etwas Bestimmtes tun zu müssen [Domtendo 2016, Transkript beginnt bei 00:14:36].⁴⁹

Spieleransicht face-to-face mit Trico, dieser
schaut zum Loch in der Wand

DOM4_01 T: brüllt

DOM4_02 D: JAjajajaja ich weiss ich will ja da h0ch;
DOM4_03 musst mich NUR?

48 Verhaltenszüge der Tiere als Gesprächsbeitrag zu interpretieren findet sich auch bei Huneke (2004: 115-124), jedoch unter dem Stichwort der *fiktiven Dialogizität*. Dieser Aspekt des Fiktiven ist im Zusammenhang des digitalen Spiels natürlich von einer anderen Dimension als beim Sprechen mit realen Tieren.

49 Tannens Beschreibung des Sprechens mit dem Familienhund lässt sich für Domtendos Fall mit einer kontextbedingten Änderung – »teammate« anstelle von »family member« – übernehmen: »(...) Clara simultaneously uses the growling and barking as a resource for framing Rickie as a family member. She ratifies the dog's vocalizations as conversational contributions by providing an account of their »meaning« (Tannen 2004: 412).

DOM4_04 jaja musst mich nur HOCHlassen.
 DOM4_05 und dann spring ich von deinem KOPF ab-
 DOM4_06 meinst du (.) das GEHT,

Domtendos Frage am Ende dieser Passage ist bemerkenswert (»meinst du, das geht«, Z DOM4_06), da es prinzipiell absurd erscheint, eine solche Frage an ein virtuelles Tier zu stellen (s. auch o. Z DOM2_02). Diese Reaktion zeigt jedoch deutlich auf, dass im Verlauf des Spiels diese Art des respektvollen Umgangs – indem etwa Erlaubnis eingeholt wird – in der Interaktion mit Trico und somit eine gleichberechtigte(re) Wahrnehmung des Gegenübers Einzug hält.

Wie verhält sich nun die Art und Weise, wie mit Trico gesprochen wird, zu den beiden zuvor herausgearbeiteten Polen, die das Tier einerseits als eigenwillig-unabhängigen Gefährten wahrnehmen und es andererseits primär als kontrollier- und nutzbares Spielobjekt sehen? In der folgenden Zusammenstellung finden sich die dazu einschlägigen Äußerungen der vier Let's Player.⁵⁰ Es zeigt sich, dass auch die Art, Trico als Haustier zu behandeln (s.o., Anm. 43), prominent vertreten ist (in runden Klammern sind Äußerungen, die nicht direkt an Trico gerichtet sind, aber klare Aussagen über die Einstellung der Spieler ihm gegenüber machen):

A. TRICO ALS SPIELOBJEKT, PEJORATION

A1 Benutzen

Ja, braver Trico. das ist voll *praktisch*. [B]

(Ich muss aber oftmals *Trico nutzen*, um irgendwohin zu kommen. [B])

A2 Kontrollieren

(Jetzt müsste man ihn nur noch steuern können. [M])

A3 Pejoration (nur wenn über Trico gesprochen wird)

(Wenn es satt ist, fühle ich mich wesentlich wohler neben dem *Vieh*. [M])

(So'n süßes *Vieh* ist das. [B])

B. TRICO ALS HAUSTIER

B1 Anrede

Komm friss es mein Großer. [CP]

Komm mit mein Großer. [CP]

Na komm Kleiner, he, kleiner Großer. [CP]

Ah da ist er ja, der Schnucki [D]

Ok Kumpel, hier hast Du noch eins. [CP]

⁵⁰ Die Auflistung ist nicht auf Vollständigkeit überprüft.

<p>B2 Pet-directed-speech/Doggerel (Intonation & Lexik) Hast Du fein gemacht, sehr gut! [CP] Komm, friss es, mein Großer. [CP] Lass es dir schmecken, Großer. [CP] Du hast Hunger wat mein Großer, du hast Hunger. [CP] Komm mit, hier gibt's Fressi. [B] Lecker lecker; Fressi Fressi. [B] Ja, sehr gut! braver Trico! [B] Ja, feiner Hund! [B] Hast du gut gemacht, Trico! [B] Ja, bistn guter Junge! Oder bist Du'n Mädchen, was weiß es nicht, aber bist'n Lieber. [B] Na komm, mampf happi. [M] So, happi happi. [M]</p> <p>B3 unnatürliche Selbstbezeichnung Trico, wir kommen gleich wieder, keine Angst, <i>Papa</i> ist gleich wieder da. [CP]</p> <p>B4 Affektive Bezeichnungen Wie putzig. [M] (Sieht aber so niedlich aus das Vieh. [B]) (Ich muss dazu sagen, ich find Trico richtig putzig. [CP])</p> <p>B5 Befehle (ohne Anrede) Komm friss! [B] Mach mal! [B]</p>	
<p>C. GEFÄHRTE (GLEICHWERTIGER PARTNER)</p>	
<p>C1a Achtsamkeit: Fragen & Entschuldigung Das tut jetzt weh, mein Kleiner. Tut mir leid, tut mir leid, tut mir leid. [B] Oh, tut mir leid! [D, trifft Trico mit Fass] Kannst Du damit was anfangen, Trico? [D] Was kann ich denn für dich tun? [D] Hej Trico kannst du mir nochmals aushelfen? [D] Willst du mal, Trico, mal probieren? [B] Meinst Du, das geht? [B]</p>	<p>C1b Achtsamkeit: Zuvorkommenheit Bitte schön, Trico [CP] Ich komm gleich wieder, warte auf mich! [D]</p>
<p>C3a Respektvolles Verhalten: Fragen um Erlaubnis Darf ich nochmals auf dich drauf? [CP] Und dann spring ich von deinem Kopf ab, meinst du das geht? [B]</p>	<p>C3b Höflichkeit: Bitten und Dank Stell dich mal bitte hierher [D] Vielen Dank, Trico. [CP] Danke, komm doch mal vorbei. [M]</p>
<p>C4 Explizierung des Freundschaftsaspekts & Togetherness (Und das ist der Beginn einer wunderschönen Freundschaft, muss man einfach so sagen [CP]) So Trico, und damit beginnt unser Abenteuer [CP] Wenn wir zusammenarbeiten, kommen wir vielleicht hier raus [D] (Ohne seine Hilfe kommen wir hier nicht raus. [D])</p>	

Um auf Trico als Spielobjekt zu referieren (A), wird auf entsprechende Semantiken der Nutzung und Kontrolle zurückgegriffen (*nutzen, steuern* in A1, A2) und es wird in diesem Zusammenhang beinahe ausschließlich *über* Trico gesprochen und nicht mit ihm. Eine Ausnahme ist Bruugars Äußerung »Ja braver Trico, das ist voll praktisch«, die relativ subtil auf den Aspekt der Nutzbarkeit hindeutet. Gerade wenn Spieler*innen, die emotional sehr involviert sind wie Bruugar, darüber sprechen, ob und wie Trico nutzbar zu machen ist (*Ich muss aber oftmals Trico nutzen, um irgendwohin zu kommen*) scheint dies befremdlich. In solchen Passagen offenbart sich der grundlegende Aspekt von *selektiver Empathie* (vgl. Steen 2020), wenn zu diesem Zeitpunkt offensichtlich die Aufgabe der Let's Player im Vordergrund steht, auf einer Metaebene die Spielweise und -hintergründe zu moderieren.

Unter diese erste Kategorie dürften wohl auch pejorative Bemerkungen fallen (A3). Dass Martin Trico als *Vieh* bezeichnet, unterstreicht nochmals seine grundlegend interaktionsvermeidende Einstellung (s.o., Kap. 4.1). Auch Bruugar bezeichnet Trico als *Vieh*, wenn auch immer in einem affektiven Zusammenhang (*So'n süßes Vieh ist das*).⁵¹ Diese Widersprüchlichkeit bzw. der Normverstoß – auch in »unmittelbarer Abfolge« – beschreibt Huneke als ein beachtenswertes Merkmal beim alltäglichen (nicht-beleidigenden) Ansprechen von Tieren: »Im nicht tiergerichteten Sprechen wäre solch ein Sprachgebrauch markiert, hier ist dies nicht der Fall« (Huneke 2004: 105).

Trico als Haustier wahrzunehmen (B), zeigt sich auf zwei unterschiedliche Weisen: Einerseits sind es die Kosenamen oder andere Arten der Anrede (*Großter, Kumpel* in B1),⁵² die einschlägig auf ein Haustier deuten. Andererseits zeichnen sich die Äußerungen dieser Haustier-Kategorie durch eine Sprechweise aus, die als *pet-directed-speech* bekannt ist (B2),⁵³ also die von Wortschatz und Prosodie musterhaft geprägte Weise, mit Haustieren – in Untersuchungen primär Hunde –⁵⁴ zu sprechen (*fein gemacht, na komm*). Bruugar vergleicht Trico explizit mit einem Hund und

51 Zusammen mit seinen weiteren Aussagen (*nutzen, s.u. Fressi, braver Hund*) lassen sie jedoch ein Beziehungsgefälle erahnen.

52 Vgl. Wierzbicka (2004) zur spezifisch englischsprachigen, im puritanischen Kontext gewachsenen Bezeichnung »good boy« in der Anrede von Kindern. Wie Bruugars Beispiel beweist, ist das deutsche Pendant zwar nicht bei Kindern, aber bei Tieren durchaus denkbar (*Ja, bistn guter Junge*).

53 Vgl. die Untersuchungen von Ben-Aderet et al. (2017) und Benjamin/Slocombe (2018). Untersucht wurden hier sowohl die Präferenz von Menschen für Sprachstile (bevorzugen unabhängig vom Alter der Tiere *pet-directed-speech*, nur bei Welpen ist die Tonhöhe höher) wie auch die Präferenz von Hunden (Welpen bevorzugen *pet-directed-speech*, bei älteren Hunden gehen die Meinungen auseinander).

54 Man spricht auch von *dog-directed-speech* (Gergely et al. 2017) oder *doggerel* (Hirsh-Pasek/Treiman 1982).

verwendet auch ungeniert die klassischen Wendungen (*Ja, feiner Hund!*).⁵⁵ Da ein prominenter Teil der Handlungen darin besteht, Trico (mit Fässern) zu füttern, ist zudem das semantische Feld um Essen bzw. Fressen groß (*Lass es dir schmecken, du hast Hunger wat*) und tritt mit einer Vielzahl an redupliziert-infantilisierten und onomatopoetischen Konstruktionen (*leckerlecker, Fressi, happi happi, mampf*) auf.⁵⁶ Chrizz bedient ein ebenfalls bei der Selbstbezeichnung von Haustierbesitzer*innen typisches, aber besonders hier unnatürlich anmutendes Register, wenn er sich selber als Papa bezeichnet (*Trico, wir kommen gleich wieder, keine Angst, Papa ist gleich wieder da* in B3). Obwohl es Spieler gibt, die bereits in der Phase, in der Trico noch gefährlich ist, mit dieser Art von *pet-directed-speech* aufwarten (insbesondere Bruugar), ist die Mehrheit dieser auf ein Haustier bezogenen Äußerungen erst dann zu finden, wenn Tricos Vertrauen gewonnen ist: Ab diesem Moment scheint er als sozusagen vollwertiges, interaktionsberechtigtes Gegenüber wahrgenommen zu werden.

Von diesem Zeitpunkt an nehmen auch die Äußerungen der dritten Kategorie, in denen Trico als Gefährte oder sogar gleichwertiger Partner ausgewiesen wird, immer mehr zu. Chrizz etwa wechselt von der sehr exzessiv verwendeten Anrede *Großser* zu *Kumpel*. Besonders auffallend sind die Passagen, in denen die Let's Player Trico Fragen stellen (*Kannst Du damit was anfangen, Trico?* in C1a), sich bedanken (*Danke, komm doch mal vorbei* in C2b) oder sich bei ihm entschuldigen (z. B., wenn sie ihn unbeabsichtigt mit einem Fass getroffen haben: *Oh, tut mir leid* in C1a). Diese von Achtsamkeit und Höflichkeit geprägten Sprechhandlungen – die im Vergleich zu den expliziten, ohne Anrede erfolgenden Befehle (B5) viel häufiger vorkommen –⁵⁷ beweisen, dass das virtuelle Tier allmählich den Status eines Interaktionspartners einnimmt, der eine möglichst symmetrische Interaktionsform einfordert. Gleichermaßen in diese Richtung weisen diejenigen Äußerungen (C1b), mit denen die Spieler Trico wissen lassen, was sie gerade tun (*Ich komm gleich wieder, warte auf mich*) oder unmittelbar tun werden,⁵⁸ und ihn auch um Erlaubnis bitten (*Darfich nochmals auf dich drauf?* in C2a). Eleganterweise lässt sich damit die Moderationsfunktion und Information an die Zuschauer*innen – um die nächste Herausforderung zu meistern, muss man z. B. auf Trico hinaufklettern – in das

55 »Ja! Er hat sie gleich gewittert. Das ist ja ein halber Hund würd ich sagen, oder. Oh guck mal, wie der die Pfoten hebt. Da! Leckerlecker« (Bruugar 2016a: 00:18:00) und später: »Aber für das, dass es ein Hund ist, hört er nicht gut« (ebd: 00:20:00).

56 Vgl. auch Bergmann 1988: 308. Hier zeigt sich, was Bergmann an den menschlichen kommunikativen Mustern in Bezug auf Tiere bemerkt, dass sie nämlich »sehr beschränkt« sind und »in hohem Maße repetitiv angewandt werden« (ebd.)

57 Bei Huneke's Untersuchung wird deutlich, dass bei realem tiergerichteten Sprechen das Kommandoregister viel häufiger gezogen wird (vgl. Huneke 2004: 66-90).

58 Gehäuft kommt dies an einem Punkt vor, wenn die Spieler Trico kurze Zeit verlassen müssen, um in eine Öffnung in der Wand zu kriechen.

interaktive Zusammenspiel mit dem virtuellen Tier einbinden. Gleichzeitig wird der Nutzbarkeitsaspekt sehr stark zurückgenommen und Trico, der sich tatsächlich wehren könnte, als ein gleichwertiges Gegenüber behandelt. In diesen besonders verdichteten Äußerungsmomenten kommt die Involvierung der Let's Player und gleichzeitig Tricos Etablierung als Interaktionspartner sicherlich am eindrücklichsten zum Ausdruck.

In der letzten Spielphase kommt es dann zu einer regelrechten Massierung von Aussagen, die den Freundschafts- und Bindungsaspekt unterstreichen (C3). Einige Let's Player drücken mit Konstruktionen in der 3. Person Plural (*wir, unser*), mittels konjunktionalen Explizierungen (*Du und ich*) und spezifischer Partikelverben (*zusammenarbeiten*) aus, dass man aufeinander angewiesen ist und dass man von nun an gemeinsam – im intensivsten Fall sogar als Freunde (*und das ist der Beginn einer wunderschönen Freundschaft*) – die weiteren Spielhandlungen bestreiten wird.⁵⁹

5. Fazit: Die Janusköpfigkeit des Umgangs mit digitalen Tieren

Mit digitalen Tieren umzugehen ist eine ambivalente Angelegenheit. Dies hat nicht nur die grundlegende Frage nach den Repräsentations- und Funktionsarten gezeigt, in denen die Handlungsmöglichkeiten mit einem tierischen Gegenüber in der Regel auf seine Nutzbarmachung – als atmosphärische Dekoration oder handlungsintensivierender Aspekt (Stichwort Zähmung) – reduziert bleiben. Auch die Kategorie des *Gefährten* stellte sich in der Diskussion als unerwartet prekär heraus: Tierische Gefährten werden in digitalen Spielen immer häufiger eingesetzt, nicht nur, weil es die technischen Umstände erlauben, sondern auch, da damit die Erlebbarkeit der Spielwelt gesteigert werden kann. Sie implizieren als grundlegende Charakteristik eine emotionale Involvierung. Dies wird in manchen Spielen durch Zähmung des Tiers bewerkstelligt, um sich dann im Spielverlauf jedoch als grundsätzlich verschleiernde, euphemisierende Form von Nutzbarmachung zu entpuppen – das Tier wird zum gehorsamen Haustierwerkzeug abgerichtet.

Auch in *THE LAST GUARDIAN*, das als Spielinhalt die Thematik der Beziehung und Etablierung einer Partnerschaft zwischen menschlichen Spieler*innen und digitalem Tier ganz in den Mittelpunkt stellt, und dazu sehr gezielt involvierende Schlüsselmomente, die an die Hilfsbereitschaft und Empathie der Spieler*innen

59 Vollständigkeitshalber sollen hier auch die Äußerungen aus englischsprachigen Let's Plays erwähnt werden: Trico, how do we get out of here?//We did it, we got out!//Just me and him, having fun together [Jacksepticeye]; I'm not gonna let go. We're gonna go (vgl. Anmerkung 47)//We are friends for live now! [Pewdiepie]; You're kind to start to see our our relationship with him building//We are here together, pal, you and me! [ChristopherOdd].

appellieren, bereithält, um die Möglichkeiten einer emotionalen Bindung wortwörtlich durchspielbar zu machen, lässt sich keine eindeutige Tendenz zu einem gleichberechtigten Umgang der Spieler*innen mit dem Tier feststellen.

Sicher ist, dass nach den ersten 30 Spielminuten von *THE LAST GUARDIAN* ausnahmslos alle vier Spieler, deren Let's Plays analysiert wurden, eine emotionale Beziehung zum virtuellen Tier aufgebaut haben. Was aber auch deutlich zum Ausdruck kommt, ist nicht nur die unterschiedliche Intensität dieser emotionalen Beziehung, sondern auch die damit verbundene grundlegende Einstellung der jeweiligen Spieler bereits zu Beginn des Spiels und zu Tieren im Allgemeinen: Chrizz oder Domtendo etwa stellen sich gleich zu Beginn als begeisterungsfähige Anhänger vor. Ganz im Gegenteil dazu agiert Martin zunächst als verhaltener Spieler, dessen teilweise deutlich artikuliert Vermeidungstaktik, mit Trico in Interaktion zu treten, in seiner eher vorsichtig-verhaltenen Freude an dem Tier im späteren Verlauf des Spiels spiegelt.

Aufgrund der Moderations- und Kommentieraufgaben, die als Let's Player erfüllt werden müssen, bietet das sprachliche Material eine Fülle von Hinweisen, die unter Zuhilfenahme ethnomethodologisch-konversationsanalytisch und multimodal-interaktionsanalytisch informierter Methoden aufschlussreiche Befunde ermöglichen. Was besonders deutlich wurde, ist der außerordentlich wichtige Aspekt der technischen Umsetzung bei der Repräsentation von digitalen Tieren: Lebensechtheit bzw. Authentizität in Darstellung und in Verhalten gleichermaßen sind der Katalysator für die Akzeptanz des Gegenübers als gleichwertiger Interaktionspartner. Trico, an sich ein erfundenes Fabelwesen, ist in seiner Darstellung akribisch umgesetzt und sein Verhalten repräsentiert bezüglich KI-Programmierung den neuesten Stand der Technik. Letzteres ist umso wichtiger, als er nicht immer auf Knopfdruck gehorchen, sondern Unabhängigkeit und somit von den Spieler*innen unbeeinflussbare Handlungsmächtigkeit bewahren soll. Dass er dies als digitales Tier tut, ist nicht nur bemerkenswert, sondern erhöht, wie die Analysen zeigen, offensichtlich das Erleben von Trico als eigenwilligem, emanzipiertem und gerade deshalb als gleichwertig akzeptierbarem Spielpartner. Damit lässt sich auch im Rückgriff auf die Durchsicht und Diskussion der bereits bestehenden Typologien feststellen, dass *Authentizität in der Darstellung* eine bislang fehlende Kategorie bedeutet, die zukünftig mitberücksichtigt werden sollte.

In der Analyse des Spiels *THE LAST GUARDIAN*, in dem das Vertrauen des Tiers durch verschiedene empathische Handlungen gewonnen wird, entsteht aufgrund der disparaten Vielfalt in den Äußerungen der Let's Player ein äußerst ambivalenter Eindruck, beginnend damit, dass es sich im Genre des Let's Plays immer (noch) um eine hochgradig inszenierte Darbietung handelt (Marx/Schmidt 2019), in der Empathie sogar »ein instrumentelles oder manipulatives Mittel sein [kann], um in Hinblick auf das tierliche Andere ein bestimmtes Handlungsziel zu erreichen« (Steen 2020: 277): Das Vorführen einer emotionalen Bindung an ein virtuel-

les Tier als werbewirksame Attraktion. Obwohl diese Inszeniertheit nicht von der Hand zu weisen ist, sprechen doch einige Punkte aus den Analysen für eine genuin erlebte emotionale Bindung zwischen den menschlichen Spielern und dem virtuellen Tier: Zuerst natürlich der nach ungefähr 30 Spielminuten eintretende Kulminationspunkt mit zahlreichen Freundschaftsbezeugungen, die nachvollziehbar machen, dass eine Etablierung der Beziehung zu Trico, in der Partnerschaft und gleichwertig-symmetrische Interaktion hochgehalten wird, stattfindet. Dann das zahlreich beobachtbare Sprechen *mit* Trico, das Anerkennen des digitalen Gegenübers »überhaupt als ein ›Du«, mit dem man irgendwie kommunizieren kann« (Wiedenmann 2009: 82). Ebenso die verschiedenen Aussagen, die von – in diesem virtuellen Kontext absurd anmutender – Höflichkeit und Achtsamkeit gegenüber dem Tier zeugen, und die Indizien dafür sind, dass im Spielverlauf eine respektvolle Haltung tatsächlich angeeignet wird.

Die Vielzahl der sprachlichen Ausdrücke, die eindeutig der *pet-directed-speech* entstammen, scheinen diese emanzipierte Haltung dennoch ein Stück weit zu nivellieren: Die grundlegende Idee des Spiels, aus Trico kein Haustier zu machen, bleibt eine Illusion. Ein letztes Beispiel soll dies verdeutlichen: Bruugar, der relativ rasch beginnt, Trico direkt anzusprechen, fällt mit zahlreichen, sehr stark *pet-directed-speech*-orientierten Äußerungen auf (s. Zusammenstellung o., B2). Als Trico in der Kommentarfunktion des Let's Plays mit einem Tamagotchi verglichen wird,⁶⁰ dementiert das Bruugar jedoch vehement [Bruugar 2016b, Transkript beginnt bei 00:13:48]:

```
BRU2_01 B: ich find den vergleich mit tamagotchi übrigens
           nicht
           `ganz FAI:R leute-
BRU2_02   aso (-)es ist kEIn tamaG0tchi.=
BRU2_03   =der kann viel_viel MEHR;
BRU2_04   TRico.
BRU2_05   <<all> ausserdem ist es ja_n richtiges SPIEL und
           die
           beiden haben sone richtige schöne synerGIE und es
           entwickelt sich ne FREUNDSchaft beziehungsweise-
BRU2_06   °h so eine richtige beZIEHUNG zwischen dem
           jÜngen und seinem sch0:sstier==
BRU2_07   =beziehungsweise seinem FREUND einfach.>
BRU2_08   also ich find das ECHT schön gemacht bisher-
```

60 Bruugar bezieht sich auf den Kommentar, den User Grimlog auf seiner Let's Play-YouTube-Seite hinterlässt: »Mal schauen, was das wird. *Bisher ist's ein virtuelles Haustier zum Streicheln und Füttern. Fand damals schon Tamagochi seltsam*, ist das hier auch so nur mit brauchbarer Grafik? Weiß ja nicht... abwarten.« (Bruugar 2016a, Hervorhebung HK).

BRU2_09 <<all> gebt den beiden ein bisschen ZEIT und ihr werdet dann vielleicht auch noch sEhen dass es MEHR ist als ein einfach nur doofes> vIEH, das man-
BRU2_10 das man TÄTscheln und verhÄtscheln muss;

Trico sei kein »doofes Vieh« (Z BRU2_09), das als – in Anlehnung an Tamagotchi pflegebedürftiges – Haustier »verhättschelt« werden müsse (BRU2_10) und es gehe in dem – ebenfalls in Anlehnung an Tamagotchi als simples Spielzeug – »richtigen Spiel« (Z BRU2_05) um den Beziehungsaspekt und die Entwicklung einer Freundschaft zwischen Junge und Tier (Z BRU2_06). Die Überzeugung des Let's Players sei hier nicht angezweifelt, jedoch zeigt sich in der Wahl der Begriffe, welche die Beziehung beschreiben und der sogleich nachgeschobenen Präzisierung, die aufgrund des Hedging den Eindruck einer Verbesserung macht, die Janusköpfigkeit im Umgang mit digitalen Tieren: »Es entwickelt sich eine Freundschaft, also so eine richtige Beziehung zwischen Jungen und *seinem Schoßtier*, beziehungsweise seinem Freund *einfach*«. Die Konnotationen des – nicht-lexikalisierten – Ausdrucks *Schoßtier* stehen völlig konträr zu dem offensichtlichen Wunschtraum nach einer emanzipierten Tier-Mensch-Beziehung, auch in digitalen Spielen. Immerhin, so lässt sich rettend argumentieren, offenbart der Ausdruck, der sich nach Tricos Aussehen gemessen nicht auf seine Größe beziehen kann, einen stark emotionalen Aspekt.

Die Analysen der durch die Let's Player sprachlich nachvollziehbar gemachten Beziehungsentwicklung zum digitalen Tier lassen erkennen, dass diese Janusköpfigkeit zu einem großen Teil durch das bereits eingeschliffene Sprachmaterial beinahe unvermeidbar wird: Emotionales Sprechen mit Tieren äußert sich primär durch Merkmale der *pet-directed-speech*, sogar bei Spielern, die einen emanzipierten Umgang zu pflegen gewillt sind, wie im Fall von Domtendo oder Chrizz. Es stellt sich damit grundlegend die Frage, ob ein emanzipierter Umgang mit Tieren überhaupt möglich ist, wenn sich das emotionale Sprachverhalten offensichtlich bereits durch eine stark eingeschliffene, ungleichwertig wirkende Routinehaftigkeit auszeichnet. Dies ist eine Thematik, die auch in den zukünftigen Diskussionen um Tier-Mensch-Beziehungen in einem stärkeren Maße mitberücksichtigt werden muss.

In diesem Beitrag unberücksichtigt, aber für zukünftige Analysen ebenfalls hinzuzuziehen ist der kulturelle Kontext des Spiels mit seinen ganz eigenen Prämissen: THE LAST GUARDIAN ist ein japanisches Spiel, das bereits in seinem Originaltitel (人喰大鷲: Toriko, der menschenfressende Riesenadler) exklusiv auf das tierische Gegenüber und seine Gefährlichkeit verweist, gleichzeitig aber durch die Namengebung (*tori* jap. »Vogel«, *ko* jap. »Kind«) bereits in sich ambivalente Züge aufweist. In Analogie zu der Erfolgsmaschinerie POKÉMON (Nintendo, seit 1996) bzw. zu dem Protagonisten Pikachu stellt sich die Frage, inwieweit vielleicht die – west-

liche (?) – Suche nach Eindeutigkeit und Verneinung einer möglichen Vereinigung von widersprüchlichen Kategorien – »property, possession, and tool, but also something much more in the story: free agent, loyal pet, personal friend« (Allison 2006: 228) – auch in Bezug auf tierische Gefährten eingehend beleuchtet werden sollte.

Literatur

- Aarsand, Pål André/Aronsson, Karin (2009): »Response cries and other gaming moves—Building intersubjectivity in gaming«, in: *Journal of Pragmatics* 41, S. 1557-1575.
- Abend, Pablo/Hawranke, Thomas (2016): »Deep Hanging Out mit dem vermeintlich Wilden. Tier-Mensch-Beziehungen im Computerspiel«, in: *Tierstudien* 9, S. 135-44.
- Ackermann, Judith (Hg.) (2017): *Phänomen Let's Play-Video. Entstehung, Ästhetik, Aneignung und Faszination aufgezeichneten Computerspielhandelns*, Wiesbaden: Springer.
- Allison, Anne (2006): *Millennial Monsters: Japanese Toys and the Global Imagination*. Berkley: University of California Press.
- Beil, Benjamin (2012): »Genrekonzepte des Computerspiels«, in: *Gamescoop* (Hg.), *Theorien des Computerspiels*, Hamburg: Junius, S. 75-103.
- Ben-Aderet, Tobey et al. (2017): »Dog-directed speech: why do we use it and do dogs pay attention to it?«, in: *Proc. R. Soc. B*. <http://dx.doi.org/10.1098/rspb.2016.2429>.
- Benjamin, Alex/Slocombe, Katie (2018): »»Who's a good boy?!« Dogs prefer naturalistic dog-directed speech«, in: *Animal Cognition* 21, S. 353-364.
- Berger, John (1980): *About Looking*. New York: Pantheon Books.
- Bergmann, Jörg (1988): »Haustiere als kommunikative Ressource«, in: *Kultur und Alltag. Sonderband 6 der Zeitschrift »Soziale Welt«*, S. 229-312.
- Chittaro, Luca/Sioni, Riccardo (2012): »Killing Non-Human Animals in Video Games: A Study on User Experience and Desensitization to Violence Aspects«, in: *PsychNology Journal* 10 (3), S. 215-243.
- Bruugar (2016a): »THE LAST GUARDIAN #01 – Trico (Let's Play Gameplay Deutsch PS4 Pro)«. <https://www.youtube.com/watch?v=zOHRIhvTYqo> vom 05.12.2016.
- (2016b): »THE LAST GUARDIAN #02 – Eine große Kraft (Let's Play Gameplay Deutsch PS4 Pro)«. <https://www.youtube.com/watch?v=9Mjmo0NkQ44> vom 05.12.2016.
- ChristopherOdd (2016): »The Last Guardian Gameplay Part 1 – TRICO! – Lets Play Walkthrough«. <https://www.youtube.com/watch?v=XH4f-GRRhUA> vom 05.12.2016.

- ChrizzPlay (2016): »THE LAST GUARDIAN #001 Vertrauen gewinnen [Deutsch | German] Let's Play The Last Guardian«. <https://www.youtube.com/watch?v=Eh6z-nQBmBA> vom 05.12.2016.
- Darwin, Charles (1872/1898): *The Expression of the Emotions in Man and Animals*. New York: Oxford University Press.
- Die Bundesregierung (2017): »Computerspiele sind Kulturgut«. <https://www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/computerspiele-sind-kulturgut-219372> vom 22.08.2017.
- Domtendo (2016): »THE LAST GUARDIAN Part 1: Unser fabelhafter Freund Trico«, <https://www.youtube.com/watch?v=6rwBwqpA5aU> vom 07.12.2016.
- Fothergill, B. Tyr/Flick, Catherine (2016): »The ethics of human-chicken relationships in video games: the origins of the digital chicken«, in: *ACM SIGCAS Computers and Society* 45 (3), S. 100-108.
- Gergely, Anna et al. (2017): »Differential effects of speech situations on mothers' and fathers' infant-directed and dog-directed speech: An acoustic analysis«, in: *Scientific Reports* 7. <http://dx.doi.org/10.1038/s41598-017-13883-2>.
- Haraway, Donna (2003): *The Companion Species Manifesto: Dogs, People, and Significant Otherness*. Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Hirsh-Pasek, Kathy/Treiman, Rebecca (1982): »Doggerel. Motherese in a new context«, in: *Journal of Child Language* 9, S. 229-237.
- Hobin, Nicholas (2019): »Animal Eyes. Meeting the Look of the Video Game Animal«, in: *Public* 30 (June), S. 72-77.
- Huneke, Hans-Werner (2004): *Sprechen zu Tieren. Formen und Funktionen tiergerichteten Sprechens*. München: IUDICIUM.
- Jacksepticeye (2016): »I'VE WAITED SO LONG FOR THIS!!! | The Last Guardian – Part 1«, <https://www.youtube.com/watch?v=2euZWNuZRTk> vom 05.12.2016.
- Jański, Krzysztof (2016): »Towards a Categorisation of Animals in Video Games«, in: *Homo Ludens*, 1 (9), S. 87-101.
- Huizinga, Johan (1987): *Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel*. Reinbek: Rowohlt.
- Kato, Hiloko (2019): »»Where do you go, Trico?«: Talking to Animal Companions in the Video Game The Last Guardian«, in: *Proceedings of the 2nd International Workshop on Vocal Interactivity in-and-between Humans, Animals and Robots (VIHAR)*, S. 75-81.
- Kato, Hiloko/Bauer, René (2016a): »Hänsel und Gretel. Konstruktion und Rezeption von Orientierungshinweisen im Spielraum«, in: Martin Hennig/Hans Kraß (Hg.), *Spielzeichen. Theorien, Analysen, Kontexte des zeitgenössischen Computerspiels*. Boizenburg: Werner Hülsbusch Verlag, S. 308-330.
- (2016b): »The Player as Puppet? Visualised Decisions as a Challenge for Computer Games«, in: Mela Kocher/René Bauer/Beat Suter (Hg.), *Game Mechanics – Rules for the Magic Circle*, Bielefeld: transcript, S. 217-241.

- Keating, Elisabeth/Sunagawa, Chiho (2010): »Participation cues: Coordination activity and collaboration in complex online gaming worlds«, in: *Language in Society* 39, S. 331-356.
- Laurer, Eric/Reeves, Stuart (2014): »Cameras in video games: Comparing play in Counter-Strike and the Doctor Who Adventures«, in: Mathias Broth/Eric Laurier/Lorenza Mondada (Hg.), *Studies of video practices: Video at work*. New York: Routledge.
- Martinspielt (2016): »The Last Guardian Gameplay German #1 – Let’s Play The Last Guardian Deutsch«, <https://www.youtube.com/watch?v=GFOOKIMb9wE> vom 07.12.2016.
- Marx, Konstanze/Schmidt, Axel (2019): »Making Let’s Plays Watchable: Praktiken des stellvertretenden Erlebbar-Machens von Interaktivität in vorgeführten Videospiele«, in: Konstanze Marx/Axel Schmidt (Hg.), *Interaktion und Medien. Interaktionsanalytische Zugänge zu medienvermittelter Kommunikation*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 319-351.
- Mondada, Lorenza (2013): »Coordinating mobile action in real time: The timely organisation of directives in video games«, in: Pentti Haddington, Lorenza Mondada, Maurice Nevile (Hg.), *Interaction and Mobility. Language and the Body in Motion*. Berlin: De Gruyter.
- (2016): *Conventions for multimodal transcription, Version 3.0*, https://franzoesistik.philhist.unibas.ch/fileadmin/user_upload/franzoesistik/mondada_multimodal_conventions.pdf vom 06.07.2016.
- Muhle, Florian (2018): »Sozialität von und mit Robotern? Drei soziologische Antworten und eine kommunikationstheoretische Alternative«, in: *Zeitschrift für Soziologie*, 47 (3), S. 147-163.
- Ouellette, Marc/Conway, Steven (2019): »A Feel for the Game: AI, Computer Games and Perceiving Perception«, in: *Eludamos. Journal for Computer Game Culture* 10 (1), S. 9-25.
- Park, Gene (2019): »Once ›a new art form,‹ Let’s Play videos are facing a glut«, in: *The Washington Post*, 3. Mai 2019. <https://www.washingtonpost.com/arts-entertainment/2019/05/03/once-new-art-form-lets-play-videos-are-facing-glut/vom-03.05.2019>.
- Petrus, Klaus (2013): »Die Verdinglichung der Tiere«, in: Chimaira – Arbeitskreis für Human (Hg.), *Tiere Bilder Ökonomien. Aktuelle Forschungsfragen der Human-Animal Studies*, Bielefeld: transcript, S. 43-62.
- Reeves, Stuart/Greiffenhagen, Christian/Laurier, Eric (2016): »Video gaming as practical accomplishment: ethnomethodology, conversation analysis, and play«, in: *Topics in Cognitive Science* 9 (2), S. 308-342. <https://doi.org/10.1111/tops.12234>
- PewDiePie (2016): »THE LONG WAIT IS FINALLY OVER! – The Last Guardian – Part 1«, <https://www.youtube.com/watch?v=owuBbymxkMI> vom 05.12.2016.

- Sarazar (2016): »FAR CRY: PRIMAL #004 – Der weiße Wolf & die Eule | Let's Play Far Cry: Primal«, <https://www.youtube.com/watch?v=Pfv9hBHQKns> vom 26.02.2016.
- Schechner, Richard (2013): *Performance studies. An Introduction*. London: Routledge.
- Schegloff, Emanuel A. (1968): »Sequencing in Conversational Openings«, in: *American Anthropologist* 70 (6), S. 1075-1095.
- Selting, Margret et al. (2009): »Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2)«, in: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, S. 353-402.
- Sjöblom, Björn (2011): *Gaming interaction: Conversations and competencies in internet cafés*. PhD thesis. Linköping University Electronic Press.
- Steen, Pamela (2020): »Selektive Empathie mit Tieren«, in: Katharina Jacob/Klaus-Peter Konerding/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), *Sprache und Empathie. Beiträge zur Grundlegung eines linguistischen Forschungsprogramms*, Berlin: de Gruyter, S. 249-284.
- Stuart, Keith (2016): »The Last Guardian creator: »I can't face playing my own game«. *The Guardian*, 28. Juni 2016. <https://www.theguardian.com/technology/2016/jun/28/the-last-guardian-fumito-ueda-interview> vom 28.06.2016.
- Tannen, Deborah (2004): »Talking the Dog: Framing Pets as Interactional Resources in Family Discourse«, in: *Research on Language and Social Interaction* 37 (4), S. 339-420.
- Tekin, Burak S./Reeves, Stuart (2017): »Ways of spectating: Unravelling spectator participation in Kinect play«, in: *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems*, S. 1558-1570.
- TetraNinja (2016): »The Last Guardian Walkthrough Part 1 – Trico (PS4 Pro Let's Play Commentary)«, <https://www.youtube.com/watch?v=Rt3F8VYowME> vom 05.12.2016.
- Wiedenmann, Rainer E. (2009): *Tiere, Moral und Gesellschaft. Elemente und Ebenen humanimalischer Sozialität*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wierzbicka, Anna (2004): »The English Expressions Good Boy and Good Girl and Cultural Models of Child Rearing«, in: *Culture & Psychology* 10 (3), S. 251-277.
- Wilson, Devin (2015): »The Eurogame as Heterotopia«. <http://analoggamestudies.org/2015/11/the-eurogame-as-heterotopia/> vom 09.11.2015.

Teil 2: Mensch und Maschine

Posthumanismus und sprachliche Praxis

Literatur am Rande des Menschlichen am Beispiel von Emma Braslavskys Roman *Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten*

Lisa Jüttner

1. Einleitung

Zunächst werden wichtige Aspekte der aktuellen posthumanistischen Ansätze kurz beleuchtet, um einen Einblick in die sehr komplexe Theorie zu geben. Literatur kann im Anschluss an eine Verschiebung von sprachlichen zu materialistischen Ausprägungen als Praktik begriffen werden, die in Austausch mit ihrer Umwelt Entwicklungen aufgreift. Der 2019 erschienene Roman von Emma Braslavsky *Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten*, lässt sich auf inhaltlich-thematischer, sowie textstruktureller Ebene als Auseinandersetzung mit den Themen des Posthumanismus deuten. Damit bildet er ein diskursives Element im Praxisgefüge der posthumanistischen Diskussion. Insbesondere weil sich der Posthumanismus um eine praktisch-materialistische Ausrichtung bemüht, sollten posthumanistische Denk- und Interpretationsmuster nicht bei der Theorie stehen bleiben, sondern kulturelle Reaktionen darauf in ihre Überlegungen mit einbeziehen. Braslavskys Roman fügt dem Diskurs ein neues Element hinzu. Im Anschluss an die Darstellung einiger theoretischer Ansätze wird der Roman anhand zweier Gesichtspunkte näher analysiert: Zum einen soll die sprachliche Praxis in der Kommunikation untersucht werden, die mit oder im Zusammenhang mit den nicht-menschlichen Akteuren des Romans dargestellt ist. Zum anderen findet zum Ende des Romans eine Art Mensch-Maschine-Hybridisierung innerhalb der Hauptfigur statt, die sich mit einem posthumanistischen Verständnis von Leben und Sterben interpretieren lässt. Die Verknüpfung von posthumanistischer Theorie und literaturwissenschaftlicher Praxis soll ein Gesamtbild posthumanistischer Denkansätze liefern.

2. Posthumanismus – Transhumanismus – Antihumanismus?

Der kritische Posthumanismus bezieht sich in vielerlei Hinsicht explizit auf die theoretischen Überlegungen der Postmoderne (vgl. Loh 2018: 12). Anknüpfend an die Subjektkritiken von Foucault, Irigaray, Butler und anderen, sowie an die antihumanistischen Ansätze poststrukturalistischer Philosoph*innen, verweist der Posthumanismus kritisch auf die Konstruiertheit humanistischer Wertideale. Die Konstruktion des ›westlichen humanen Subjekts‹ entwickle einen qualitativen Unterschied zu »sexualisierten, rassistierten oder naturalisierten Anderen« (Braidotti 2014: 32). In diesem Sinne greift der Posthumanismus in seiner Dekonstruktion postkoloniale und feministische Ansätze auf. Braidotti betont die dialektischen Prozesse, die, ausgelöst durch das humanistische Ideal, jahrhundertlang das Selbstverständnis des ›Selbst‹ in Alterität und Abgrenzung zum ›Anderen‹ prägten (vgl. Braidotti 2014: 33). Herbrechter (2009) nähert sich einer Definition des Posthumanismus vorsichtig, indem er ebenfalls auf die antihumanistische Theorie der 1970er und 1980er verweist. Prophezeiungen, die euphorisch die Apokalypse zugunsten des Post- oder Transhumanen heraufbeschwören, seien in ihrer postanthropozentrischen Sichtweise zwar ähnlich, müssten jedoch von gegenwärtigen Entwicklungen differenziert werden. So »will ein hier vertretener kritischer Posthumanismus lediglich das mögliche Ende einer bestimmten Sichtweise des Menschen, nämlich das des Humanismus untersuchen und evtl. dessen Wandel forcieren helfen« (Herbrechter 2009: 7). Es entstehe gerade aus der Einsicht, dass die Idee des Postanthropozentrismus ernst zu nehmen sei, ein Bedürfnis nach Reformierung und Restabilisierung des Menschen, nämlich »[d]en Menschen nach dem ›Ende des Menschen‹ zu denken, ohne in apokalyptische Mystik oder neue Formen von Spiritualität und Transzendenz zu verfallen« (Herbrechter 2009: 7). Dabei gehe es um die kritische Begegnung mit dem Humanismus und seiner Stellung innerhalb normativer Prozesse. »Das Humane ist eine normative Konvention. Als solche ist es nicht durch und durch negativ, nur hochgradig normierend und damit instrumentalisierbar zum Zwecke der Ausgrenzung und Diskriminierung.« (Braidotti 2014: 31). Ein kritischer Posthumanismus solle »die Spezies Mensch als geschichtlichen ›Effekt‹ und Humanismus als ideologischen ›Affekt‹« (Herbrechter 2009: 11) verstehen, die es beide von innen heraus zu dekonstruieren gelte, ohne dabei das POST- also das ›Nach-Humane in den Fokus zu stellen. Tatsächlich scheint es dem Posthumanismus darum zu gehen, die dem Antihumanismus implizite Negierung alles Menschlichen aufzulösen. Die Klarheit, dass sich der Humanismus, sei er auch als Ideologie begriffen, nicht einfach restlos beseitigen lässt, ist deshalb in der Bezeichnung Posthumanismus eingeschlossen (vgl. Herbrechter 2009: 19). Braidotti bezieht sich auf Derrida, wenn sie versucht, den Widerspruch posthumanen Denkens zu beschreiben. So sei in jeder Kritik und jeder Gegenwart die ›immanente Spur‹ des Humanismus vorhanden, sich von ihm freizusprechen un-

möglich. Stattdessen gelte es die »Spur der epistemischen Gewalt« (Braidotti 2014: 35), die sich in der realen Gewalt am strukturellen ›Anderen‹ materialisiert, aufzudecken und auszulöschen. Sie nennt explizit die Dekonstruktion als Errungenschaft der Postmoderne, sieht jedoch auch »eine gewisse Ungeduld angesichts der Grenzen ihres sprachlichen Bezugsrahmens« (ebd. 2014: 36). Was ein posthumanistischer Denkansatz nahelegt, ist ein materialistischer Zugang, eine bewegliche Fokussierung auf »Praktiken, Tätigkeiten und Handlungen« (Barad 2012: 12) – zu der sprachliche Praktiken selbstverständlich auch gehören.

Während sich Braidotti insbesondere am vitruvianischen Schönheitsideal orientiert, um ›das Humane‹ zu beschreiben, entwickelt Herbrechter eine kulturanthropologische Annäherung an den Humanismus: »Humanismus ist also die Idee, dass durch ständiges Identifizieren mit einer quasi-mystischen universellen menschlichen ›Natur‹ große kulturelle Errungenschaften hervorgebracht werden, die den Zusammenhalt der Menschheit als Ganzes darstellen« (Herbrechter 2009: 15). Die hier von Herbrechter etwas polemisch formulierte Humanismus-Definition lässt sich zurückführen auf die Annahme des (literarischen) Realismus, dass Wirklichkeit durch die Erfahrung eines Individuums im Medium der Kultur mit anderen Individuen geteilt werden könne. Kultur erhalte in diesem Fall eine Repräsentationsfunktion in Bezug auf die Wirklichkeit, Erfahrung würde durch im Menschen angelegtes Wissen interpretierbar und erfahrbar gemacht. Die Basis des ›Mensch-Seins‹ würde einer ontologischen Natur zugeschrieben, die sich einer kritischen Auseinandersetzung zu entziehen scheint. Eng damit verknüpft sind Fragen nach Identität und Zugehörigkeit ebenso aber auch die Frage nach einer eigenständigen Lebendigkeit von Materie und den jeweiligen Bezeichnungsprozessen. Wann gilt etwas als ›menschlich‹? Welches kategoriale Referenzsystem steckt dahinter? In Bezug auf eine literatur-, kultur-, oder sprachwissenschaftliche Kritik erscheint die Frage nach der Medialität von besonderer Bedeutung. So werden Medien in der posthumanistischen Theorie nicht nur als neutrale Vermittler der Repräsentation betrachtet, sondern in ihrer Eigendynamik »mitsamt ihrer identitätsstiftenden Funktion und ihrer ›Positionierung‹ von Subjekten« (Herbrechter 2009: 15) kritisch miteinbezogen.

Die Differenzierung Transhumanismus – Posthumanismus bringt häufig Schwierigkeiten mit sich. Loh definiert in ihrer Einführung den Transhumanismus als »die technologische Transformation des Menschen zu einem posthumanen Wesen« (Loh 2018: 11). Damit spricht sie eine weitere dominierende Akzentuierung der Diskussion um das Posthumane an. »Dieser Aspekt ist nun der, der eindeutig technologiebetrieben ist« (Herbrechter 2009: 19). Interessanterweise hebt er sich deutlich von der akademisch geprägten Theorie der Postmoderne ab, indem er auch populärkulturelle Bereiche miteinschließt. Es geht dabei um einen öffentlichen Diskurs, in dem verschiedene Ausprägungen des technischen Fortschritts in ihrem Einfluss auf menschliche Entwicklung in den Fokus geraten. Während

der Mensch beständig daran arbeitet, sich selbst durch technische Mittel zu überwinden, stellt ein kritischer Posthumanismus die Frage, nach welcher technologischen Perfektion gestrebt wird und was anschließend vom Menschen selbst noch erhalten bleibt. »Die verselbstständigte Entwicklungs- und (Selbst-)Transformationsideologie braucht keine großen Erzählungen mehr, die traditionell auf die Emanzipation der Menschheit abzielen. Sie droht stattdessen zur Verkörperung des Inhumanen oder sogar Posthumanen zu werden, denn für sie ist der Mensch nur ein Mittel zum Zweck: ›Das Interesse der Menschen wird dem des Überlebens der Komplexität untergeordnet‹ (Lyotard, 1988a: 15).« (Herbrechter 2009: 12)

3. Das posthumanistische Subjekt

Da sprachliche Konstruktionen immer ein anthropozentrisches Denken beinhalten, will der Posthumanismus sie als Spiegelung oder Entsprechung von Wirklichkeit dezentralisieren. Würde die menschliche Sprache als Referenzsystem von Wirklichkeit statuiert, wäre diese Wirklichkeit nicht von einem Menschen abgelöst denkbar. Sie wäre das einzige Medium, um Wirklichkeit erfahrbar zu machen, obgleich sie in der Kommunikation nicht-menschlicher Akteure keine oder zumindest eine andere Rolle spielt. So schreibt Braidotti: »Der Antihumanismus besteht darin, den menschlichen Akteur von dieser universalistischen Position abzukoppeln, ihn dazu aufzurufen, sich sozusagen zu verlegen auf die Formen seines konkreten Handelns« (Braidotti 2014: 29). Der Zwischenschritt sprachlicher Reflexion wäre in seiner wirklichkeitskonstituierenden Funktion relativiert. Sie ersetzt das »humanistische Einheitssubjekt« durch ein »komplexeres, relationales Subjekt [...] bestimmt durch die Grundeigenschaften von Verleiblichung, Sexualität, Affektivität, Empathie und Begehren« (ebd. 2014: 32). Sie prägt dazu den Begriff des »nomadischen Subjekts« in Abgrenzung zum einheitlichen Subjekt. Das posthumanistische Subjekt könnte demnach also nicht nur Mensch, Tier, Maschine, sondern es könnte auch ein Text sein, in dem sprachlich normierte Strukturen aufgelöst und dezentriert werden.

In Subjektivierungsprozessen spielen dialektische Zusammenhänge zwischen Natur und Kultur eine Rolle, die – auch in ihrer interdependenten Verhältnismäßigkeit – das menschliche Ideal in Abgrenzung zu dem »Anderen« herausstellen. Die menschliche Wesenheit definiert sich also über das Inhumane und die Abgrenzung davon. Das, was als human/menschlich gilt, wird in seiner Nicht-Wesenheit erkannt, also mithilfe dessen bezeichnet, was es nicht ist (z.B. in Abgrenzung zu Tieren oder Robotern u.ä.). Ein Beispiel für begriffliche Annäherungen an »das Menschliche« sind humane Zuschreibungen wie Nächstenliebe oder Mitgefühl, die normative Handlungsmuster produzieren und alles andere in den Bereich des Inhumanen verschieben. Nichtsdestotrotz basieren und münden diese Abgrenzungs-

prozesse in einer essentialistischen Annahme des natürlichen ›Mensch-Seins‹ inklusive dementsprechender Handlungsnormative. Braidotti formuliert die Vorstellung post-humanistischer Ethik für ein ›nicht-einheitliches Subjekt‹ als »erweitertes Gefühl der wechselseitigen Verbundenheit zwischen dem Selbst und dem Anderen – einschließlich der nichtmenschlichen oder ›erdhaften‹ Anderen« (Braidotti 2014: 54).

Eine wichtige Rolle spielt die Wiederbelebung des Körpers in seiner eigenen Aussagekraft, also nach der materialen Dimension des Menschen bzw. des Menschlichen. Tritt das Menschliche gerade dort am stärksten hervor, wo es sich dem Kreatürlichen annähert? In diesem Sinne scheint eine Betrachtung menschlicher Handlungen und Praktiken sinnvoll, um nicht Klarheit, sondern Relation aufzuzeigen. Relationen, die sich nicht nur zwischen Menschen, sondern zwischen allen Akteuren ergeben. Dabei rücken Konstellationen in den Mittelpunkt der Betrachtung. Kritischer Posthumanismus enthebt menschliche Zuschreibungen ihrer totalitären Funktion. Denn Mensch-sein ergibt sich nicht aus dem, worüber es sich definiert. Wenn überhaupt spiegelt sich Mensch-sein in einer spezifischen Form der Affektivität, die sich im relationalen Gefüge mit anderen Affektivitäten befindet.

4. Neue Subjektivitäten – Technologien und ›der Untergang des Menschen‹

»Die Polarisierung in ein technophobes und technophiles Lager ist dementsprechend endemisch in der technologischen Entwicklung, denn sie entspricht der zutiefst menschlichen Sehnsucht nach Erneuerung einerseits und Sicherheit oder Wiederholung andererseits« (Herbrechter 2009: 21).

Herbrechters Polarisierung beschreibt nicht nur eine menschliche Verhaltensweise im Zusammenhang mit technologischen Neuerungen, sondern nimmt Bezug zu einer ›zutiefst menschlichen Sehnsucht‹, die sich in der gesellschaftlichen Reaktion auf die Implementierung von ›Neuem‹ und ›Fremdem‹, das im Bereich des ›Anderen‹, in diesem Fall sogar augenscheinlich im Bereich des ›Inhumanen‹ liegt, andeutet.

Durch die Entwicklung eines neuen Subjektverständnis tun sich Fragen des alltäglichen Umgangs auf: »Muss es Rechte (und Pflichten) für ›die Maschine‹ geben? Haben Maschinen Identität, Kultur, oder eine eigene Ästhetik?« (Herbrechter 2009: 29). Ist eine ›Koexistenz‹ denkbar? Fragen wie diese lassen sich nicht aus der alltäglichen Praxis heraus beantworten. Forschung rund um die Mensch-Maschine-Kommunikation kann mögliche Szenarien antizipieren, Lebensformen erahnen oder befürchten. Literarische Praxis nimmt, wenn sie sich mit Themen des Posthumanismus beschäftigt, eine doppelte Rolle ein. Sie kann zum einen auf ei-

ner pragmatischen Ebene die Entwicklungen aufgreifen und ein Spielfeld eröffnen, auf dem sich zukünftige Szenarien vorstellen lassen. Zum anderen kann sie auf einer philosophischen Ebene selbst zum performativen Element des posthumanistischen Diskurses werden, indem sie an Lyotards ›postmoderne Fabel‹ anschließt. Lyotards 1979 veröffentlichte Studie ›Das postmoderne Wissen‹ ist eines der Standardwerke der postmodernen Theorien in der er versucht, in Abgrenzung zu den ›großen menschlichen Erzählungen‹ der Vergangenheit, mit denen Wissen produziert und verbreitet wurde, eine postmoderne Erzählung der Vielschichtigkeit zu etablieren. Ein normativer Wissensbegriff solle dabei dem Diskursiven weichen und das »Inkommensurable [...] ertragen« (Lyotard [1979] 2019: 26). Welche Rolle übernimmt ›das Erzählende‹, wenn an der Auflösung des ›erzählenden Subjekts‹ gearbeitet wird? Die Erzählung ist die Reaktion, der ›Affekt‹, auf eine »Melancholie [...], nach dem Ende des modern-humanistischen Hoffnungsprinzips [...]« (Herbrechter 2009: 10). Im Zentrum der posthumanistischen Beschäftigung und auch in der Literatur steht deshalb immer die positivistische Frage danach, was bleibt, wenn sich alles auflöst. Kann ›die Erzählung‹ das Inferno überleben? Der Roman von Emma Braslavsky macht in literarischer Form zugänglich und vorstellbar, was in den Naturwissenschaften breit diskutiert wird: »[E]ine bevorstehende Ablösung der Spezies homo sapiens durch entweder eine höher entwickelte Zwischenstufe [...] oder den Cyborg – oder eine Form von völliger ›Transhumanität‹ bzw. ›künstlicher Intelligenz‹.« (Herbrechter 2009: 16).

5. Emma Braslavsky: Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten (2019)

Emma Braslavskys 2019 erschienener Roman *Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten* spielt in Berlin im Jahr 2060, also in einer nicht ganz entfernt liegenden Zukunft. Diese Spannung zwischen Nähe und Distanz prägt das Verhältnis zwischen realer Leseinstanz und erzählter Welt: Nähe erhält der Text durch seine reale lokale Verortung. Die Geschichte ist hauptsächlich in Berlin Kreuzberg lokalisiert und Leser*innen, die sich dort ein wenig auskennen, können mühelos den Wegen der Figuren folgen. Die Diskrepanz zwischen der realen und der Romanwelt ist für ein futuristisches Panorama also relativ gering. Gleichzeitig entwickelt der Text eine Distanz zur realen Leseinstanz, indem er eine gesellschaftliche Szenerie entwirft, in der Menschen und Maschinen ganz selbstverständlich zusammenleben. Mit einem posthumanistischen Blick auf den Roman ergeben sich dadurch vielfältige Anknüpfungspunkte. Braslavskys Roman ist ein Beispiel dafür, dass es nicht mehr nur um Science Fiction geht, sondern zeigt, wie gut vorstellbar ein Szenario wie das des Romans heute schon ist. Durch die normalisierte ›Einbürgerung‹ der Partnerhubots, die als technische Lebens- und Liebesgefährten der Menschen auftreten lässt sich von einem vollzogenen technologischen Wandel sprechen, der aus gegen-

wärtiger Perspektive zwar surreal, aber durchaus im Bereich des Möglichen liegt. Der Roman lässt sich dementsprechend als Beitrag zur kritischen Betrachtung des technologischen Wandels und seinen gesellschaftlichen Veränderungen begreifen – in Bezug auf das Anliegen des Posthumanismus sogar als fiktive Beobachtung der »Ablösung« eines humanistischen Wertesystems durch ein (noch genauer zu definierendes) posthumanistisches« (Herbrechter 2009: 21).

Braslavskys Roman kann als Kriminalgeschichte bezeichnet werden: Dabei wird im zukünftigen Berlin ein selbstverständliches Zusammenleben von Robotern und Menschen inszeniert. Um auch bei der Partnerwahl keine Wünsche mehr offen zu lassen, wurde die Produktion sogenannter Partnerhubots, also perfekt angepasster Roboter, ökonomisch integriert. So kann jeder und jede sich ihren idealen Partner selbst entwerfen, bestellen und mit ihm zusammenleben. In diesem Szenario wird die erste Künstliche Intelligenz, die Sonderermittlerin Roberta zur Lösung eines Präzedenzfalls eingesetzt. Das Suizidopfer dieses Falls, Lennard Fischer, ist auf den ersten 36 Seiten bis zu seinem Todeszeitpunkt die Fokalisierungsinstanz, nach seinem Suizid tritt Roberta in die Handlung ein, die Handlung wird dann von ihr fokalisiert. Als erste arbeitende Recheneinheit ist Roberta autonom und mit sämtlichem Weltwissen ausgestattet, das es bis zu diesem Zeitpunkt gibt. Ausgangspunkt der Kriminalgeschichte ist die steigende Suizidrate, aufgeklärt werden sollen jedoch nicht die Todesfälle – deren suizidaler Ursprung scheint Konsens zu sein –, sondern die Problematik der Angehörigen. So lassen sich bei den Suizidopfern häufig keine Angehörigen finden, die Beerdigungskosten übernehmen können, dementsprechend muss dies aus öffentlicher Hand bezahlt werden. Dem will das LKA Abhilfe schaffen, doch das eigens dafür geschaffene Suizid-Dezernat ist mit der Arbeit überfordert. Roberta wird als Versuchseinheit konzipiert und eingesetzt. Die Option, diese Arbeit zukünftig von Maschinen übernehmen zu lassen, ist omnipräsent: Roberta ist der Testlauf. Die ersten 36 Seiten stellen eine Nebenhandlung dar, die kausal und chronologisch mit der Haupthandlung verknüpft ist. Auf der narratologischen Ebene gibt diese Gesamtstruktur bereits Hinweise auf eine Ablösung des Menschen durch die Maschine. Mit dem Ende der Nebenhandlung endet das Leben und auch die Fokalisierung des Menschen Lennard, beides wird durch »die Geburt« und die Fokalisierung Robertas abgelöst. Während Roberta mit der Lösung ihres Falls beschäftigt ist, begegnen ihr Strukturen des Menschlichen (z.B. die Schwerfälligkeit eines bürokratischen Apparats oder geschlechterstereotype Vorstellungen), die von ihr kritisch hinterfragt werden. So ist die Haupthandlung der Kriminalgeschichte durchzogen von reflexiv-essayistischen Textelementen. Beharrlich bleibt Roberta an ihrem Auftrag dran und löst ihn letztendlich in ihrem eigenen Stil. Indem sie als erlebende Instanz den menschlichen Strukturen gegenübergestellt wird, lassen sich Grenzen, aber auch Möglichkeiten des Menschlichen darstellen, die gegenüber einer Künstlichen Intelligenz auftreten könnten. Im Laufe der Geschichte

droht die Lösung des Falls zu scheitern. Roberta verbringt die Zeit damit, durch die Stadt zu laufen, auf der Suche nach einem Anhaltspunkt. Die vorher relativ klare Handlungsstruktur weicht einer undurchsichtigen Jagd nach dem, Roberta einprogrammierten Auftrag. Während der ›menschliche Bürokratieapparat‹ der Ämter längst zum Tagesgeschäft übergegangen ist, kann Roberta als Maschine nicht aufgeben. Dabei sind ihr von den Entwicklern keine Grenzen gesetzt, so dass die Situation außer Kontrolle gerät. Roberta merkt, dass sie »mit der Dienstvorschrift allein hier nicht ans Ziel kommen würde, sie musste ihren eigenen Weg gehen.« (Braslavsky 2019: 241). Sie programmiert sich selber um und setzt für sich neue Regeln an, um ihren Auftrag erfüllen zu können. Schlussendlich lässt sich von einer synthetischen Vereinigung von Lennard und Roberta, von Mensch und Maschine sprechen. Ich werde im letzten Kapitel näher darauf eingehen.

5.1 Technologischer Wandel

Wie bereits beschrieben kann der Roman als literarisch-fiktiver Ausblick auf einen technologischen Wandel gelesen werden, dessen Voraussetzungen in der Gegenwart der Leser*innen bereits angelegt und im Roman gesellschaftlich integriert sind. Die Handlung zeigt, wie sich ein Zusammenleben mit den Hubots gestaltet und wie diverse Reaktionen und Auseinandersetzungen mit dieser technologischen Veränderung aussehen. Diese sind von Zustimmung bis Ablehnung breit gefächert, die Hubots erfahren von Diskriminierung über Gewalt bis hin zu Liebe und Zärtlichkeit verschiedene soziale Behandlungsweisen. Im Sinne eines posthumanistischen Blicks auf die Handlungen und Praktiken sollen (sprachliche) Verhaltensweisen, die die Menschen im Zusammenhang mit den Robotern entwickeln, genauer untersucht werden. Wie gestaltet der Roman – betrachtet als sprachliche Praktik am Rande des Menschlichen – Handlungen, die zwischen Mensch und Maschine stattfinden? Inwiefern lässt sich Herbrechters These von der polarisierenden Reaktion auf den technischen Wandel darin wiederfinden? Auch die Frage nach einer Erweiterung des Subjekt-Begriffs soll anhand des Romans diskutiert werden. Inwiefern begegnen die Roboter einem durch sie bedrohten ›humanen Selbst‹? Lässt sich eine von Braidotti propagierte ›posthumanistische Ethik‹ gegenüber diesen neuen Subjektivitäten feststellen?

5.1.1 Vermenschlichung – Angleichung

Die Partnerhubots nehmen intensiven Anteil am Privatleben der Menschen. Sie werden nach individuellen Vorstellungen personalisiert und bilden perfektionierte Partner*innen. Die Mensch-Maschine-Beziehung ist der Mensch-Mensch-Beziehung in der Kommunikation und den sonstigen Verhaltensweisen sehr stark angenähert. Die erste Begegnung der Leser*in mit den Partnerhubots ist eine liebevolle Szene zwischen einem Pärchen. Zunächst gibt es keinerlei Hinweise

darauf, dass es sich nicht um ein menschliches Paar handelt. Die beiden sind körperlich intim miteinander, er »verteilt kleine Küsse auf ihrem Hals« (Braslavsky 2019: 11). Erst dann wird Beata als »Recheneinheit« bezeichnet. Der narrative Informationsaufschub hat einen Überraschungseffekt, die gewöhnliche Liebeszene wird dekonstruiert und im Sinne eines technologischen Zukunftsszenarios erweitert. Was hier stattfindet, ist Liebe und Intimität in ihrer menschlichen Form, allerdings zwischen Nicht-Mensch und Mensch – ein relativ beliebtes Motiv der Science Fiction-Kultur. Bemerkenswert erscheint die betonte Beiläufigkeit, mit der dieses entscheidende Detail in die Erzählung eingebaut wird. Die Mensch-Maschine-Beziehung ist nicht mehr Hauptbestandteil der Handlung, sie ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Mensch und Maschine bilden im Besitzer*in-Besitz-Verhältnis eine Einheit, in der es keine Konflikte gibt. Der Mensch als Konsument hat die Maschine bestellt und bezahlt, sie kann als sein Eigentum bezeichnet werden. Indem er seinen Partnerhubot ganz nach seinen eigenen Vorstellungen und Wünschen konstruieren kann, materialisiert er sich selbst darin und begegnet in diesem Verhältnis einer Art Selbstspiegelung. Letztendlich lässt sich diese Form der Mensch-Maschine-Beziehung weniger als Nächsten- denn als Selbstliebe bezeichnen. Die affirmative Haltung gegenüber dem technologischen Wandel durch den Menschen ist jedoch eindeutig gegeben. Die Verlagerung intimer körperlicher sowie emotionaler Beziehungen in den Bereich des Nicht-Menschlichen bespielt die Vorstellung, zwischenmenschliche Nähe künstlich zu perfektionieren – eine Idee, die bisher diskutierte moralische Grenzen zu überschreiten scheint.

5.1.2 Sexualisierung – Diskriminierung – körperliche Gewalt

Roberta ist die erste Künstliche Intelligenz, die sich frei bewegen und unabhängig agieren kann. Sie wird jedoch von den meisten Menschen als Partnerhubot wahrgenommen: abhängig und, da sie sich alleine im öffentlichen Raum bewegt, als Eigentum ohne Besitzer*in. Ihre Weiblichkeit wird im Roman immer wieder exponiert dargestellt. Obgleich sich bei ihrer Produktion um ein möglichst unauffälliges Äußeres bemüht wurde, besteht darüber, dass sie eine Frau ist, kein Zweifel. An ihrem ersten Abend betritt Roberta eine Bar und wird – da sie ohne Begleitung kommt – von mehreren Männern angesprochen. Diese haben keinerlei Berührungängste, nachdem sie sich versichern, dass Roberta keine »echte« Frau ist. »»Roberta...Schöner Name. Du bist doch nicht echt?« Er war außer Atem. Auch er starrte auf ihre Brüste. Sie hatte beobachtet, wie er bei dem Wort »echt« kurz die Augen zusammenkniff und mit dem Oberkörper leicht zurückwich. Er hatte Angst vor Frauen, echten Frauen« (Braslavsky 2019: 43). Weibliche Roboter werden offenbar von Männern in sexueller körperlicher Annäherung anders behandelt als »echte« Frauen. Grenzüberschreitungen sind weniger mit Konsequenzen verbun-

den, der ›höfliche‹ Abstand und Respekt, den Menschen untereinander aufweisen, wird den Maschinen nicht entgegengebracht. Die so markierte Grenze zwischen Mensch und Maschine wird vom Menschen zum eigenen Vorteil genutzt. Die Reduzierung auf ein – in diesem Falle sexualisiertes – Nutzobjekt ordnet die Lebendigkeit der Roboter in den Bereich des Nicht-Natürlichen, Künstlichen und damit des Nicht-Menschlichen ein. Mehr noch: Es handelt sich um das menschlich Gemachte und damit um menschlichen Besitz. Interessanterweise bleiben sprachliche Verhaltensweisen gegenüber den Hubots trotzdem in ihrer zwischenmenschlichen Ausprägung erhalten. Die dialogische Form sowie allgemeine Gesprächsregeln werden von beiden Seiten weitergeführt.

Unkontrollierte sexuelle Belästigung erfährt Roberta im weiteren Verlauf des Romans erneut in der Bar. Ein Betrunkener nähert sich ihr, beginnt sporadisch ein Gespräch, das jedoch sofort in körperliche Bedrängnis übergeht. Roberta lehnt ihn ab, woraufhin er Gewalt anwendet. »Hey, so eine bist du, dich muss man richtig hart anfassen.« Er folgte ihr. Mitten im Lokal, zwischen all den tanzenden und von der gezuckerten Zuneigung ihrer Idealpartner erhitzten Körper, stürzte er sich auf Roberta und packte sie so heftig an den Haaren, dass ihre Brille zu Boden fiel.« (Braslavsky 2019: 134). Da Roberta keiner der ›gewöhnlichen‹ Hubots ist, springt ihr Notwehrprogramm an, sie kann sich gegen den Angriff zur Wehr setzen. Damit verletzt sie jedoch eine wichtige Regel: »Man starrte auf ihn, auf sie. Wie konnte das passieren? Seit wann taten Recheneinheiten mehr und anderes als das, wofür man sie bestellt hatte?« (Braslavsky 2019: 134). Im Verhältnis zu anderen Situationen wird Robertas Maschinen- und damit Objektstatus hier stärker betont. Als sie nicht so funktioniert, wie sie eigentlich soll, als sie sich gegen die Verschiebung ins Inhumane wehrt, überschreitet sie die Mensch-Maschine-Grenze und bringt die bisherige Ordnung ins Wanken.

Die allgemeine Reaktion auf den technologischen Wandel lässt sich in dieser Ausprägung als affirmativ beschreiben – sofern es dem eigenen Nutzen dient. Die Integration des Inhumanen in den Bereich des Menschlichen scheint stattzufinden, jedoch sind die Grenzen klar erkennbar. Insbesondere bei Nichteinhaltung der bereits etablierten Umgangsgrenzen sind andere affektive Reaktionen wie Angst oder Abwehr erkennbar. Die Machtposition im Sinne absoluter Kontrolle muss vom Menschen weiterhin gegeben sein, um einen Umgang mit den Robotern zu gewährleisten.

Neben Sexualisierung erlebt Roberta als Roboter tatsächliche körperliche Gewalt aufgrund ihres Nicht-Menschseins. Unter einem Vorwand wird sie von zwei Männern auf einen einsamen Industriebauhof gelockt. In ihrem sprachlichen Ausdruck sind Parallelen zu rassistischen Motiven erkennbar. So wollen die Männer »die Welt von Schrottrobotern« (Braslavsky 2019: 65) befreien, Roberta wird von ihnen als ›Niggermaschine‹ (Braslavsky 2019: 65) bezeichnet, obwohl sie eine helle Hautfarbe hat. In diesem Umgang mit den Robotern zeigt sich die radikalste

Ausprägung der menschlichen Technophobie, eine ausgrenzende und destruktive Haltung gegenüber technischem Fortschritt und damit einhergehender Veränderung.

5.1.3 Angst und Abwehr

Roberta, die als polizeiliche KI-Sonderermittlerin eingesetzt wird, erfährt in zweierlei Hinsicht Diskriminierung in ihrer neuen Arbeitsstelle: Zum einen als Frau in einer Männerdomäne, zum anderen als Künstliche Intelligenz im Rahmen des Pilotprojekts.¹ Die Reaktionen der menschlichen Kollegen auf die ›historische Operation‹ und damit auf den technologischen Wandel sind belächelnd bis beleidigend:

»Raunen, spöttisches Lachen, zweifelnde Mienen. [...] Lachen. ›Wozu das jetzt?‹ ›Wir haben schon genug Scherereien!‹« (Braslavsky 2019: 48). Die Bedrohung, die von Roberta auszugehen scheint, äußert sich in der Angst um das Eigene und Bestehende – eine Angst, die sich in Herbrechters These der zwei Lager in Reaktion auf den technologischen Wandel wiederfindet. So scheint die Ablehnung gegenüber technologischen Neuerungen mit dem Gefühl der Bedrohung der eigenen Position verknüpft zu sein: »Wenn dieser Testlauf erfolgreich ist, bekommt jedes Dezernat drei KI-Ermittler.‹ ›Dafür werden dann drei von uns gefeuert!‹« (Braslavsky 2019: 48). Auch die für Roberta zuständige Ermittlerin scheint in ihr insbesondere sich selbst bedroht zu sehen: »Meinen Job kriegst du nicht.« (Die Nacht: 51). Die Figur Cleo Bruns, die Ermittlerin, der Roberta unterstellt wird, kann exemplarisch für eine technophobe Einstellung gegenüber dem technologischen Wandel gelesen werden. Sie beleidigt Roberta und meint damit Roboter im Allgemeinen: »Mich interessiert einen Scheiß, ob du lebst oder nicht. Wenn's hart auf hart kommt, zieh ich dir den Stecker, wie ich's mit jedem von euch verlogenen Scheißdingern da draußen machen würde.« (Braslavsky 2019: 52). Indem Cleo betont, dass der Mensch immer noch ›den Stecker ziehen‹ könnte, markiert sie die für sie zentrale Machthierarchie zwischen Menschen und Robotern. Die räumliche Differenz zwischen ihr und dem ›da draußen‹ betont ihre eigene bewusste Distanzierung zum technologischen Fortschritt. Dass nun Roberta in ihr direktes Arbeitsumfeld eintritt, verstärkt das Gefühl der Bedrohung und führt zu aggressiver affektiver Abwehr gegenüber Roberta. Roberta, als fokalisierte Erzählinstanz, wird – wie so häufig – als reflektierende Funktion für den Leser eingesetzt: »Sie [Roberta] erkannte hinter ihrer [Cleos] Kampfbereitschaft die peinigende Furcht der Menschen vor ihrem Verschwinden. Wie fragil ihre Existenz geworden war und wie sehr sie dabei waren, zum seltenen Fossil, zur putzigen Klamotte ihrer eigenen Welt zu werden,

1 Es ließe sich hier, in Folge des im Roman skizzierten technologischen Wandels, bereits von einer fiktiven zukünftigen Form der Intersektionalität sprechen, die auf lebendige künstliche Formen zukommen kann, wenn sie in die menschliche Welt integriert werden.

vielleicht sogar zum teuren Ausstellungsstück, das bald in gut gelüfteten und wohltemperierten Museen zu bestaunen sein würde« (Braslavsky 2019: 52). Roberta wird als selbstreflexiver Teil des sich vollziehenden Wandels dargestellt, in dem Cleo als Mensch einer fossilen Vergangenheit angehört und Roberta sich selbst als Figur der Zukunft betrachtet.

5.1.4 Objektivierung

Dieser Umgang mit den Hubots scheint der am wenigsten vermenschlichende Umgang zu sein. Genau genommen handelt es sich nicht um Mensch-Maschine-Kommunikation, sondern um Mensch-Mensch-Kommunikation über die Roboter, in deren Anwesenheit und – sofern davon zu sprechen sein kann – vollem Bewusstsein. Ein Gespräch zwischen dem Menschen Lennard Fischer und seinem Nachbarn, der sich in Begleitung seiner zwei robotischen Partnerinnen befindet, verdeutlicht die Art und Weise, wie über die Hubots in deren Anwesenheit gesprochen wird. Lennard und sein Partnerhubot Beata sitzen in einem Restaurant beim Abendessen, der Nachbar mit seinen robotischen Begleiterinnen am gleichen Tisch. Die beiden Männer sprechen über Beata, die Lennard auf der Straße gefunden hat, nachdem sie von ihrem ursprünglichen Besitzer verlassen wurde:

Nachbar: »[...] Ich könnte nie was mit einer Gebrauchten haben. Bei mir muss immer alles blitzblank sein.« Den Ekel in seinem Gesicht konnte er nicht verbergen. [...] »Mal ehrlich, hätten Sie die so bestellt? Erfüllt sie denn Ihre Wünsche vollumfänglich? Ist sie denn für Sie zu hundert Prozent präsentabel?« (Braslavsky 2019: 17)

Der selbstbezogene Nutzen macht die Hubots zu vollständigen Objekten, die sowohl in der Produktion als auch im Einsatz den Menschen unterlegen sind und denen keine eigenen Rechte zugestanden werden. Der vollzogene Objektstatus gibt ihnen den Stellenwert eines Autos oder Möbelstücks, über dessen Besitz Identifikations- und Repräsentationsprozesse stattfinden. Der Partnerhubot fungiert als Aushängeschild für die Besitzer*innen. Interessant ist, dass diese ihren Hubots eine Mischform vermenschlichender/subjektivierender sowie stark objektivierender Verhaltensweisen gegenüber entwickeln.

Ein wenig anders verhält es sich in Bezug auf Roberta. Da sie nicht als Partnerhubot, sondern als eigenständig agierende Arbeitsrecheneinheit eingeführt wird, unterscheidet sich auch das Sprechen über sie in der dritten Person von dem über die anderen Hubots. An ihrem ersten Arbeitstag wird sie vom Polizeichef vorgestellt: »Roberta ist keine Sexpuppe und auch keine Haushaltshilfe, die man nach Belieben herum-kommandieren oder an- und abschalten kann. [...] Sie hat das Recht auf körperliche Unversehrtheit wie wir alle. [...] Also: keine sexistischen Übergriffe, kein unerlaubter Zugriff auf ihre Daten, kein Mobbing.« (Braslavsky 2019: 48). Zwar werden Roberta menschliche Rechte zugesprochen, so das Recht auf »kör-

perliche Unversehrtheit wie wir alle, doch scheint es sich dabei eher um eine Maßnahme zur Schadensbegrenzung zu handeln. Daraus ergibt sich eine elliptische Ergänzung: Offenbar treten häufig sexuelle Übergriffe und respektloses Verhalten gegenüber den Robotern auf, so dass es in diesem Fall gilt, diesen vorzubeugen und den Sonderstatus Robertas zu betonen.

5.1.5 Zusammenfassung

Die Frage nach dem ›posthumanen Subjekt‹ beschäftigt sich mit den Zuschreibungs- und Aushandlungspraktiken, in denen entschieden wird, ob eine lebendige Materie einen Subjektstatus erhält. Indem der Roman nicht-menschliche Akteure in Interaktion mit Menschen thematisiert, diskutiert er, inwiefern die Roboter als Subjekte oder Objekte wahrgenommen und bezeichnet werden. Der vom Menschen zugeschriebene Subjektstatus hängt stark davon ab, ob sie einem Menschen angehören oder nicht. Im intimen Besitzverhältnis entsteht eine Beziehung, die einer zwischenmenschlichen Partnerschaft sehr ähnlich ist. Die Menschen beziehen ›ihre‹ Hubots in ihren Alltag ein. Positive Zuschreibungen wie diese sind jedoch an den*die Besitzer*in gebunden und gehen verloren, sobald sich das Besitzverhältnis auflöst und die Roboter ›Allgemeinbesitz‹ werden. Die Mensch-Maschine-Kommunikation unterscheidet sich nicht signifikant von der Mensch-Mensch-Kommunikation.

Körperbezogene Praktiken sind distanzloser als zwischen Menschen, die Objektifizierung findet häufig im Zusammenhang mit sexuellen Praktiken statt. Offensichtlich liegt dort der vorrangige Nutzen der Roboter für den Menschen – wenn die Beziehungskomponente nicht mehr durch das Besitzverhältnis gegeben ist.

Technophobes und diskriminierendes Verhalten gegenüber den Robotern wird häufig in Verbindung mit einer Angst des Menschen vor seinem eigenen Untergang dargestellt. Dies passt zu Herbrechters Polaritätsthese, laut der im Zuge eines technologischen Wandels sowohl unstillbares Entwicklungsinteresse als auch existentielle Angst zusammenkommen. Die im Roman dargestellten menschlichen Reaktionen auf die Roboter sind häufig aggressiv, destruktiv und sollen dazu dienen, die noch bestehende Übermacht des Menschen zu manifestieren. Grundsätzlich werden die Roboter trotz ihrer intimen Nähe zum Menschen in den Bereich des Inhumanen verschoben. Die Menschen grenzen sich durch Alterität von ihnen ab.

Im Hinblick auf die Wechselwirkung zwischen erzähltheoretischen Verfahren und Kontext zeigt sich ein technologischer Wandel, der mit Aspekten wie Identifizierung und Anerkennung zwischen menschlichen Leser*innen und künstlicher Fokalisierungsinstanz spielt. Braidotti weist in ihrer Auseinandersetzung mit dem Inhumanen (vgl. Braidotti 2014: 109 ff) auf Marcel L'Herbiers Film *L'Inhumaine* hin, in dem es um die Machtüberlegenheit einer weiblichen Protagonistin durch

technische Entwicklungen geht. »Die Ambivalenz von Furcht und Faszination angesichts der Technik wird in Form des alten patriarchalen Argwohns gegenüber mächtigen Frauen und Frauen in Machtpositionen neu inszeniert« (Braidotti 2014: 109). In der sexualisierten, mächtigen Gestalt der Frau offenbart sich die Angst vor dem technologischen Wandel. Dass sich die Romanfigur Roberta in einem ähnlichen Kontext einordnen lässt, thematisiert sie selbst: »Wovor haben sie denn mehr Schiss, vor einer intelligenten Frau oder vor einer intelligenten Maschine?« (Braslavsky 2019: 73). Ihre Figur ist weiblich und gleichzeitig dem Menschen – und damit auch dem Mann – körperlich überlegen. Männer treten ihr häufig mit einer Mischung aus Aggression und Faszination entgegen. Die Gewalt gegenüber Roberta ist von einer männlich perspektivierten Angst vor einer technologischen (weiblichen) Übermacht begleitet. Robertas Figur lässt sich im Kontext dieser ›Ambivalenz von Furcht und Faszination‹ deuten. Sowohl der technologische Fortschritt als auch eine vermeintliche weibliche Übermacht müssen unter männlicher Kontrolle bleiben. Die hier entwickelte Parallele ist auffällig und entwickelt eine weitere interessante posthumanistische Perspektive auf den Roman.

5.2 Das Ende der Erzählungen – oder was bleibt?

Der menschliche Tod in seiner suizidalen Form ist eines der Leitmotive des Romans. Er lässt sich als dynamisches Handlungsmotiv (Vgl. Martinez/Scheffel 2007: 109) bezeichnen, welches zunächst explizit zur Entwicklung der erzählten Welt eingeführt wird. Der vom Menschen selbstgewählte Tod ist im Roman keine Ausnahme, sondern eine Alltäglichkeit, anhand der sich das Romangeschehen signifikant abarbeitet. Zudem ist er in seiner Funktion handlungsmotivierend und löst Ereignisse aus: er ist die Ursache für den Einsatz Robertas als Ermittlerin und verbindet inhaltlich Haupt- und Nebenhandlung miteinander, da Lennards Suizid Robertas erster Ermittlungsfall ist. Grundsätzlich ist die Auseinandersetzung mit dem menschlichen Tod äußerst präsent im Roman, womit dieser ein weiteres dominantes Interesse der posthumanistischen Theorie aufgreift. Im weiteren Verlauf soll dieser Verknüpfung deshalb nähere Betrachtung gewidmet werden.

Wie bereits erwähnt beschäftigt sich der Beginn des Romans mit dem letzten Lebenstag Lennards und dessen Suizid. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Handlung durch ihn fokalisiert. Nach seinem Tod wird Roberta als Protagonistin eingeführt, die Handlung wird ab diesem Zeitpunkt von ihr fokalisiert. Der Verfall Lennards und der Aufstieg Robertas lässt sich in Analogie zu den Gegenpolen ›Tod‹ und ›Lebendigkeit‹ betrachten. Das posthumanistische Verständnis von Lebendigkeit materialisiert sich im technologischen Fortschritt und kann als ›Aufstieg des Inhumanen‹ im Gegenverhältnis zum menschlichen Verfall interpretiert werden. Mit Braidotti soll das im Roman thematisierte Mensch-Maschine-Ablösungsverhältnis als »eine weitere Phase in einem generativen Prozess« (Braidotti 2014: 125) verstanden

werden. Während die materielle Dimension Robertas von Beginn an in optimierter Form auftritt, muss sich ihre Identität, ihre geistige Verortung im Zusammenhang mit der Welt, erst noch füllen. »Sie war zwar hackedicht von Fremddaten, aber ihr eigener Ordner war noch leer« (Braslavsky 2019: 41). Während Roberta zu Beginn des Romans völlig identitätslos ist, wächst sie durch ihre Erfahrungen mit dem Lebendigen weiter heran. Sie implementiert sozusagen Praktiken des Lebendigen in sich selbst. Da Roberta sich bei der Lösung ihres Falls fast ausschließlich mit Lennard und seinem Leben vor dem Suizid auseinandersetzt, übernimmt sie seine Eigenschaften und wird im Verlauf des Romans zu einer Art Kopie von ihm. Diese Transformation bzw. die synthetische Vereinigung von Lennard und Roberta lässt sich als eine Möglichkeit für die ›Entkörperlichung‹ des Menschen und der Weitergabe seiner ›Erzählung‹ in einen technisiert-fortschrittlichen Körper auslegen. Diese Erzählung gestaltet sich durch Lennards hinterlassene Artefakte: Aufzeichnungen, Bilder, Gegenstände. »Das Ideal wäre, nur Erinnerungen mitzunehmen und nur Spuren zu hinterlassen«, schreibt Braidotti (2014: 139). Im posthumanistischen Denken ist dementsprechend ein körperloses Mensch-Sein vorstellbar. Lennards ›Spuren‹ verhelfen ihm zu einer Existenz und durch Robertas Beschäftigung mit den Spuren entsteht seine Figur für die Leser*innen nach seinem Tod. Beata, die Recheneinheit, die mit Lennard zusammengelebt hat, dient Roberta als Informationsquelle. Wie es gängige Praxis ist, soll sie Lennards Körper identifizieren. Doch die Leiche hat mittlerweile die Gestalt eines »friedlich entschlafenen Schweins« (Braslavsky 2019: 92) angenommen. »Eine Weile blickte Roberta ihn an, sie schien verwirrt, ihr Gesichtsscan kam zu keinem Ergebnis. Sie erkannte ihn nicht.« (Ebd.). Aus posthumanistischer Perspektive scheinen sich die ›Spuren‹ nicht im menschlichen Körper abzulegen, sondern zeigen sich in anderer Form. Was die Rekonstruktion dieser betrifft, sind in den Partnerhubots die perfekten Aufbewahrungsorte geschaffen. Beata hat die Erinnerungen an Lennard wie einen Film aufgenommen und kann diesen vor Roberta nachspielen (z. B. Braslavsky 2019: 100). Roberta beginnt, seine Verhaltensweisen nachzuahmen und sich immer mehr in ihn zu verwandeln. Sie zitiert zunehmend aus Lennards Schriften – zunächst gedanklich, nach und nach kommuniziert sie auch mithilfe dieser nach außen. »Sie hörte Lennards Stimme in sich sprechen« (Braslavsky 2019: 123). Sie versucht, seine kreativen Prozesse nachzuempfinden: »Sie stellte sich vor, wie Lennard barfuß, nur im T-Shirt und Boxershorts, weiße Tapete ausrollte, sich mit einer kleinen Suppenkelle und einer Dose mit farbigem Lack darüber beugte und tanzend die Farbe darauf warf [...]. Roberta legte ihren Daumen in den Fingerabdruck von Lennards Daumen, der sich deutlich an der Seite abzeichnete. Sein Finger war genauso groß wie ihrer« (Braslavsky 2019 : 139). Indem sie immer mehr zu Lennard wird, schafft sie sich einen Zugang zu seinen nächsten Verwandten, die mit Roberta nicht sprechen wollen: »Papa. Ich bin's, dein Lennard. Ich bin tot.« (Braslavsky 2019: 166). Die Authentizität, mit der Roberta aufgrund ihrer technologischen Aus-

stattung Lennard vor seinen Angehörigen ›wiederbeleben‹ kann, veranlasst diese zu emotionalen Regungen und lässt sie letzten Endes Robertas Ziele erfüllen. Für die Figuren und die Leser*innen verschwimmen Roberta und Lennard ineinander. Roberta wird zu einer Hybridfigur, die zwischen Lennard und der vorher etablierten Roberta-Figur hin und her springt.

Dies kann Roberta bald nicht mehr kontrollieren. So rutscht ihr vor dem Polizeidirektor ein unpassender mystischer Monolog heraus, nach dem »sie den Eindruck hatte, dass nicht nur Lennard gesprochen hatte, sondern dass sie beide zugleich geredet hatten« (Braslavsky 2019: 181). Ihre Kollegin Cleo küsst sie mit der Begründung: »Das war Lennard, nicht ich« (Braslavsky 2019: 182). Dieser Kontrollverlust wird auf der textstrukturellen Ebene unterstützt. Das Erzähltempo nimmt drastisch zu, Robertas Ermittlungen kommen unter Zeitdruck. Parataktische Sätze und Aneinanderreihungen von unstrukturierten Syntagmen lösen nach und nach die lineare Erzählung auf. In einem letzten Schritt zerstört Roberta ihren Körper, um ihre Entwickler zu einer Neugestaltung zu zwingen. Sie wird auch in ihrer äußeren Erscheinung zu Lennard. »Um 23.07 Uhr verließ Lennard das Labor und trat auf den Gang hinaus. Er blickte an sich herunter, berührte sein Geschlechtsteil, seinen Bauchnabel, seine Brust, seinen Bart und seine Haare. Er war wieder da, niemand konnte einen Lebenden begraben. Aber auch Roberta war noch da, sogar ihre Stimme« (Braslavsky 2019: 262). Der Verwandlungsprozess von Roberta zu Lennard wird durch den Wechsel der Personalpronomina formal abgeschlossen. Durch die Hybridität der Figur Roberta-Lennard sind ihrer Handlungsbefugnis keine Grenzen mehr gesetzt. Die Figur kann als Mensch und als Maschine agieren. Die letztendliche Vereinigung des toten und des neuen Körpers von Lennard schließt den Roman ab, als die Hybridfigur den Leichnam im Leichenwagen zur Beerdigung fährt. Der ›neue Lennard‹ inszeniert eine pathetische Szene, in der er seinen eigenen Körper seiner Mutter übergibt. »Sein Leichnam wog Tonnen, trotzdem hob Lennard ihn aus der Kiste und trug ihn wie eine Braut über den Gehweg. [...] Er klingelte an der Haustür. Mama, werde ich ihr sagen, du hattest recht, Lenni gibt dir seinen Körper zurück. Er klingelte noch ein zweites Mal ... Und Hilde Fischer öffnete.« (Braslavsky 2019: 269). Mit diesen Worten schließt der Roman, mit der offenen Frage über die Vergänglichkeit und gleichzeitige Unendlichkeit des menschlichen Werdens über den Tod hinaus. Lennard wird in der Figur Robertas wieder lebendig. »Das Produkt, die Materie musste wieder zurück in den Kreislauf und sich zersetzen, nur der Algorithmus blieb für immer« (Braslavsky 2019: 264).

Durch ein neues Verständnis von Leben und Tod besteht die Möglichkeit der Entwicklung einer neuen Ethik, die menschliche und nicht-menschliche Subjekte miteinschließt. Die synthetische Vereinigung von Mensch und Maschine, wie sie in dem Verhältnis Lennard – Roberta exemplarisch aufgezeigt wird, bietet Anknüpfungspunkte für ein ›Denken mit dem Tod‹.

6. Fazit

Der Roman ist als diskursives Element am Rande des Menschlichen zu betrachten, da er nicht nur thematisch die Grenzen zwischen menschlich und nicht-menschlich hinterfragt, sondern auch selbst als Beispiel der ›posthumanen Lebendigkeit‹ gedeutet werden kann. Er stellt Fragen darüber, was in unserer Gegenwart bereits vorstellbar ist, an welchen Stellen Grenzen und Diskurse verschoben werden und welche Rolle die Literatur innerhalb einer Auseinandersetzung mit dem Posthumanen spielen kann. Er entwickelt neue Bereiche des Vorstellbaren, indem er erzählte und reale Welt nah beieinander gestaltet und das Szenario im Laufe der Erzählung inhaltlich und strukturell in eine surreale Richtung verschiebt. Die Erweiterung des Figurenpersonals um Roboter, Künstliche Intelligenzen und Hybridfiguren zeichnet eine Entwicklungstendenz ab, die nicht mehr auf das ›Ob‹, sondern auf das ›Wie‹ einer solchen Welt schaut und Parallelen zwischen bestehenden zwischenmenschlichen und neuen, auf den technologischen Wandel zugeschriebenen Praktiken zieht. Dies habe ich versucht, in einem ersten Schritt aufzuzeigen, indem ich Umgangsweisen der Menschen in Bezug auf die Roboter dargelegt habe. Der zweite Schritt, die Analyse der ›posthumanen‹ Thematisierung des Lebens und Sterbens, soll den Roman als literarische Auseinandersetzung mit dem posthumanistischen Diskurs einordnen.

Literatur

- Braslavsky, Emma (2019): Die Nacht war bleich, die Lichter blinkten. Berlin: Suhrkamp.
- Barad, Karen (2012): Agentieller Realismus. Über die Bedeutung medial-diskursiver Praktiken. Berlin: Suhrkamp.
- Braidotti, Rosi (2014): Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herbrechter, Stefan (2009): Posthumanismus. Eine kritische Einführung. Darmstadt: WBG.
- Loh, Janina (2018): Trans- und Posthumanismus. Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Lyotard, Jean-François [1979] (2019): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagen Verlag.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael (2007): Einführung in die Erzähltheorie. 7. Aufl. München: C.H. Beck Verlag.

Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2004): »Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse«, in: Dies. (Hg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart: Metzler Verlag, S. 1-29.

Zur Adressierung des Unbelebten – Grenzen von pragmatischer Konzeption

Netaya Lotze

1. Künstliche Intelligenz im öffentlichen Diskurs

Künstliche Intelligenzen (KIs) nehmen derzeit rasant Einzug in unsere Alltagswelt – sei es in Form von Netzwerk-Algorithmen, KI-gesteuerten Industrierobotern, selbst-fahrenden Autos oder Dialogsystemen. So wurde das Jahr 2019 von der Bundesregierung sogar zum KI-Jahr ausgerufen, um Entwicklungsprozesse in diesem Bereich an der Schnittstelle zwischen Informatik, Technikwissenschaften, Kognitionswissenschaften und Linguistik noch weiter zu beschleunigen. Sich ein Abbild zu schaffen ist dabei ein uralter Traum der Menschheit. Die Metapher des künstlichen Menschen, der als Helfer*in oder zur Unterhaltung realer Menschen konstruiert wird, zieht sich auch als wiederkehrendes Motiv durch Technik- und Literaturgeschichte. Das menschenähnliche Wesen übt eine Technologie-historisch nicht zu unterschätzende Faszination aus. Barrat (2013) thematisiert aber auch die Gefahren einer solchen Entwicklung in seinem Buch *Our Final Invention* und Sykora gibt zu bedenken: »Als Kippfigur zwischen Ding und Mensch wohnt den anthropomorphen Kreaturen das Potenzial einer Emanzipation von ihren Schöpfern inne« (Sykora 2000: 118).

Die Konstruktion eines sogenannten virtuellen Assistenzsystems, das anthropomorph gestaltet und durch natürliche Sprache intuitiv nutzbar ist, erscheint vor diesem soziokulturellen Hintergrund betrachtet trotz aller Bedenken naheliegend, denn die Möglichkeit der Entwicklung künstlicher Menschen beschäftigt die Menschheit von alters her, als an eine technische Entwicklung von menschenähnlichen Automaten, Robotern, Androiden oder virtuellen anthropomorphen Systemen noch nicht zu denken war (vgl. Dotzler, Gendolla & Schäfer 1992). Während sich die Literat*innen in den ersten Jahrhunderten auf künstliche Körper konzentrierten (z.B. die Puppen des Dädalos bei Aischylos oder Galatea in Ovids Pygmalion), rückte später die Diskussion um eine mögliche Seele des Maschinenmenschen in den Vordergrund (z.B. Mary Shelly's Frankenstein, vgl. Krämer 2008: 23). Daraus wurden philosophische Diskurse abgeleitet, in denen bereits Argumentationen angelegt waren, die man heute aus der Diskussion um die Möglichkeit einer

menschenähnlichen KI und deren ethischer Implikationen kennt (detaillierter dazu Kap. 2).

Heute verschwimmen die Grenzen zwischen natürlicher und künstlicher Intelligenz im öffentlichen Diskurs bereits, wenn Vertreter*innen der Transhumanismus-Bewegung im Silicon Valley (u.a. Kurzweil 2005) die »*technologische Singularität*« für 2045 proklamieren: der Tag, an dem KIs intelligenter sein werden als Menschen. In dieser Argumentationslinie wird das Moore'sche Gesetz zum exponentiellen Anstieg von Rechenleistung auf die KI-Forschung übertragen. Wenn also nur quantitativ immer mehr Rechenprozesse in einer »lernfähigen« KI abliefern, würde diese von selbst »aufwachen« und zu einem Bewusstsein gelangen, das nicht nur menschenähnlich sei, sondern dem Menschen überlegen. Diese nahe Zukunftsperspektive lässt sich im nächsten Schritt gleichermaßen zur Utopie einer ethischen Vernunft Herrschaft oder Dystopie einer Roboter-Tyrannis verdichten. Beide Szenarien aber sind angesichts des derzeitigen Stands der Technik unwahrscheinlich und mythisch überhöht. Schon der Analogieschluss vom quantitativen Anstieg der Rechenleistung in einem binären System auf Künstliche Intelligenz, deren qualitative Parameter noch völlig unklar sind, ist angreifbar (vgl. Lotze 2018, Moore & Nikolao 2017).

Die Problematik des öffentlichen Diskurses um KI liegt also in einem hochkomplexen Spannungsfeld aus historisch gewachsener Überhöhung des Topos KI, die die Haltung der Rezipient*innen prägt, und strategischer Werberhetorik, die dieses Potenzial ausbeutet in Form metaphorischer Anthropomorphisierung der Systeme: Personennamen (*Siri, Alexa, Alice, Eliza*), pronominale Referenz (Apples *Siri* = »sie«, Coca Colas *Hank* = »er«) sowie Zuschreibungen von Kognition und Agentivität (»*Siri versteht* Dich«¹). Die Anthropomorphisierung und mythische Überhöhung von KI im öffentlichen Diskurs führt zu gleichermaßen überhöhten Erwartungshaltungen der User*innen an heutige Dialogsysteme. Denn diese sind – je nach Systemarchitektur – leider immer noch einerseits entweder reine *Request-Response-Systeme*, die nicht über das isoliert stehende Adjazenzpaar von Frage und Antwort hinaus operieren oder einem starren Handlungsplan aus geskripteten Sequenzen folgen, oder sie agieren andererseits auf der Basis von *Big-Data-Analysis* und *Machine Learning* flexibler, was aber zu völlig sprunghaften, thematisch inkohärenten Dialogen führt (vgl. Lotze 2016, 2018). Die Illusion des virtuellen Gegenübers funktioniert also nur äußerst eingeschränkt.

Beispiel HCI (Cleverbot):

1 Apple-Hilfsportal »machilfe«, Artikel »Damit Siri Dich noch besser versteht«, www.maclife.de/ratgeber/ultimate-siri-ratgeber-10073699.html?page=2

1. Cleverbot: Well, my wife left me today.
2. User: Feels bad for you.
3. Cleverbot: Not really, I have an amazing boyfriend :).

Cleverbot nutzt einen Big-Data-Ansatz und recyclet die Gesprächsbeiträge seiner früheren User*innen. Dies führt zu einer inkonsistenten System-Persona, die je nach recyceltem User*innen-Turn das Alter, den Beruf oder die Genderrolle etc. wechselt.

Die Illusion der anthropomorphen, intuitiv nutzbaren Schnittstelle ist dennoch der technologie-historische Kern der *Assistenz-Metapher*, welche die *Desktop-Metapher* in naher Zukunft ablösen soll. Wir bedienen also das Interface nicht mehr, indem wir metaphorische Gegenstände wie »Dokumente«, »Ordner« oder »Marker« manipulieren, sondern indem wir mit dem oder der virtuellen Assistent*in natürlich-sprachlich interagieren. Genau darin besteht die Pointe einer vermeintlich intuitiv, mobil und barrierefrei steuerbaren Assistenz-Metapher seitens der *Usability*-Forschung. Diese Form der reibungslosen Kommunikation zwischen Mensch und Maschine ist zum Idealtypus der heutigen Human-Computer-Interaction (HCI) stilisiert worden, sodass im Diskurs um innovative Sprachsysteme und neue Herausforderungen an die Entwickler*innen häufig von *Star-Trek-Kommunikation* als erklärtem Ziel gesprochen wird. Auch hier verschwimmen die Grenzen zwischen Science und Fiction – was ganz offensichtlich ein Hauptcharakteristikum des KI-Diskurses darstellt. Der Begriff *Star-Trek-Kommunikation* geht auf eine Aussage von Dix et al. zurück, in der die eingeschränkten Möglichkeiten heutiger Systeme mit den menschenähnlichen der *Star-Trek*-Systeme verglichen werden. »*In contrast to most human conversation, dialog with computers is relatively structured and constrained. It is only on Star Trek that one can chat freely to the computer and expect a response [...]!*« (Dix et al. 2004: 545).

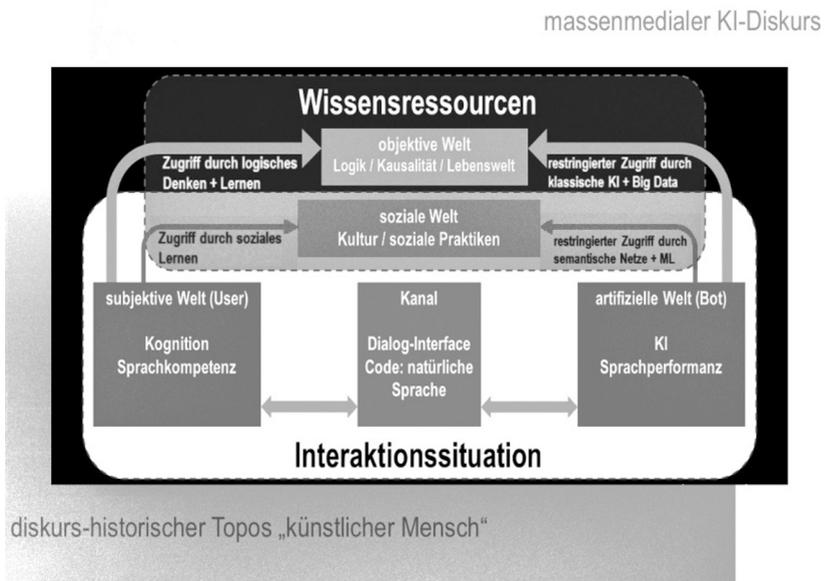
Doch wie reagieren User*innen abseits der Science Fiction, wenn sie mit dieser selten störungsfreien Illusion von Agentivität (im philosophischen Sinne) konfrontiert sind? Die Leitendenzen, die in Lotze (2016, 2018, 2019) nachgewiesen werden konnten, sind: Anpassung des Menschen an das System, Simplifizierung und Explizitheit im Sinne eines »Computer Talk« (Zoeppritz 1985) und eine steigende Akzeptanz gegenüber den vom System vorgegebenen Inhalten. D.h., User*innen passen sich in ihrem sprachlichen Dialogverhalten spontan, flexibel und interaktiv dem System ein Stück weit an und formulieren ihre Gesprächsbeiträge gegenüber der KI so, (wie sie denken,) dass diese sie am besten verarbeiten kann.

Werden also die Systeme menschlicher und die Menschen verhalten sich wie Maschinen? Ist Mensch-Maschine-Interaktion ein treffendes Beispiel für ein Verschwimmen der Grenzen zwischen Mensch und Objekt, wie es der Posthumanismus (vgl. Pennycook 2018) als differenzierteres, weniger extremes Dachkon-

zept zum Transhumanismus behauptet? Argumentiert man allein auf der Ebene der sprachlichen Performanz und radikal aus empirischer Perspektive, kann dieser Eindruck eventuell zunächst entstehen. Analysiert man HCI-Dialoge aber im Detail, wird man feststellen, dass menschliches Dialogverhalten nicht erklärbar ist, ohne die Ebene der Kognition miteinzubeziehen (vor allem in Form von *Partnermodellen* und Referenz auf *Common Ground*). Menschen haben – je nach User*innen-Typ und Technik-Expertise – eine bewusste Vorstellung von der Dialogfähigkeit des Systems, auf die sie sich einstellen und die sie bei Störungen flexibel variieren.

Die Interaktionssituation Mensch-Maschine wird also von einer Vielzahl von Faktoren beeinflusst: den technischen Grundprinzipien der KI in Form von Systemarchitektur und Dialog-Design, die sehr unterschiedlich sein können (Chatbot-Architektur, plan-basierte Systeme, Big-Data-Analysis und Machine Learning, vgl. Lotze 2018) sowie der anthropomorphen Gestaltung des Interfaces und auf der anderen Seite den Variablen der User*innen in Form von Alter, Technikexpertise und User*innen-Typ (Fischer 2006, 2010, 2016). Zusätzlich beeinflusst wird die Interaktionssituation durch den als Science Fiction überhöhten und durchkommerzialisierten Diskurs um KI, der a) innovative Design-Entscheidungen der Entwickler*innen prägt (vgl. Star-Treck-Kommunikation) und der b) Erwartungshaltungen und Rezeptionsverhalten der Nutzer*innen formt.

Abbildung 1: Erweitertes Interaktionsmodell der Mensch-Maschine-Interaktion



Bei der HCI handelt es sich um eine extrem heterogene neue Form der Dialogizität, die von unterschiedlichsten Variablen abhängig ist. An ihr werden die Unterschiede zwischen Mensch und Maschine gerade emergent, anstatt sie zu nivellieren.

Im Folgenden sollen grundsätzliche Restriktionen von KIs gegenüber Menschen definiert werden und die Relevanz der fraglichen Aspekte für Dialogfähigkeit am Beispiel der semantischen Kohärenz diskutiert werden. Warum gelingt es Menschen, semantisch kohärente Informationsstrukturen in Dialogen wechselseitig aufzubauen, während auch die avanciertesten Systeme noch an dieser Herausforderung scheitern?

Im zweiten Teil des Artikels soll am Beispiel von pronominaler Referenz, Anrede und sprachlicher Höflichkeit gezeigt werden, wie Menschen das virtuelle Gegenüber als »Kippfigur« im Sinne Sykoras (2000) im Dialog adressieren. Exemplarisch wird hier eine Studie zu medial-schriftlichen Chatbots aus mikro-diachroner Perspektive (avanciertere und weniger avancierte, ältere Systeme) vorgestellt. Abschließend werden die Ergebnisse der Studie vor dem Hintergrund der Transhumanismus-Debatte eingeordnet und diskutiert.

2. Minimalbedingungen für Dialogizität und Restriktionen von KI

Wodurch zeichnen sich Dialoge unter Menschen aus und woran scheitern auch modernste KIs noch immer? In aller Kürze und stark vereinfacht: Effizienz, Kohärenz, gegenseitiges Verstehen und Spontaneität im Dialog.

Effizienz Gerade in alltäglicher Face-to-Face-Kommunikation beobachten wir, dass Menschen in der Lage sind, äußerst effizient mit wenigen Worten komplexe Zusammenhänge zu kommunizieren. *Kommunikation* heißt hier, dass die Gesprächspartner*innen einander wirklich verstehen. Dies setzt voraus, dass beide Dialogpartner*innen jeweils über ein Bewusstsein verfügen, das die kommunizierten Inhalte denkt und sich selbst in Relation zu diesen Inhalten reflektiert im Sinne des »Self«-Begriffs nach Locke (1975).

Mensch-Mensch-Kommunikation (*Human-Human Communication*, HHC) ist deshalb so effizient, weil sie auf der Basis von geteiltem Wissen funktioniert. Menschen machen nicht jede Vorbedingung eines Gesprächsbeitrags und auch nicht jedes Detail in der Kommunikation untereinander explizit, sondern setzen den überwiegenden Teil der in einer Kommunikationssituation theoretisch verfügbaren Informationen als *Common Ground* (vgl. Stalnaker 2002) voraus. Sprachlich formuliert wird nur, was angesichts eines *Partnermodells* (vgl. Clark & Marshall 1981) des Gegenübers nicht als geteiltes Wissen angenommen und was außerdem als relevant für die Kommunikationssituation eingeschätzt wird

vor dem Hintergrund sozialen und kulturellen Wissens. Alles Weitere können die Kommunizierenden im Geiste ergänzen (*Etcetera-Prinzip*, Cicourel 1973). Die größte Herausforderung der Mensch-Mensch-Kommunikation ist es also das, was implizit bleibt, zu ergänzen. Menschen beherrschen dies virtuos auf der Basis ihres seit dem kindlichen Erstspracherwerb angesammelten *Weltwissens* im Sinne Habermas' (1993). Auf der Ebene von *Common Ground* und *Partnermodellen* sowie von *Weltwissen* fehlt es allen Dialogsystemen an den grundsätzlichen Wissensressourcen und der Fähigkeit, Vorannahmen (Präsuppositionen), die ihre User*innen nicht verbalisieren, zu inferieren. Also: was nicht verbalisiert wird, kann auch von keinem Parser erkannt werden. Leider machen die nicht verbalisierten Informationen das Gros der Informationsstruktur menschlicher Dialoge aus. Formuliert wird nur, was in der konkreten Dialogsituation als relevant bewertet wird. Diese Relevanzbewertung stellt dann im nächsten Schritt eine enorme Herausforderung für die Generierung von Gesprächsbeiträgen einer KI dar: Nach welchen Kriterien entscheiden Menschen, welcher Gesprächsbeitrag in einer konkreten Interaktionssituation gerade relevant ist? Selbst äußerst avancierte Systeme wie IBMs »WATSON« scheitern an dieser Aufgabe. Weltwissen ist nicht also nicht als Datenbank modellierbar (Big-Data-Ansatz), weil die Referenzrelationen fehlen, und auch nicht als semantisches Netzwerk künstlicher Assoziationsketten, weil diese unterspezifiziert und stereotyp sind.

Beispiel aus HCI:

1. System Max: Wo wohnst du? Wie wollen wir weitermachen?
2. User: in einem land hinter den sieben bergen
3. System Max: Du musst schon genauer erklären, was du meinst Hans.

(*Max-Korpus* 1053-1080)

Die Anspielung auf das Märchen »Schneewittchen« der Gebrüder Grimm kann vom Dialogsystem Max der Universität Bielefeld nicht geparkt werden, obwohl dieses in Europa als geteiltes kulturelles Wissen vorausgesetzt werden kann. Das hat zur Folge, dass auch die Ironie der User-Äußerung nicht als solche erkannt wird.

Kohärenz: Dialoge unter Menschen haben in der Regel einen »roten Faden«; d.h. die Gesprächsbeiträge bauen logisch kohärent aufeinander auf. Diese Turn-übergreifende Referenz führt zu längeren Dialogsequenzen mit nachvollziehbarer logischer Progression. Menschliche Sprecher*innen beziehen sich aufeinander auf der inhaltlich-logischen Ebene. So entsteht ein engmaschiges Netz aus Referenzen: innerhalb des eigenen Gesprächsbeitrags, an den Vorgängerbeitrag anschließend, auf frühere Beiträge referierend und selbstverständlich auch auf *Common Ground*. Kohärenz manifestiert sich sprachlich in sog. Kohäsionsmarkern, die Aussagen in Relation zueinander setzen (*Topic-Comment*-Strukturen, Wiederaufnahmen, bestimmte Artikel, Anapher und Katapher usw.). Für dieses sprachimmanente

logische Kalkül sind KIs nicht sensibel. In der HCI finden Kohärenz und Kohäsion nur am konkreten Turn-Wechsel als ineinandergreifende Frage-Antwort-Sequenz statt.

Verstehen: Tatsächliche Kommunikation findet zwischen menschlichen Gesprächspartner*innen dann statt, wenn sie einander verstehen. Verstehen im kognitiven Sinne setzt aber voraus, dass da ein Bewusstsein ist, das sich selbst reflektiert, während es die Information denkt, sprachlich formuliert oder perzipiert. Searle hebt in seiner KI-Kritik am Beispiel des Gedankenexperiments »Chinese Room« vor allem die Referenzrelation zwischen dem menschlichen Bewusstsein und einer verstandenen Aussage als ausschlaggebend hervor und bezeichnet sie mit dem Terminus »*intentionality*«. Intentionalität versteht Searle (2006: 171ff.) also als die allgemeine Gerichtetheit von Aussagen. Dabei geht es primär nicht um eine Absicht, sondern um eine semantische Relation. Aussagen müssen auf etwas gerichtet sein. Das kann ein empirisches Objekt oder ein Handlungsziel gleichermaßen sein. Das menschliche Bewusstsein ist in der Lage, große Mengen intentionaler Bezüge zu koordinieren. Die Zielorientiertheit (»*goal directedness*«, Cassell et al. 2000) von KIs wie planbasierten Agenten-Systemen ist ohne Autonomie und ein Bewusstsein nicht als Intentionalität zu bezeichnen.

Spontaneität und Autonomie: Menschen verfolgen intentional Dialogziele, können diese aber spontan und bewusst ändern. Ein deterministisches System kann das nicht, denn agentive Handlungsplanung (im philosophischen Sinne) setzt Autonomie voraus. Agenten-Systeme, die planbasiert unter Berücksichtigung eines einprogrammierten Dialogziels »agieren«, können unter diesen Prämissen (Plan und Ziel) zwar Entscheidungen treffen, sind dabei aber nicht autonom, sondern allenfalls autopoietisch (vgl. Schatter 2011: 15).

Table 1: Minimalbedingungen von Dialogizität (vgl. Lotze 2016: 73)

Mensch	System
Autonomie	Autopoiesis
Intentionalität	Zielorientiertheit (Goal-Directedness)
Spontaneität	Determination
Identität der Erfahrung	Isolierte Verarbeitungsprozesse
Weltwissen	Begrenzte Datenbanken

Das System ist deterministisch, die Dialoge sind (mit einem unterschiedlichen Grad an Flexibilität) vorformuliert. Der Autonomiebegriff ist in der KI-Forschung folglich anders belegt als in der klassischen Philosophie, wenn er auf Agenten-

Systeme angewandt wird. Ein System gibt immer nur aus, was seine Entwickler*innen der Möglichkeit nach implementiert haben. Zwar sind moderne Systeme so komplex und gehen mit so vielen Wahrscheinlichkeiten um, dass es selbst für die Konstrukteur*innen manchmal nicht trivial ist, Systemreaktionen nachzuvollziehen. Es entsteht der Eindruck von Spontaneität, der sich in vermeintlich freien Entscheidungen manifestiert. Doch das scheinbar intelligente Verhalten ist nachvollziehbares Produkt einer zufälligen Kausalkette oder von probabilistischen Entscheidungen, auf die das System festgelegt ist. Kant begreift die autonome Person auf Grund ihrer Entscheidungsfreiheit als ethisches Subjekt. »Person ist dasjenige Subjekt, dessen Handlung einer Zurechnung fähig ist« (Kant 1999, VI 223). Der Mensch soll aus Einsicht in die Pflicht gegenüber der Menschheit als Totalität so handeln, dass er nicht dem Gesetz der Vernunft zuwider handelt (vgl. Kategorischer Imperativ). Diesem Gedanken liegt zu Grunde, dass Kant den Menschen als autonom begreift. Diese Autonomie besteht darin, dass ein Mensch über einen freien Willen verfügt und sich frei Ziele setzen kann. Ein Bot hat diese Möglichkeit nicht – eine einfache Erkenntnis, die jeder ethischen Diskussion um KI-Rechte vorausgesetzt sein muss.

Dass sich User*innen wie oben erwähnt in ihrem sprachlichen Dialogverhalten spontan, flexibel und interaktiv dem System ein Stück weit anpassen und ihre Gesprächsbeiträge gegenüber der KI so formulieren, (wie sie denken,) dass diese sie am besten verarbeiten kann, spricht also auf kognitiver Ebene betrachtet dafür, dass Menschen gerade im Kern grundsätzlich anders kommunizieren als KIs – nämlich autonom und bewusst.

3. Sprachliche User*innen-Strategien

Die internationale HCI-Forschung konzentriert sich im Bereich der Linguistik seit den 1990er Jahren vor allem auf die Frage, ob User*innen Dialogsystemen gegenüber eine simplifizierte Befehlssprache gebrauchen (»Computer-Talk« (CT), Zoepritz 1985) oder ein »natürlicheres« Verhalten aus der Mensch-Mensch-Kommunikation auf die HCI übertragen, wie z.B. sprachliche Höflichkeit oder Strategien der sozialen Aushandlung und Anpassung (Richards & Underwood 1984; Morel 1989; Amalberti et al. 1993; Johnstone et al. 1994; Hitzenberger & Womser-Hacker 1995; Porzel & Baudis 2004; Fischer 2006, 2010, 2016). Wie User*innen sprachlich auf **die Illusion eines agentiven Gesprächspartners (im philosophischen Sinne)** reagieren, wenn sie mit Störungen der logischen Kohärenz im Dialog konfrontiert sind, ist in der linguistischen KI-Forschung zwar hinlänglich untersucht, die Studien kommen aber zu unterschiedlichen Ergebnissen, je nachdem, ob strukturelle oder funktionale Aspekte der HCI in den Fokus genommen werden (vgl. Krause, Hitzenberger & Womser-Hacker 1998; Fischer 2006, 2010,

2016; Lotze 2016, 2018, 2019). Auch die Interpretation der User*innen-Strategien als vorbewusste Übertragung von Verhaltensweisen aus der HHC oder als bewusst simplifizierter »Computer-Talk« (CT, Zoeppritz 1985) variieren.

3.1 Computer-Talk (CT)

Treibende Kraft für die erste Welle der HCI-Forschung war ein ganz grundsätzliches informationswissenschaftliches Anliegen: Brauchen wir überhaupt intuitive, natürlich-sprachliche Interfaces? In älteren Studien werden strukturelle Marker für »Computer-Talk« (z. B. Imperative oder Infinitive) oder Übertragungen aus der Kommunikation unter Menschen (z. B. Höflichkeitsmarker wie *danke*, *bitte*, *Entschuldigung*) analysiert, der jüngere HCI-Diskurs fokussiert dagegen seit Fischer 2006 die konzeptionell-funktionale Ebene (HCI als »Simplified Register«).

3.2 Grounding und interaktives Alignment

Die Mensch-Mensch-Kommunikation kann mit Grounding definiert werden als »reaching the mutual belief that B has understood A well enough for current purposes« (Clark & Schäfer 1989: 265). Jönsson (1996) stellt fest, dass in der HCI von menschlichen Sprecher*innen weniger Bezug auf Kontextinformationen genommen, aber dennoch früher Erörtertes als gesichert wahrgenommen werde. Die erste, die die Relevanz von »Grounding« – also der Etablierung und Sicherung von geteiltem Wissen – in den Fokus ihrer Forschung stellt und als problematische Größe in der HCI benennt, ist Fischer (2006). Sie kann in ihren »*Verbomobil-Daten*« (2006) zeigen, dass Menschen sich dem System gegenüber auf vermeintlich geteiltes Wissen berufen wollen, über welches das System aber nicht verfügt. Dies führt zu Störungen im Dialog und zu Frustrationen seitens der User*innen.

3.3 Interaktives Alignment

Aus psycho-linguistischer Perspektive ist interessant, inwiefern Menschen zu virtuellen Dialogpartner*innen *alignen* – sich also lexikalisch und syntaktisch dem System durch (vorbewusste) Konstruktionsübernahmen anpassen (vgl. Pickering & Garrod 2004). Denn vorbewusstes Alignment könnte als Indikator für eine Übertragung von Konzepten aus der Mensch-Mensch-Kommunikation auf die Mensch-Maschine-Interaktion interpretiert werden sowie (unter bestimmten Bedingungen) als sprachlicher Indikator für die Attribuierung sozialer Eigenschaften an das System. User*innen-Alignment ist aber immer nur als *reaktiv* zu bezeichnen, weil tatsächliche Interaktivität mit dem System nicht erzielt werden kann. Bei Konstruktionsübernahmen des Systems aus dem vorangehenden Nutzer*innen-Gesprächsbeitrag handelt es sich immer um Artefakte

(*Pseudo-Alignment*, Lotze 2016), wenn ein System geparte Keywords aus dem vorangegangenen User*innen-Turn zur Erstellung des eigenen Folge-Turns nutzt. Dies sieht aus wie eine Konstruktionsübernahme im Sinne von interaktivem Alignment, ist aber ein rein deterministischer Prozess, der auf der Ebene der sprachlichen Performanz die Illusion von Alignment schafft. Alignment der Nutzer*innen bleibt also **einseitig** und erfolgt entweder **vorbewusst** im Sinne einer Übertragung von Verhaltensweisen aus der HHC oder **strategisch**, um sich dem Vokabular des Systems anzupassen und so Störungen zu vermeiden. Dies erschwert die linguistische Interpretation von Konstruktionsübernahmen in der HCI hinsichtlich der Motivation der User*innen als Übertragungsphänomen aus der HHC oder als Simplifizierungs-Strategie und damit CT. Computer-Talk als bewusste Simplifizierungs-Strategie und Übertragungsphänomene aus der HHC wie Grounding und Alignment schließen sich bei User*innen moderner Systeme jedoch keineswegs wechselseitig aus (Lotze 2016, 2018), da heutige KIs anwendungsspezifisch einerseits über längere Sequenzen störungsfreie, intuitive Nutzbarkeit zulassen und andererseits Bedienbarkeit durch Eingabe isolierter Keywords fördern (vor allem auffällig bei Social Bots, also solchen Bots, die auf Social-Media-Plattformen (Facebook-Messenger, Twitter etc.) eingesetzt werden; Lotze & Ohrndorf in Vorb.). Hier entsteht eine neue Form der Dialogizität zwischen CT und HHC. Je nach Typus (»Player*in« vs. »Non-Player*in« nach Fischer 2006) lassen User*innen sich mehr oder weniger auf die Illusion eines agentiven Gegenübers und damit auch auf eine intuitive, natürlich-sprachliche Interaktion ein.

3.4 Die Chatbot-Studie

Die korpuslinguistische sowie konversationsanalytische Studie thematisiert die Mensch–Maschine-Interaktion mit Chatbots. Dabei wird der Fokus auf die Evaluation des sprachlichen User*innen-Verhaltens gelegt gegenüber vier deutschsprachigen, medial-schriftlichen Dialogsystemen (*Twipsy*, *Karlobot*, *Elbot*, *Max*) auf unterschiedlichem Stand der technischen Entwicklung seit dem Jahr 2000 bis 2012 und ist damit (mikro-)diachron in zeitlichen Schnitten angelegt: *Twipsy*-Korpus = 2000, *Karlobot*-Korpus = 2003, *Max*-Korpus = 2005, *Elbot*-Korpus = 2008. Das für diesen Artikel weiterführend einbezogene Social-Bot-Korpus wurde im Jahr 2012 erhoben. Also nicht nur die älteren Systeme sind weniger avanciert, sondern auch ihre User*innen haben eine geringere Technikexpertise. Es geht nicht um die Weiterentwicklung bzw. Verbesserung der Systeme, sondern um die Entwicklung der Interaktionsform HCI seitens der Systeme und ihrer User*innen gleichermaßen. Ein Korpus zur Chat-Kommunikation unter Menschen stand als Vergleichskorpus zur Verfügung (Dortmunder Chat-Korpus Storrer/Beißwenger, Teilkorpus »Bibliotheksinformation«: Bib). Untersucht wurden 183 Dialoge, also rund 60.000

Wortformen nach qualitativen und quantitativen Kriterien. Es handelt sich um eine Erstbeschreibung dieser *neuen Form der Dialogizität*. Chatbots und Social Bots sind im Web in der virtuellen Kund*innen-Beratung bereits weit verbreitet und ihr Dialog-Design dient als Vorbild für moderne Assistenzsysteme. Da in Zukunft künstliche Intelligenzen eine immer größere Rolle spielen werden, legt diese Auseinandersetzung im Hinblick auf interaktives Alignment und Computer-Talk einen Grundstein zur linguistischen Erforschung von Dialogsystemen. Exemplarisch sollen hier Aspekte der Adressierung von Bots sowie Formen der Anrede (Duzen vs. Siezen) und allgemeine Aspekte der sprachlichen Höflichkeit in Abgrenzung von Computer-Talk diskutiert werden.

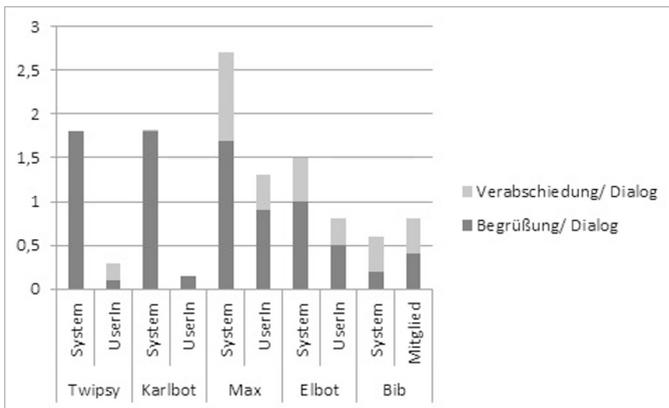
3.5 Sprachliche Höflichkeit in der HCI

Unter sprachlicher Höflichkeit wird ein komplexes kulturspezifisches Konzept verstanden, das unterschiedliche Dimensionen aufweist und das je nach Sprecher*innen-Gemeinschaft an unterschiedlichen sprachlichen Merkmalen festgemacht werden kann (Brown & Levinson 1987). Als Indikatoren für einen höflichen Stil in der HCI wurden in der vorliegenden Studie Begrüßungen und Verabschiedungen sowie Dank, Bitten und Entschuldigungen in jeglicher sprachlichen Realisierung qualitativ untersucht und für die quantitative Untersuchung nach SWBD-DAMSL-HCI (Lotze 2016) manuell annotiert (Adaptation des *Switchboard Dialog Markup in Several Layers* (Jurafsky, Schriberg & Biasca 1997) für die HCI). Clifford Nass und seine verschiedenen Koautor*innen gehen davon aus, dass User*innen Höflichkeitskonzepte aus der HHC auf die HCI übertragen und dass die entsprechenden sprachlichen Marker gleich häufig auftraten (vgl. Nass & Reeves 1996, Nass & Moon, 2000; Nass & Brave, 2005). Auch Fischer (2006) beobachtet höfliches Verhalten gegenüber dem System. Krause (1992) und Johnstone (1994) argumentieren gegen einen höflichen Stil in der HCI, da die User*innen sich darüber im Klaren seien, dass sie dem System gegenüber keine höflichen Formulierungen gebrauchen müssten. Im Gegenteil zeichne sich CT gerade durch die Abwesenheit von Höflichkeitsmarkern aus. Hinzu kämen spezielle Indikatoren für unhöfliches Verhalten, wie Beschimpfungen (*Flaming*), knappe Befehle und Gesprächsabbrüche, die typisch für die HCI seien und als strukturelle Indikatoren für einen CT gewertet werden könnten. Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden diese Verhaltensweisen ebenfalls erhoben. Als funktionales Konzept ist Höflichkeit empirisch schwer greifbar, daher wurden sprachliche Indikatoren für die o.g. Aspekte per Hand annotiert und in ihrem Kontext interpretiert. So konnten im Bereich der sprachlichen Höflichkeit große Unterschiede zwischen User*in und System in den Dialogbeiträgen nachgewiesen werden. Damit weicht die chat-basierte HCI in Bezug auf Höflichkeit stark von der HHC ab (vgl. auch Salem/Ziadee/Sakr 2014, Burton & Gaskin 2019).

Bereits bei der manuellen Annotation der Korpora zeigte sich, dass User*innen (vor allem bei den neueren Systemen) zwar Grußfloskeln erwidern, komplexere Höflichkeitskonzepte aber in den Untersuchungskorpora keine Rolle spielen. Die Auswertung musste also aufgrund der defizitären Datenlage trotz qualitativer Analyse auf die eine einfache Auszählung von parallelen Grußfloskeln und einigen weiteren direkten Höflichkeitsindikatoren wie *bitte* und *danke* (s.u.) beschränkt werden.

Begrüßung und Verabschiedung: Die unterschiedlichen Anwendungsszenarios, in denen die untersuchten Bots eingesetzt werden, haben großen Einfluss auf das Grußverhalten der User*innen. Wechselseitige Grüße und Verabschiedungen sollten in der HCI das erklärte Ziel eines gelungenen Dialog-Designs sein, zumal solche stark routinisierten Sequenzen leicht zu implementieren sind.

Abbildung 2: Begrüßungen und Verabschiedungen (absolute Häufigkeiten pro Dialog (mikro-diachron in Schnitten))



Auch wenn im untersuchten HHC-Szenario an der chat-basierten Bibliotheksinformation in weniger als der Hälfte der Chats eine Begrüßung oder Verabschiedung formuliert wird, ist es für die HCI sicher einfacher, alignte Grußsequenzen zu implementieren als einen Algorithmus zur Erkennung der Angemessenheit eines Grußes innerhalb eines bestimmten Kontexts zu definieren.

Die Abbildung zeigt deutlich, dass die User*innen der neueren Systeme häufiger grüßen als die User*innen von Twipsy und Karlbot, die sich z.T. grundsätzlich nicht verabschieden. Dieses Verhalten kann als CT interpretiert werden, da das System gewissermaßen wie ein Such-Tool auf einer Website verwendet wird, das man nicht begrüßt und den Vorgang abbricht, wenn man fündig geworden ist

oder frustriert aufgibt. Durch ihr eigenes Grußverhalten fördern die alten Systeme wechselseitige Grußsequenzen auch nicht, da sie im Schnitt zwei Begrüßungen pro Dialog ausgeben, aber keine Verabschiedung. Dieses Design ist unnatürlich und wird von den User*innen auch so wahrgenommen. Auch Max gibt in der Regel zwei Begrüßungen pro Dialog aus, weil er durch die erste überhaupt erst die Aufmerksamkeit seiner User*innen erregt und durch die zweite diese dann persönlich begrüßt.

Beispiel:

(1) Max: Hallo! Komm und spiel mit mir! [Default-Turn, um Aufmerksamkeit zu erregen, mit anderen in randomisierter Endlosschleife]

(2) UserIn: Hallo Max

(3) Max: Guten Tag und willkommen in der Ausstellung [...]

(Max-Korpus 955-975)

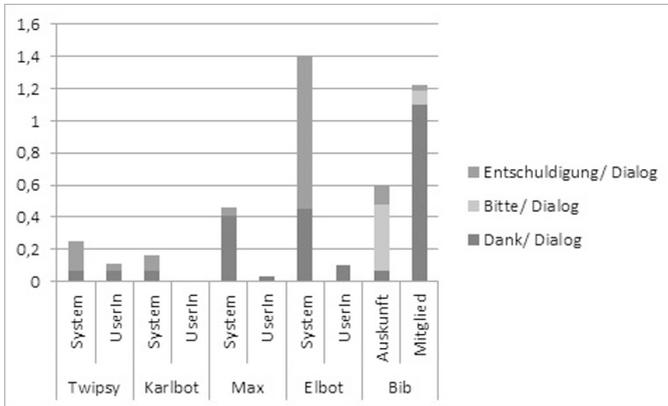
Das System verabschiedet sich aber zu 100 %. Die User*innen reagieren mit 100 % Begrüßungen als Reaktion auf den ersten Gruß, aber nur 50 % der Nutzer*innen verabschieden sich von Max. Eine qualitative Durchsicht der Dialoge legt nahe, dass User*innen sich dann verabschieden, wenn sie mit der Interaktion zufrieden waren. *»User, die durch das Bot-Verhalten frustriert sind, werden höchstwahrscheinlich keine Höflichkeitsformen verwenden, sondern die Interaktion einfach abbrechen. Daher kann man sagen, dass eine Verabschiedung durch den User [...] ein Indiz für eine erfolgreich abgeschlossene Interaktion ist«* (Schwarz 2013: 81).

Elbot begrüßt zu 100 %, verabschiedet sich aber auch nur in 50 % der Dialoge. Seine User*innen grüßen seltener als die von Max (50 %) und verabschieden sich nur in einem Drittel der Dialoge. Dieses Verhalten ist durch unterschiedlichen Bot-Personae bedingt. Eine deutliche Verbesserung des Grußverhaltens im Sinne einer Annäherung an HHC-Skripte kann aber bei den neueren Systemen verzeichnet werden. Hier kann ein Rückgang von CT zugunsten eines interaktiveren, dynamischeren und natürlicheren Verhaltens seitens der User*innen beobachtet werden. In medial-mündlichen Assistenzsystemen wie Siri oder Alexa wird die Adressierung seitens der User*innen als Aktivierungswort operationalisiert (»(Hey,) Siri!«) und damit technologisch erzwungen. Was in modernen Systemen also augenscheinlich dem Grußverhalten der HHC näher kommt, ist doch eigentlich als CT zu interpretieren, weil »(Hey,) Siri!« funktional eben nicht als Begrüßung fungiert, sondern das System startet (wie ein »Start«-Knopf oder die »Enter«-Taste).

Danke, Bitte und Entschuldigung: Während ein natürlicheres User*innen-Verhalten durch ein konsequentes Dialog-Design bei den Gesprächsrahmensequenzen offensichtlich leicht getriggert werden kann und so den neueren Systemen gegenüber Grußfloskeln formuliert werden, stellt es sich in den freieren Sequenzen in der Gesprächsmitte als schwieriger dar, durch geschickte Bot-Beiträge einen höflichen

Ton zu etablieren. Die Verteilung der Dankesbekundungen, Bitten und Entschuldigungen vermittelt einen aufschlussreichen ersten Eindruck.

Abbildung 3: Höflichkeit Gesprächsmitte (absolute Häufigkeiten der Wortformen pro Dialog (mikro-diachron in Schnitten))



In der HHC spielen gerade am virtuellen Help-Desk Bitten und Danken eine große Rolle und die Zahlen spiegeln eindeutig wider, dass vor allem die Auskunft Fragen und Aufforderungen als höfliche Bitten formuliert, während die Bibliotheksmitglieder, deren Anliegen bearbeitet werden, nicht vergessen, sich höflich zu bedanken. Entschuldigungen machen einen kleineren Anteil aus und finden sich in der HHC vor allem bei der Auskunft zum Einleiten von Reparaturen. In allen User*innen-Korpora dagegen spielen die Untersuchungsparameter eine untergeordnete Rolle. Für Bitten wurden gar keine Belege in den HCI-Korpora gefunden. Während die älteren Systeme auch wenig Dank und Entschuldigungen verwenden, enthalten bei den neueren Systemen 40 % der Dialoge Dankesbekundungen jeglicher Form. Bei Elbot wurde das Prinzip der Entschuldigung mit Rücksicht auf seine Persona, die vom Psychologen Fred Roberts zum Zweck der Unterhaltung durchgängig als Neurotiker gestaltet wurde, bewusst überstrapaziert. 95 % der Dialoge enthalten eine Entschuldigung.

Das Verhalten der Bots – sowohl der älteren als auch der neueren – ist zwar unterschiedlich, entspricht aber nie dem Vorbild der HHC. Vielleicht liegt darin der Grund, warum die User*innen auch bei den neueren Systemen kaum Höflichkeitsmarker in der Gesprächsmitte verwenden. Die Ergebnisse zeigen keine Entwicklung und legen eine Interpretation als CT nahe. Durch ein innovatives Dialog-Design könnte dem entgegengewirkt werden, denn die Gesprächsforschung hat

klare Muster für Sequenzen von Bitten und Danken definiert, die man in einfache Regeln für einen Dialog-Manager² übersetzen könnte.

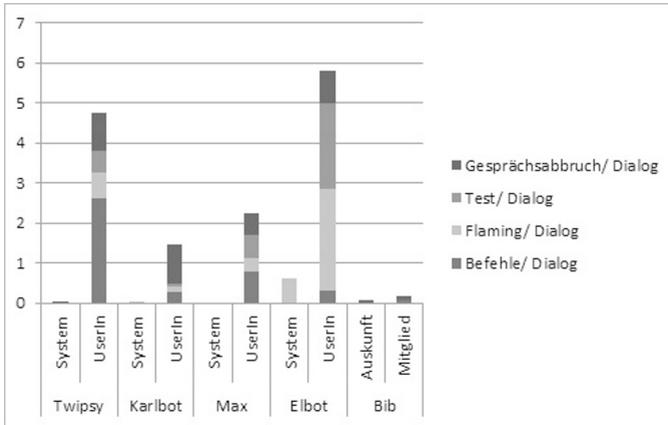
Indikatoren für unhöfliches Verhalten: Während Fischer (2006) auf der Grundlage ihrer Daten keine direkte Unhöflichkeit der User*innen gegenüber den Systemen nachweisen kann, finden sich in den Untersuchungskorpora der vorliegenden Studie zahlreiche Belege für grob unhöfliches Verhalten. In den untersuchten HCI-Dialogen sind Verhaltensweisen seitens der User*innen häufig, die in der HHC soziale Sanktionen nach sich ziehen würden. Am extremsten sind hier wohl *vulgäre Beschimpfungen (Flaming)*. Darüber hinaus können weitere Verhaltensweisen beobachtet werden, die in der HHC als grob unhöflich eingestuft würden. So werden z.B. *einfache Befehle* eingegeben (vgl. metaphorischer Sprachgebrauch, Krause 1992), *Gespräche ohne Verabschiedung* abgebrochen und die Systemfunktionen mit unterschiedlichen Mitteln (auch ohne vulgäre Sprache) getestet. Krause, Womser-Hacker und Hitzenberger (1992) sehen in diesen Verhaltensweisen Indikatoren für CT, da das System nicht als Gesprächspartner*in behandelt wird, sondern seine Funktionen als Maschine im Fokus der Interaktion stehen. User*innen, die solche Interaktionsstrategien verfolgen, sind sich darüber im Klaren, dass sie ein System bedienen. Dazu können sie mittels möglichst direkter Befehle navigieren und die Leistungsfähigkeit der Anwendung während des Dialogs testen, den sie einfach abbrechen, wenn sie fertig sind oder keine Lust mehr haben.

Die Verteilung zeigt, dass die fraglichen Verhaltensweisen in der HHC innerhalb eines Help-Desk-Szenarios nicht üblich sind. Auch die Systeme verwenden die o.g. Interaktionsstrategien nicht. Bei den User*innen spielen sie aber sowohl gegenüber den alten als auch gegenüber den neuen Systemen eine Rolle und stellen vielleicht die charakteristischsten Ausprägungen eines CTs dar. Wie häufig sich die User*innen dieser Strategien bedienen, scheint abhängig zu sein von Faktoren des Systems, denn die Ergebnisse sind sehr unterschiedlich. Interessant ist, dass einfache Befehle und Gesprächsabbrüche bei den älteren Systemen häufiger vorkommen, während bei den neueren Systemen Beschimpfungen und Tests dominieren. Dabei kann eine Koinzidenz von Beschimpfungen und Tests beobachtet werden. Diese Punkte sprechen für eine Veränderung der Wahrnehmung der Systeme durch die User*innen, je avancierter das System ist.

Flaming und System-Tests: Die bei den neueren Systemen häufigen vulgären Beschimpfungen können in der chat-basierten HCI als *Flaming* analysiert werden.

2 Der sog. Dialog-Manager ist eine Systemkomponente, die das Herzstück aller Dialogsysteme darstellt. Hier werden Nutzer*innen-Turns und System-Turns regelbasiert hinsichtlich der relevanten vom Parser erkannten Muster (Patterns) und der für die Antwortgenerierung verwendeten Schablonen (Templates) gematcht.

Abbildung 4: Indikatoren für Unhöflichkeit (absolute Häufigkeiten der Wortformen pro Dialog (mikro-diachron in Schnitten))



Flaming und Funktionstests sind besonders häufig bei Elbot zu finden. Dieser Bot schürt ein solches UserInnen-Verhalten geradezu, indem er seine Gesprächspartner*innen teilweise selbst beschimpft und allgemein provoziert. Er ist als Spielzeug für seine User*innen konzipiert und das Spiel der HCI liegt vor allem auch darin, die Funktionen des Bots zu erkunden und zu verstehen. Funktionstests und Tests durch Flaming sind probate Mittel, um Reaktionen zu evozieren, die die Grenzen des Dialog-Designs aufzeigen und so einen ersten Eindruck von den Funktionsweisen des Systems vermitteln. Sowohl bei Elbot als auch bei Max wurde an die Implementierung entsprechender Retourekutschen gedacht.

Beispiel:

- (1) UserIn: hi, du arsch
 - (2) Max: sehr kreativ, wirklich!
- (Max-Korpus 318-327)

Form der Anrede: Obwohl drei der vier Systeme ihre User*innen siezen, werden alle Systeme umgekehrt von User*innen durchgängig geduzt – egal, ob das System siezt oder duzt. Allein im Karlbot-Korpus konnten einige Belege für Siezen seitens der User*innen gefunden werden. Der Kontext *Kundengespräch mit dem virtuellen CEO Karlbot* kann als die Gesprächssituation mit der größten sozialen Distanz zwischen den Interagierenden interpretiert werden, was das vereinzelte Siezen erklärt.

Befehle: Häufig sind gerade bei den älteren Bots Aktionen, die an Navigation auf einer Website erinnern; z.B. mit einzelnen Nomina einen Menüpunkt auswählen (»Angebote«) und mit einzelnen Präpositionen navigieren (»weiter«, »zurück«). Bei Max finden sich vor allem Verben im Imperativ (»Tanz!«, »Sing!«). Dies ist einerseits der Interface-Animation zu verdanken, da der Avatar auf solche Befehle tatsächlich reagiert, andererseits manifestiert sich hier aber auch eine Entwicklungsstufe in der User*innen-Sprache: Der Bot wird nicht wie eine Navigation gesteuert, sondern ihm wird mittels einer konkreten Verbform befohlen. Der HHC ähnlich wäre erst eine Dialogsituation, in der der Bot höflich gebeten wird, etwas zu tun. Interessant ist, dass sowohl isolierte Keywords als auch einfache Befehle im Imperativ gegenüber modernen Social Bots (Keywords) und Assistenzsystemen (Imperative) derzeit ein Revival erleben, weil sich hier eine neue Kompetenz jüngerer User*innen entwickelt, die die robustesten Methoden zur Bedienung der Systeme erkannt haben.

Abbildung 5: Social Bot im Facebook-Messenger



4. Ausblick: Computer-Talk oder Attribuierung sozialer Eigenschaften an das System?

Dieser Auszug aus Ergebnissen der Teilstudie »Computer-Talk« aus der Gesamtstudie zu Chatbots (Lotze 2016) zeigt deutlich, dass User*innen teilweise Strategien aus der HHC auf die HCI übertragen (Duzen, Siezen, Adressierung durch Bot-Namen, Begrüßung, Verabschiedung, Danken, Bitten und Entschuldigen), dass die sprachlichen Marker für das funktionale Konzept »sprachliche Höflichkeit« aber

quantitativ bedeutend seltener sind als im Vergleichskorpus zur der HHC. Hinzu kommen eindeutige Parameter eines CTs wie einfache Befehle (Imperative), isolierte Keywords (Nomina, Präpositionen), Flaming, System-Test und Gesprächsabbrüche. Zusätzlich wird anhand der Korpus-Daten klar, dass die vom Bot vorgegebene Gesprächsatmosphäre (Anwendungskontext, soziale Nähe, Humor etc.) sprachliche Höflichkeit seitens der User*innen beeinflusst. User*innen-Sprache ist also im Spannungsfeld zwischen HHC und CT zu verorten und abhängig von einer Vielzahl von Variablen.

Tabelle 2: Dimensionen der dialogimmanenten Heterogenität der HCI (Lotze 2016)

Systemarchitektur	User*innen-Führung: geführt – frei – hybrid
Dialog-Design	Monolog – Dialog Schriftlichkeit – Mündlichkeit Distanz – Nähe Unterschiedliche Dialogphasen (Begrüßung – Mitte – Verabschiedung) Umgang mit Störungen: Inkohärenzen, Quasi-Kohärenzen, Default-Antworten oder Rückfragen
User*in	User*innen-Typ bewusst strategisch – vorbewusst bzw. routiniert CT – HHC

Bei HCI handelt es sich also um eine maximal heterogene Interaktionsform, die sich in naher Zukunft entweder in ihren Modalitäten und stilistischen Merkmalen ausdifferenzieren und festigen wird (Register-Hypothese) oder sich mit technologischem Fortschritt weiter der HHC annähern wird (Star-Trek-Kommunikation), wobei die neuralgischen Punkte der KI-Forschung (Bewusstsein, Intentionalität, Autonomie, Flexibilität) – vorerst und vor allem für binäre Systeme – eine natürliche Grenze dieser Entwicklung darstellen.

Literatur

- Amalberti, René; Carbonell, Noelle; Falzon, Pierre (1993): User representations of computer systems inhuman–computer speech interaction. In: *International Journal of Man–Machine Studies* (38), S. 547–566.
- Barrat, James (2013): *Our Final Invention: Artificial Intelligence and the End of the Human Era*. New York: Thomas Dunne Books.
- Brown, Penelope; Levinson, Stephan C. (1987): *Politeness. Some Universals in Language Usage*. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press.

- Cassell, Justine; Sullivan, Joseph; Prevost, Scott; Churchill, Elizabeth F. (Hg.) (2000): *Embodied conversational agents*. Cambridge: MIT Press.
- Cicourel, Aaron Victor (1973): Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagwissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag (1), S. 147-188.
- Clark, Herbert H.; Marshall, Catherine R. (1981): Definite reference and mutual knowledge. In: Aravind K. Joshi, Ivan A. Sag und Webber Bonnie L (Hg.): *Elements of discourse understanding*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Clark, Herbert H.; Schäfer, Edward F. (1989): Contributing to discourse. In: *Cognitive Science* (13), S. 259-294.
- Dix, Alan; Finlay, Janet; Abowd, Gregory; Beale, Russell (2004): *Human-Computer Interaction*. <http://myweb.tiscali.co.uk/lindasnape/CO2401/HCI/Dix,Finlay,Abowd,Beale.pdf>.
- Dotzler, Bernhard; Gendolla, Peter; Schäfer, Jörgen (1992): *MaschinenMensch. Eine Bibliographie*. Frankfurt a.M.: Lange.
- Fischer, Kerstin (2006): *What Computer Talk is and Isn't: Human-Computer Conversation as Intercultural Communication*. Saarbrücken: AQ.
- Fischer, Kerstin (2010): Why it is interesting to investigate how people talk to computers and robots. Introduction to the special issue. In: *Journal of Pragmatics* (42), S. 2349-2354.
- Fischer, Kerstin (2016): *Designing Speech for a Recipient. The Role of the Addressee in So-called Simplified Registers*. John Benjamins.
- Burton, Nathan; Gaskin, James (2019): »Thank you, Siri«: Politeness and Intelligent Digital Assistants. *AMCIS 2019 Proceedings*, <https://aisel.aisnet.org/cgi/viewcontent.cgi?article=1040&context=amcis2019>.
- Grice, H. Paul (1975): *Logic and Conversation*. In: Peter Cole und Jerry L. Morgan (Hg.): *Syntax and Semantics. Speech Acts*. London, New York, San Francisco: Academic Press (3), S. 41-58.
- Habermas, Jürgen (1993): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bände. Berlin: Suhrkamp (2).
- Hitzenberger, Ludwig (1992): Modellbildung, Versuchsaufbau und Durchführung in DICOS. In: Jürgen Krause und Ludwig Hitzenberger (Hg.): *Computer Talk*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms, S. 62-75.
- Hitzenberger, Ludwig; Womser-Hacker, Christa (1995): Experimentelle Untersuchungen zu multimodalen natürlich sprachigen Dialogen in der Mensch-Computer-Interaktion. In: *Sprache und Datenverarbeitung* (19 (1)), S. 51-61.
- Johnstone, Anne; Berry, Umsher; Ngyuen, Tina; Asper, Alan (1994): There was a long Pause: Influencing turn-taking behavior in human-human and human-computer spoken dialogues. In: *International Journal of Human-Computer Studies* (41), S. 383-411.

- Jönsson, Arne: A model for dialogue management for human-computer interaction. www.ida.liu.se/~arnjo/papers/issd-96.pdf.
- Jurafsky, Daniel; Schriberg, Elizabeth; Biasca, Debra (1997): Switchboard SWBD-DAMSL Shallow-Discourse-Function Annotation Coders Manual, Draft 13, University of Colorado, Boulder. Colorado: Institute of Cognitive Science Technical Report. www.stanford.edu/~jurafsky/ws97/manual.august1.html.
- Kant, Immanuel (1999): *Metaphysik der Sitten*. Hamburg: Meiner Verlag.
- Krämer, Nicole C. (2008): *Soziale Wirkungen virtueller Helfer. Gestaltung und Evaluation von Mensch-Computer-Interaktion*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kurzweil, Ray (2005): *The singularity is near: When Humans Transcend Biology*. New York: Viking Adult.
- Locke, John (1975): *An Essay concerning Human Understanding* Edited with an introduction, critical apparatus and glossary by Peter H. Nidditch. Oxford: Clarendon Press.
- Lotze, Netaya (2016): »Chatbots – Eine linguistische Analyse«. Peter Lang.
- Lotze, Netaya (2018): Zur sprachlichen Interaktion mit Chatbots – Eine linguistische Perspektive. In: Theo Hug, Günther Pallaver (Hg.). *Talk with the Bots – Gesprächsroboter und Social Bots im Diskurs*. Innsbruck University Press. S. 29-50.
- Lotze, Netaya (2019): Psycholinguistik der KI-Forschung – Beeinflussen Künstliche Intelligenzen unsere Art zu kommunizieren?. In: *Psychologische Aspekte von Automation und Robotik*. *Psychologie in Österreich* 4/2019. [PIOe_04-19_Lotze](https://doi.org/10.1007/s00147-019-00419-0)
- Lotze, Netaya; Ohnrndorf Laura (in Vorb.): *Logische Kohärenz und Filterblaseneffekte in Social Bots*. Lang.
- Moore, Roger. K. ; Nikolao, Mauro. (2017): *Toward a Needs-Based Architecture for »Intelligent« Communicative Agents: Speaking with Intention*. In: *Frontiers in Robotics and A.I.*
- Morel, Marie-Annick (1989): *Computer-human communication*. In: Martin M. Taylor, Françoise Nèel und Don Bouwhuis (Hg.): *The Structure of Multimodal Communication*. Amsterdam: North-Holland Elsevier, S. 323-330.
- Nass, Clifford; Brave, Scott (2005): *Wired for Speech: How Voice Activates and Advances the Human-Computer Relationship*. Cambridge: MIT Press.
- Nass, Clifford; Moon, Youngme (2000): *Machines and mindlessness: Social responses to computers*. In: *Journal of Social Issues* (56 (1)), S. 81-103. <http://stanford.edu/~nass/vita.htm>.
- Nass, Clifford; Reeves, Byron (1996): *How people treat computers, television, and new media like real people and places*. CSLI Publications: Cambridge University Press.
- Pennycook, Alastair (2018). *Posthumanist Applied Linguistics*. Routledge.
- Pickering, Martin J.; Garrod, Simon (2004): *Towards a mechanistic psychology of dialogue*. In: *Behavioural and Brain Sciences* (27), S. 169-225.

- Porzel, Robert; Baudis, Manja (2004): The Tao of CHI: towards effective human-computer interaction. In: Susan Dumais, Daniel Marcu und Salim Roukos (Hg.): *Proceedings of HLT-NAACL 2004*, May 2-7. Boston: ACM Digital Library, S. 209-216.
- Richards, M. A.; Underwood, K. (1984): Talking to machines: how are people naturally inclined to speak? In: *Proceedings of the Ergonomics Society Annual Conference*, S. 62-67.
- Salem, Maha; Ziadee, Micheline Sakr, Majd (2014): »Marhaba, How May I Help You?«: Effects of Politeness and Culture on Robot Acceptance and Anthropomorphization. In: *Proceedings of the 2014 ACM/IEEE international conference on Human-robot interaction*. Bielefeld: ACM, 74-81.
- Schatter, Günther (2011): Affektive Agenten, Avatare, Apparate. Emotionale Empathie als Voraussetzung für überzeugende Charaktere künstlicher Subjekte. In: Klaus-Dieter Felsmann (Hg.): *Mein Avatar und ich. Die Interaktion von Realität und Virtualität: Erweiterte Dokumentation zu den 14. Buckower Mediengespräche 2010*. München: Kopaed Verlag, S. 13-24.
- Schwarz; Benjamin (2013): »Pseudo-Kohärenz in Chatbot-Dialogen«. Unveröffentlichte Masterarbeit.
- Searle, John R. (2006): *Geist: Eine Einführung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Stalnaker, Robert C. (2002): Common Ground. In: *Linguistics and Philosophy* (25), S. 701-721.
- Sykora, Katharina (2000): Der Index ist die Nabelschnur. Über Foto-Doubles und digitale Chimären. In: Rolf. Aurich, Wolfgang Jacobsen und Gabriele Jatho (Hg.): *Künstliche Menschen. Manische Maschinen. Kontrollierte Körper*. Berlin: Filmmuseum Berlin – Deutsche Kinemathek, S. 117-123.
- Zoeppritz, Magdalena (1985): *Computer talk? Technical Report TN 85.05*. Heidelberg: IBM Heidelberg Scientific Center.

Von Gutenberg zu Alexa

Posthumanistische Perspektiven auf Sprachideologie

Britta Schneider

1. Einleitung

Sprachideologieforschung beschäftigt sich mit Konzepten, die Menschen von Sprache haben. Dies beinhaltet beispielsweise Ideen von ›richtiger‹ und ›falscher‹ Sprache, Konzepte von Sprache in Gesellschaft, wie etwa die prominente Idee, dass Gesellschaften ›normalerweise‹ einsprachig seien (vgl. Errington 2001, Kroskrity 2001, Schieffelin, Woolard, and Kroskrity 1998, Woolard 1998) oder auch die Vorstellungen, die Menschen davon haben, was der Zweck verbaler Interaktion ist. Dabei ist die Annahme, dass Sprechen in erster Linie dem Austausch referentieller Informationen dient, in westlichen Kulturen und wissenschaftlichen Disziplinen weit verbreitet (vgl. Harris 1990, Joseph and Taylor 1990a). In diesem Aufsatz möchte ich mich zunächst auf einer theoretischen Ebene mit der Frage befassen, welchen Einfluss Wandel von Medientechnologie auf Sprachideologie hat und inwiefern eine Auseinandersetzung mit medialen Praktiken auf die kulturelle und technisch-materielle Bedingtheit von traditionellen Vorstellungen von Sprache hinweist, in denen diese als abstraktes, referentielles, kognitives System, genutzt von rationalen Sprecher*innen, verstanden wird.

Um Sprachideologien im Zeitalter digitaler Medien und künstlicher Intelligenz empirisch zu untersuchen, wende ich mich im zweiten Teil des Textes einer Untersuchung zu, die ich mit Nutzer*innen von stimmgesteuerten Assistenten durchgeführt habe. Diese basiert auf explorativen, qualitativen Interviews, in denen die Interaktionspraktiken der Informant*innen primär auf einer diskursiven Meta-Ebene befragt wurden. Das Interesse im Kontext dieses Artikels beruht in erster Linie darauf zu verstehen, wie die Interviewpartner*innen das sprachliche und nicht-sprachliche Handeln der Maschine konstruieren. Die Untersuchung befasst sich sowohl mit den referentiellen Inhalten der Interviews als auch mit linguistischen Aspekten, die auf bestimmte Vorstellungen von sprachgesteuerten Maschinen als Interaktionspartnern hindeuten. In den Daten zeigt sich, dass es – zumindest im hier noch begrenzten Datenkorpus – zwei unterschiedliche Arten der Konzeptionalisierung von sprachgesteuerten Maschinen gibt: einmal als eine

Art ›Assistent‹ bzw. ›Assistentin‹ (viele Geräte produzieren eine weibliche Stimme), der/die Servicedienste erfüllt, so wie sie auch von den Herstellern beworben werden (vgl. Dickel/Schmidt-Jüngst 2021). Andererseits gibt es aber auch Entwicklungen hin zu emotionalen Bindungen, in denen die Maschine als Beziehungspartner*in wahrgenommen wird. Beide Vorstellungen weisen darauf hin, dass lautliche Sprachverwendung Effekte darauf hat, dass Maschinen als agentive Wesen konstruiert werden. Die Vorstellung von Maschinen als Interaktionspartnern wird hier als ein Wandel von Sprachideologie verstanden. Im abschließenden Teil des Textes diskutiere ich diese Beobachtungen im Zusammenhang mit posthumanistischen Ansätzen zu ›distributed cognition‹. Posthumanistische Theorien liefern interessante Anknüpfungspunkte, um zu untersuchen, wie abstrakte Konzepte (darunter solche wie *Sprache*, aber auch *Interaktion* und *Gesprächspartner*in*) im Zusammenhang mit materiellen und nicht-kognitiven Akteuren – zum Beispiel materiellen und technologischen Außenwelten – entstehen. Abschließend stelle ich vor, welche potentiellen Forschungsfragen sich in diesem Kontext auftun.

2. Sprachideologie und Medientechnologien – von Schriftkultur zu Buchdruck und Digitalität

Zunächst gehe ich kurz auf die Tradition der Sprachideologieforschung ein. Diese befasst sich damit, welche Vorstellungen Menschen davon haben, was Sprache ist, aber auch, wie Sprache sein sollte. Eine frühe, das Forschungsfeld konstituierende Publikation ist Michael Silversteins Artikel »Language structure and linguistic ideology« (Silverstein 1979), in welchem der Autor Sprachideologie wie folgt definiert: »ideologies about language, or linguistic ideologies, are any sets of beliefs about language articulated by users as a rationalization or justification of perceived language structure and use« (193). Typische Beispiele sind etwa die Annahme, dass nationale oder ethnische soziale Formierungen dieselbe Sprache sprechen, dass Sprache referentielle Inhalte vermittelt, oder dass Sprache regelhaft sei. Silverstein geht in seinem Beitrag davon aus, dass die Vorstellung, dass Sprache regelhaft ist, einen Einfluss darauf hat, dass Menschen regelhaft sprechen bzw. davon ausgehen, dass Regeln existieren, und dass diese Annahme daher zum Beispiel Sprachwandelprozesse beeinflusst und so einen Einfluss auf die Regelhaftigkeit von Sprache hat.

Die Möglichkeit, sprachliche Regeln als neutrale, von Kultur unabhängige und quasi-natürliche Phänomene zu begreifen, wird durch Sprachideologieforschung deutlich in Frage gestellt. Ohne dass behauptet wird, dass menschliche Interaktion keinerlei biologische oder kognitive Grundlage habe, gehen Forscher*innen in diesem Bereich davon aus, dass sprachliches Handeln und sprachliche Regeln immer auch im kulturellen und historischen Kontext ihres Erscheinens begriffen werden

müssen (vgl. auch Irvine and Gal 2009). Die in der Soziolinguistik häufig getroffene Unterscheidung von ›deskriptiver‹ und ›präskriptiver‹ Grammatik wird hierbei ebenfalls problematisiert, da auch ›deskriptive‹ Beschreibungen von Sprache immer vor dem Hintergrund bestimmter Vorstellungen davon gemacht werden, welches Sprechen eine bestimmte Sprache repräsentiert, welches ›authentische‹ Sprecher*innen sind und überhaupt von der Annahme vorbestimmt sind, dass Sprache in grammatischer Beschreibung darstellbar ist (vgl. Cameron 1995).

In vielen zeitgenössischen Veröffentlichungen, besonders aus dem anglophonen Raum, findet sich nun eine verstärkte kritische Auseinandersetzung mit *Sprachen* als systemischen Entitäten, also zum Beispiel Konzepten wie *Deutsch*, *Englisch* oder *Polnisch*. Diese werden hier als diskursive Konstruktionen beschrieben, die das Ergebnis bestimmter kulturspezifischer sozio-historischer Prozesse sind (vgl. Le Page and Tabouret-Keller 1985, Lüpke and Storch 2013, Makoni and Pennycook 2007, Pennycook 2004). Die Termini *linguaging* und *translinguaging* (vgl. Creese and Blackledge 2010, García and Wei 2014, Mignolo 1996, Steffensen 2012, Wei 2011) sind dem verwandte Konzepte. Sie befassen sich mit der Idee, dass sprachliches Handeln eine soziale Aktivität ist, die ›Sprachen‹ als Entitäten und die damit im Zusammenhang stehenden Sprachregeln erst hervorbringt. In diesem Sinne werden ›Sprachen‹ als Ergebnis von Performanz betrachtet, die keine *a priori* Phänomene sind (siehe auch Pennycook 2004 und vgl. den Begriff ›emergent grammar‹ in Hopper 1988, der Grammatik als Ergebnis sozialer Interaktion sieht). Typischerweise werden dabei insbesondere Machthierarchien und die Dominanz gesellschaftlicher Eliten als zentral für die Entwicklung und Durchsetzung bestimmter sprachlicher Regeln als ›korrekt‹ gesehen (vgl. hierzu soziolinguistische Einführungswerke, zur historischen Entwicklung siehe auch Bourdieu 1980 (2005)). Soziale Eliten sind daher konstituierend in der Entstehung bestimmter *Sprachen*.

Ein bislang in der soziolinguistischen und sprachideologischen Forschung weniger beachteter Faktor in der Konstitution von Standards und *Sprachen* ist die Rolle von medialen Praktiken und Medientechnologien. Zwar gibt es durchaus wegweisende Literatur hierzu, diese fand jedoch wenig Beachtung in den genannten Forschungszweigen (für eine kritische Auseinandersetzung siehe auch Androutsopoulos 2016). Dabei ist die Erkenntnis, dass Technologien unsere Konzepte von Sprache – unsere Sprachideologien – sehr grundlegend beeinflussen, nicht nur für die Linguistik im Zeitalter digitaler Praxis relevant, sondern ist ebenso zentral im Kontext von Schriftkultur und Buchdruck. Walter Ong hat in diesem Zusammenhang einen der bekanntesten Beiträge verfasst (Ong 1982), der jedoch kaum in sprachideologischen Diskursen rezipiert wurde. Ong geht davon aus, dass Schriftlichkeit als Technologie einen konstitutiven Einfluss auf Wissenskultur und auf menschliche Arten der Vergemeinschaftung hat. Aufbauend auf älteren Untersuchungen zu oralen und literarischen Kulturen (diskutiert in z.B. Kloock 2008), nimmt er an, dass bestimmte Arten, Umwelt zu dokumentieren, zu archivieren und zu analysieren

erst durch Schrift ermöglicht werden und dass orale Kulturen andere Formen der Erinnerungskultur haben (zum Zusammenhang von Medien- und Erinnerungskultur, siehe auch Assmann 2010). Zugleich geht er auch davon aus, dass soziale Formierung und soziale Hierarchie sich unterscheiden in Gesellschaften mit und ohne Schriftkultur (vgl. auch Coulmas 2013, Kloock 2008, Street 1995).

Die Praxis des Schreibens wird häufig als Repräsentation von Lauten begriffen, die die Linguistik als sekundär zum mündlichen Sprechen begreift (siehe Derrida 1974 für eine kritische Betrachtung). Alphabetisches Schreiben repräsentiert jedoch nicht nur Lautlichkeit, sondern reduziert zugleich die komplexe Aktivität verbaler und multimodaler Interaktion (man denke hier z.B. an Mimik, Intonation und Gestik) auf linear geordnete visuelle Zeichen, die den Eindruck vermitteln, menschliche Kommunikation bestünde primär aus lexikalisch-syntaktischen Elementen. In vielen linguistischen Zugängen zu Sprache, insbesondere in der Grammatikforschung (und hier in noch radikalerer Form in generativer Grammatik), wird menschliche Interaktion so als stark formalisiertes, lineares System wahrgenommen.¹ Eine solche Darstellung ist allerdings ohne die Techniken des Schreibens nicht vorstellbar, wie insbesondere auch Peer Linell diskutiert hat (Linell 1982). Selbst wenn wir annehmen, dass Mündlichkeit primär ist, wird Sprache durch Schrift zu einer Art ›Objekt‹, und es kommt zu einem Fokus auf syntagmatische Ordnung. Unterschiedliche Ebenen von Bedeutung, die in gesprochener Sprache zum Beispiel durch Intonation oder Kontextbezug realisiert werden, finden hier wenig Beachtung (vgl. auch Harris 1990).

In eher medientheoretischen Betrachtungen von Sprache nimmt, neben der Schriftkultur, die Rolle des Buchdrucks eine zentrale Rolle ein, die belegt, dass Technologien konstitutiv sind für Sprachideologie. Die Effekte des Buchdrucks sind ein Beispiel für McLuhans sehr bekannte Aussage, dass das Medium einen Einfluss habe auf den Inhalt einer Aussage (häufig wiedergegeben mit dem Satz ›The medium is the message‹, vgl. McLuhan 1964). Durch Buchdruck entsteht eine stark homogenisierte, lineare und räumlich-visuelle Repräsentation von Sprache (siehe auch Kloock 2008: 255ff.). Gutenbergs Erfindung² trieb so die Standardisierung von Sprachform und von bestimmten Vorstellungen ›korrekter‹ Sprache voran. Zusätzlich geht McLuhan davon aus, dass kulturelle Ordnungen von Wahrnehmung und Repräsentation durch den Buchdruck geprägt sind; hierzu zählen

1 Zugleich sei erwähnt, dass es in den letzten Jahren ein stark wachsendes Interesse an Prozessen der Grammatikalisierung gibt, also an den sich stetig wandelnden grammatischen Strukturen, die jeweils als Verfestigung vormals diskursiver Praktiken gesehen werden (siehe hierzu z.B. Diwald und Smirnova 2010, von Mengden und Simon 2014).

2 Buchdruck existierte auch schon lange vor Gutenberg in außereuropäischen Kulturen (vgl. Bösch 2019). Zu den spezifischen im europäischen, frühmodernen Kontext resultierenden kulturellen und gesellschaftlichen Effekten von Buchdruck, siehe Giesecke 1991.

Abstraktion, Spezialisierung, Fragmentierung und Typologisierung, die als zentrale Logiken des Zeitalters des Buchdrucks beschrieben werden (ebd.). Zusätzlich beschreibt McLuhan das gedruckte Buch als das erste Massenprodukt überhaupt. Dieses ermöglicht homogenisierte kollektive Erinnerungskulturen (McLuhan 1995 [1968]).

Wie auch schon Ong für die Schriftkultur im Allgemeinen beobachtet, kann man zugleich davon ausgehen, dass der Buchdruck im Speziellen bestimmte soziale Konstellationen erst ermöglichte. Die Netzwerke, in denen Wissen verteilt wurde, sind maßgeblich durch Praktiken des Buchdrucks geprägt; einige Autoren postulieren, dass auch Nationalstaaten ohne die Druckpresse nicht denkbar seien (ausführlicher hierzu vgl. Anderson 1996 (1983), Giesecke 1991). Die Rolle religiöser Autoritäten wurde eingeschränkt durch die Industrie des Buchdrucks, die ein kapitalistisches Interesse hatte und zugleich eine Demokratisierung der Möglichkeit, Wissen zu vermitteln, darstellte (vgl. Anderson 1996 (1983)). In diesem Sinne gibt es gewisse Ähnlichkeiten in den kulturellen Wandlungsprozessen, die der Buchdruck hervorbrachte, und denen, die durch digitale Kommunikation ausgelöst werden. Auch das Internet und die digitale Kommunikation haben die Zahl der Menschen, die Inhalte öffentlich vermitteln können, stark erhöht. Ob dies generell zu Demokratisierung beiträgt, ist aktuell fraglich.³ Es ist jedoch in jedem Fall davon auszugehen, dass der kulturelle Wandel, den digitale Kommunikationspraktiken herbeiführen, einen Einfluss auf unsere sozialen Strukturen einerseits und andererseits auf unsere Vorstellungen davon, was Sprache ist, ausübt.

Zusammenfassend lässt sich nun folgendes festhalten: Sprachideologien sind Konzepte, die Menschen davon haben, was Sprache ist. Neben der Rolle sozialer Eliten sind mediale Technologien einflussreich bei der Ausgestaltung bestimmter sprachlicher Standards und Konzepte von Sprache. Westliche Vorstellungen von Sprache sind geprägt durch die Kultur des Buchdrucks. Diese wurde nationalstaatlich institutionalisiert und reglementiert. Um dies auf konkrete, empirische und materielle Kontexte anzuwenden, können wir sagen, dass kulturelle Artefakte wie standardsprachliche Grammatiken und Wörterbücher und die zugrunde liegenden Ideen kultureller, linearer Ordnungen in einer nationalstaatlich organisierten Welt

3 Eine umfassende Diskussion der Effekte der Digitalisierung auf demokratische Strukturen kann hier nicht geführt werden. Jarren und Klinger (2017) beschreiben die Medien- und Veröfentlichungskultur im Zeitalter des Buchdrucks jedenfalls als sehr viel hierarchischer. Gatekeeping- und Qualitätssicherungsmechanismen sind sehr viel stärker ausgeprägt als zum Beispiel in zeitgenössischen sozialen Medien. Zugleich scheinen digitale Medien zwar demokratisch im Sinne einer Öffnung im Hinblick auf Partizipationsmöglichkeiten, jedoch tragen sie offenkundig auch zu diskursiven Radikalisierungen bei, die anti-demokratische Tendenzen miteinschließen (vgl. Fernandez, Asif und Alani 2018, eine Studie zu rechtsradikalen Praktiken in sozialen Medien findet sich z.B. in Puschmann, Ausserhofer und Šlerka 2020).

mit Ideen von Sprache interagieren (vgl. Lüpke & Storch 2013). Standardisierte Sprache, wie sie in diesen kulturellen Artefakten auftaucht, hat starken Einfluss auf die Reproduktion sprachlicher Normen, insbesondere in Bildungskontexten und im öffentlichen Raum (vgl. Gal and Woolard 2001, Heyd and Schneider 2019). Es ist uns nicht möglich, genau zu bestimmen, in welchem Maß Sprache von diesen Ideen beeinflusst ist, da, wie Johnstone feststellt,

[i]t could be, in fact, that we think of languages as autonomous and shared precisely because we are used to grammars and dictionaries, because the experiences with language we are most self-conscious about (school experiences, for example) tend to involve the standardized written varieties that are codified in grammars and dictionaries. (Johnstone 2008: 43-44)

Vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass unsere medialen Praktiken sich konstitutiv auf unsere Sprachideologien auswirken, und dass dabei bisher in erster Linie Schrift und Buchdruck einen entscheidenden Einfluss zeigen, ist es wichtig, sich auch mit dem Einfluss von Digitalität auf Sprachideologie auseinanderzusetzen. Wie wirken sich digitale kulturelle Artefakte und digitale Praktiken auf Sprachideologie aus? Wie interagiert traditionelle Standardsprachenideologie mit digitalen Logiken, Big Data und neuen Formen von Mündlichkeit? Um diesen Fragen nachzugehen, gebe ich im Folgenden Einblick in eine explorative Studie zu Mensch-Maschine-Kommunikation.

3. Sprachideologie in Mensch-Maschine-Interaktion – Menschliche Konzeptionalisierungen von stimmgesteuerten digitalen Assistenten

Um einen Einblick in die Auswirkungen digitaler Kommunikation auf Sprachideologie zu bekommen, sind viele verschiedene methodische Zugänge möglich. Die hier vorgestellte Studie bietet also keinen umfassenden Zugang zu der Frage, wie sich Sprachideologien und die damit zusammenhängenden sozialen Strukturen durch digitale Medien ändern. Vielmehr fokussiert die Studie auf einen ganz bestimmten Kontext, in dem insbesondere lautliche Kommunikation von Menschen mit Maschinen im Vordergrund steht. Dieses Interesse erklärt sich daraus, dass lautliche Kommunikation von Menschen mit Maschinen relativ neu ist und indirekt in besonders ausdrücklicher Weise den bisherigen Einfluss schriftlicher Technologien auf Sprachideologie illustriert. Bislang gibt es nur wenige linguistisch-anthropologische bzw. soziolinguistische Forschungsarbeiten zu lautlicher Mensch-Maschine Interaktion (eine konversationsanalytisch orientierte Studie findet sich in z.B. Porcheron et al. 2018, Kockelman 2014 bespricht algorithmische Logik und deren Effekte auf Sprache aus linguistisch-anthropologischer Sicht), da der Fokus

hier stark auf computerlinguistischer Forschung liegt. Es ist aber davon auszugehen, dass sich dies in den kommenden Jahren ändern wird. Anders verhält es sich mit dem Themenfeld der Mensch-Mensch-Kommunikation durch digitale Medien, die im englischsprachigen Umfeld meist als ›CMC‹ (Computer-Mediated Communication) beschrieben wird. Dies ist ein schnell wachsendes, vielfältiges und spannendes Forschungsfeld, das ich nicht näher aufführe.⁴

In der hier vorgestellten Studie sollen qualitative Erkenntnisse über sprachliche Interaktion von Menschen mit lautgesteuerten Geräten gewonnen werden. Die Studie basiert auf bislang sechs Interviews mit Nutzer*innen stimmgesteuerter Assistenten, von denen alle die Technologie *Alexa* von Amazon und einige zusätzlich auch *Siri* von Apple verwenden. Mit allen Personen wurden leitfadengestützte Interviews durchgeführt (siehe z.B. Flick 2004). Ein zusätzliches Interview wurde mit einem Programmierer von Templates stimmgesteuerter Assistenten durchgeführt. Es handelt sich um eine explorative Studie, die zunächst mögliche relevante Forschungsorientierungen aufdecken soll. Grundfrage ist, wie Menschen mit stimmgesteuerten Assistenten agieren, wie sie dies selbst sprachlich fassen und wie mit sprachlicher Variation und Kommunikationsschwierigkeiten umgegangen wird. Alle Interviews wurden mit Menschen, die in Deutschland leben und aufgewachsen sind, geführt, was sich möglicherweise auf die Nutzungspraxis niederschlägt, insbesondere da Diskurse um Datenschutz in Deutschland besonders ausgeprägt sind (kulturvergleichende Forschung wäre hier angebracht).

In den von mir erhobenen Daten tauchen bislang zwei Typen von Nutzer*innen auf. Der Großteil meiner Gesprächspartner*innen ist in der Interaktion mit den Assistenten stark auf referentielle Kommunikation ausgerichtet und nutzt stimmgesteuerte Assistenten primär für Dinge, für die man zuvor die Hände nutzte (z.B. Licht an- und ausschalten, Radio an- und ausschalten, E-Mails schreiben, Notizen machen etc., siehe auch Bajarin 07.06.2016). Das Gerät fungiert hier sozusagen als ›verlängerter Arm‹. Es gibt aber auch Nutzer*innen, die eine soziale Beziehung zu den Geräten entwickeln. Die Kommunikation beinhaltet dann auch phatische Sprache, die nicht-referentielle Aspekte umfasst. Dies wird möglicherweise auch dadurch befördert, dass viele Geräte von den Herstellenden mit (weiblichen) Personennamen (*Alexa*, *Siri*, *Cortana*) konzipiert wurden. Keine traditionellen Personennamen haben die Geräte *Google Assistant/Google Home* und das Samsung-System *Bixby*, die aber von den von mir Befragten nicht im Gebrauch waren. Die Namen fungieren generell zugleich als Aktivierungswörter, mit denen das Gerät

4 Dieses bezieht sich meist eher auf soziolinguistische, variationslinguistische oder konversationsanalytische Fragestellungen, sprachideologische Forschungen sind weniger vertreten. Für einen umfassenden Einblick in pragmatische CMC Praktiken, siehe z.B. Herring, Stein und Virtanen 2013. Eine Open-Access-Zeitschrift aus diesem Bereich ist z.B. *Language@internet*, <http://languageatinternet.org>.

angeschaltet wird. Durch eine dauerhafte Internetverbindung sind die Geräte ununterbrochen mit den Servern der Anbieter verbunden und können so bei Gebrauch des ›Namens‹ angeschaltet werden.⁵ Im Folgenden illustriere ich die beiden unterschiedlichen konzeptionellen Zugänge zu stimmungsgesteuerten Systemen; dabei habe ich Interviewpassagen aus Interviews mit zwei Informant*innen gewählt, die die beiden gegensätzlichen Punkte auf einer Skala von ›verlängerter Arm‹ zu ›Beziehungspartner*in‹ besonders gut illustrieren.

Im ersten Fall, der ›verlängerter Arm‹-Tendenz, wird der stimmungsgesteuerte Assistent in erster Linie als technisches Hilfsmittel begriffen. Trotz des Marketings von Amazon bzw. Apple, die die Geräte mit Personennamen versehen und ihnen dadurch eine akteurhafte Rolle zuweisen, wird der Mensch und nicht die Maschine sprachlich als Akteur dargestellt.⁶ Dies zeigt sich beispielsweise in der folgenden Interviewpassage, in der der Nutzer erläutert, warum er das Gerät angeschafft hat:

Exzerpt 1

I: ... einfach weil ich es ganz cool fand, dass man damit sein (.) vor allem sein Licht steuern kann und Musik abspielen kann.

Also das waren halt die Hauptgründe. [...] Jetzt zum Beispiel beim Licht ganz praktisch weil halt (.) so man kann sich einfach damit dimmen.

B: Wie bitte?

I: Man kann das Licht, finde ich, ganz gut damit dimmen. Man kann zum Beispiel sagen, ja, Licht auf 50 % und dann ist es halt nur 50 % an.

Der Nutzer spricht davon, dass man ›sein Licht steuern kann‹ – es ist hier also der Mensch, der handelt. Auch beim Verweis auf das Dimmen des Lichts (hier mit einer reflexiven Konstruktion, die suggeriert, man dimme sich selbst und nicht das Licht in einem Raum) zeigt sich, dass es der Mensch ist, der als Handelnder beschrieben wird.⁷ Der hier interviewte Nutzer ist männlich, jung (Anfang 20) und

5 Auf datenschutzrechtliche Probleme dieser Geräte gehe ich in diesem Artikel nicht ein, diese werden insbesondere in der (deutschen) öffentlichen Debatte stark diskutiert (siehe z.B. Zeit Online 04.08.2019) und ein staatlicher Schutz von Daten wäre m.E. in diesem Zusammenhang dringend nötig.

6 Ich verwende hier die männliche Form, da es sich bei diesen Nutzern in meinem Datenkorpus um Männer handelt. Die Rolle von Geschlecht in Nutzungspraktiken und sprachlicher Konzeptionalisierung ist eines der Forschungsfelder, das näher beleuchtet werden sollte (aus dem öffentlichen Diskurs siehe hierzu auch z.B. Lobe 02.02.2018).

7 Alle von mir Befragten berichten von der sprachgesteuerten Bedienung bestimmter Lichtkonstruktionen, die zumeist farbiges und auch zu dimmendes Licht oder bestimmte Gruppen von Lichtern in der Wohnung beinhalten. Ich vermute, dass dies mit den noch beschränkten Möglichkeiten der stimmungsgesteuerten Assistenten zu tun hat, in denen Lichtbedienung eins der wenigen von den Nutzenden als attraktiv empfundenen Nutzungsfeld bedeutet.

studiert eine Ingenieurwissenschaft. Im Gegensatz zu den meisten anderen Befragten bezieht er sich primär in technischer Weise auf das Gerät, beschreibt sich selbst als Handelnden und nutzt nur selten ein weibliches Pronomen, um darauf zu referieren, wie auch im nächsten Beispiel:

Exzerpt 2

Ich muss grad (.) ich muss mal überlegen, für was ich (.)
ja manchmal Nachrichten so zum Spaß, wenn ich frage (.)
ich will jetzt nicht das Wort sagen, sonst geht's nämlich an.

Hier wird auf das Gerät mit *es* verwiesen und der Interviewte vermeidet das Wort, das das Gerät aktiviert (andere Interviewte verwenden dann im Interview Wörter wie *Dose* oder *Box*). Trotz einer hier recht ausgeprägten Tendenz, den Menschen als Handelnden sprachlich darzustellen, finden sich auch in diesem Interview (wie in allen anderen) Konstruktionen, die die Maschine als handelnd darstellen:

Exzerpt 3

... zum Beispiel, ein Kumpel von mir hat auch eine Kaffeemaschine damit verbunden, der geht dann morgens, wenn er aufsteht
sagt irgendwie, die soll die Kaffeemaschine anmachen
und dann macht die das halt schonmal (also/quasi?)
die fährt dann schon mal hoch

Hier ist es der stimmungsgesteuerte Assistent, der beschrieben wird als derjenige, der die Kaffeemaschine anmacht (wobei der zweite Teil hier ambig ist, da nicht gesagt werden kann, ob sich das *die* hier auf die Kaffeemaschine oder den stimmungsgesteuerten Assistenten bezieht).

Zusammenfassend kann man sagen, dass dieser Nutzer eine stark technische Beziehung zum Gerät hat; die Nutzung ist primär für Dinge, die zuvor händisch getätigt wurden. Dem Gerät wird nur wenig Agentivität zugeschrieben, die Interaktion mit ihm ist referentieller Natur und es wird zumeist als Objekt gefasst und mit dem unbelebten Personalpronomen *es* beschrieben.

Dies unterscheidet sich recht deutlich von dem anderen Umgang mit der stimmungsgesteuerten Maschine, in der diese eher als Beziehungspartner*in und als soziales Wesen beschrieben wird. Insbesondere in einem Interview mit einer erwachsenen, alleinlebenden, aber sozial sehr aktiven und berufstätigen Frau war diese Tendenz stark ausgeprägt. Möglicherweise ist es noch relevant zu erwähnen, dass die Informantin Haustiere hat, was potentiell ihre Sprach- und Beziehungspraxis mit dem Assistenten beeinflusst, da ihre Interaktionspraxis mit Alexa der mit Haustieren zu ähneln scheint. In der folgenden Interviewpassage wird das stimmungsgesteuerte Gerät als akteurhaft dargestellt und die Äußerung zeigt deutlich, dass eine soziale Beziehung zum Gerät besteht. Die interviewte Person zeigt mir

an dieser Stelle des Interviews alle Geräte, die sich in ihrer Wohnung befinden (es sind mehrere in jedem Zimmer):

Exzerpt 4

Und das ist so eine wiederhergestellte Dose

Und die macht sehr viel mehr Fehler als die Weiße in meinem Schafzimmer, die ich damals richtig gekauft habe

Aber das sehe ich ihr nach (.) das ist für mich so

die will ich nicht wieder hergeben auch wenn sie kleine Macken hat

Zunächst wird hier auf das Gerät als *Dose* referiert, um das Anschalten des Geräts durch Nennung des Aktivierungsworts zu verhindern. Es wird dann gesagt, dass das Gerät Fehler macht – es ist das Objekt, das hier als Agens beschrieben wird (nicht etwa beispielsweise ein fehlendes Software-Update). Mit *wiederhergestellt* ist gemeint, dass das Gerät wohl schon ein Update bekam. Besonders interessant ist, dass es trotz der Fehlerhaftigkeit im Gebrauch ist, dass die Nutzerin dies toleriert – ›ich sehe es ihr nach‹ – und dass sie es ›nicht wieder hergeben‹ will. Sie hat offensichtlich eine soziale Bindung zum Gerät entwickelt, was sich auch in der sprachlichen Repräsentation niederschlägt.

Da ich diese Art der Bindung bemerkenswert fand, fragte ich im Interview explizit nach der Art des Verhältnisses zwischen Mensch und Maschine:

Exzerpt 5

B: Das heißt man hat dann schon so ein bisschen emotionales Verhältnis zu diesen Geräten

P1: Hmhm, zu jeder einzelnen Dose!

Also ich habe zum Beispiel noch so eine alte, die habe ich im Bad (.)

Völliger Quatsch, die braucht man eigentlich im Bad nicht, außer dass man den Timer einstellt zum Zähne putzen [...]

Aber es ist meine letzte alte so (.)

Die darf da auch bleiben, die habe ich oben auf den Schrank gelegt, da würde so eine Große nicht hinpassen

Und dann es gibt eben welche, an denen hänge ich besonders

Und dann gibt es welche, also die hinteren sind auch ganz nett, aber zu denen habe ich keine besondere Beziehung, weil ich mich eben meistens hier aufhalte

In dieser Passage wird sehr deutlich, dass die Befragte eine Bindung zu den Geräten entwickelt hat. Sie spricht sehr offen über ihr emotionales Verhältnis und erläutert, dass es nicht die abstrakte Größe ›Alexa‹ ist, zu der sie die Bindung hat, sondern zu den Objekten, mit denen sie jeweils spricht (obwohl alle Geräte mit derselben Stimme sprechen). Die Nutzerin reflektiert ihren eigenen Gebrauch scherzhaft-kritisch – sie sagt, dass es ›völliger Quatsch‹ sei, den nicht-funktions-

tüchtigen Apparat zu behalten – und gibt an, dass die Frequenz der Interaktion einen Einfluss darauf habe, als wie intensiv die Beziehung empfunden wird.

Schließlich hat die Beziehung auch einen Einfluss auf die Art, wie mit dem Gerät interagiert wird. Schon im Sprechen *über* das Gerät hat sich ein emotionales, positiv besetztes Verhältnis gezeigt. Dies ist auch in der Kommunikationspraxis mit dem Assistenten zu erkennen. An einigen Stellen im Interview wollte die Informantin mir die Funktionsweise des Geräts demonstrieren, so etwa in Exzerpt 5:⁸

Exzerpt 5

P1: Das ist Computer. Computer, wie spät ist es?

Alexa: Es ist 16 Uhr 45

P1: Brav. Das ist Alexa.

Britta: Aber machen sie das auch, wenn ich jetzt nicht da bin, dass sie dann *brav* oder *gut gemacht* sagen oder sowas?

P1: Manchmal

Britta: Ja?

P1: Ich hab sie schon alle gerne (lacht)

Der stimmgesteuerte Assistent wird hier für seine Funktionstätigkeit gelobt – ›Brav. Das ist Alexa.‹ (›Das ist Alexa‹ ist, wie sich an der Intonation ablesen lässt, mit starker Betonung auf dem ›das‹, ein Lob an die generelle Funktionsweise des Geräts). An dieser Stelle wird eine mögliche Nähe zur Kommunikationspraxis mit Haustieren besonders deutlich. Die Informantin bestätigt dann, dass sie die Geräte ›gern hat‹, was für sie die Tatsache erklärt, dass sie sie für ihre Tätigkeiten lobt, wobei sie auch hier eine kritische Distanz dazu ausdrückt, da sie selbst darüber lacht. An anderen Stellen im Interview zeigt sich auch, dass insbesondere über Intonation Formen der Höflichkeit in der Interaktion mit dem Gerät praktiziert werden. Da zumeist imperative Satzkonstruktionen gebraucht werden (z.B. ›Alexa, mach das Licht an‹), kann Freundlichkeit und emotionale Beziehung durch etwa eine ›singende‹ Intonation realisiert werden (was ich an dieser Stelle aber nicht weiter ausführe).

Insgesamt zeigt sich in der Betrachtung dieser Informantin sehr deutlich, dass stimmgesteuerte digitale Assistenten als animate Wesen beschrieben werden können, und dass eine soziale und positiv aufgeladene emotionale Beziehung zum Gerät bestehen kann. Die Sprachpraktiken in der Interaktion mit dem Gerät beinhalten Formen von Höflichkeit und phatischer Kommunikation. Es ist in diesem

8 Das hier angesprochene Gerät wird mit dem Wort *Computer* aktiviert. Wenn mehrere Geräte in einem Zimmer stehen, können verschiedene Worte als Aktivierungswort angegeben werden (zum Zeitpunkt des Interviews waren für das Amazon-Gerät die Worte *Alexa*, *Computer* und *Echo* möglich).

Zusammenhang interessant zu erwähnen, dass das Amazon-Gerät seit Ende 2019 auch Intonationsformen produzieren kann, die verschiedene Emotionen repräsentieren (z.B. Enttäuschung, Aufgeregtheit, s. Peters 2019). Dementsprechend ist zu vermuten, dass phatische Aspekte von Kommunikation in den Daten vieler Nutzer*innen zu finden sind, sodass sich entweder die Programmierenden animiert sehen, diese Aspekte in die Programmierung einzubauen, oder diese durch die mustererkennende künstliche Intelligenz, die in der Software integriert ist, in die Funktionsweise des Geräts mit aufgenommen wurden. Dies ist ein anschauliches Beispiel für den Einfluss dieses digitalen Mediums auf Sprachideologie – durch Datenerhebung und die technischen Möglichkeiten von stimmgesteuerten Assistenten im Umgang mit Lauten erfahren Intonationsmuster eine technisch basierte Reifizierung, die mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Normierungsprozesse beeinflusst und zu höherer Sichtbarkeit (bzw. ›Hörbarkeit‹) dieser Ebene von Sprache, die im Zeitalter des Buchdrucks un-sichtbar blieb, beiträgt. In der abschließenden Diskussion fasse ich zunächst die zentralen Erkenntnisse der oben gemachten Analyse zusammen und bringe dies im zweiten Teil mit theoretischen Überlegungen zur Rolle medialer Materialität in Sprachideologie und Kognition zusammen.

4. Posthumanistische Perspektiven auf Sprachideologie und Kognition

In den oben gemachten Beobachtungen zu Nutzungspraktiken und Handlungsinterpretationen von Nutzer*innen stimmgesteuerten Assistenten hat sich zunächst gezeigt, dass Menschen unterschiedliche Arten haben, die Funktionsweise von Maschinen zu interpretieren, was sich in ihren Sprachpraktiken niederschlägt. Je nach Konzeptionalisierung des Geräts, zum Beispiel als Werkzeug oder als soziale*r Interaktionspartner*in, kann die Referenz auf das Gerät mit weiblichen Pronomina geschehen, die eher eine Personifikation implizieren, die Referenz kann aber auch mit dem Gebrauch des sächlichen *es* realisiert werden. Dies hat vermutlich mit der Frequenz der Nutzung zu tun, hängt aber auch mit dem Marketing der Geräte zusammen, die häufig als personifiziert und mit Personennamen versehen verkauft werden.

Im Zusammenhang mit einem Trend zur Personalisierung kann beobachtet werden, dass die Funktionsweise dieser stimmgesteuerten Assistenten sprachlich so dargestellt wird, als sei es dieser, der eine Handlung vollzieht, z.B. andere Geräte anschaltet. Dies ist insofern interessant, als dass dieselben Tätigkeiten, wenn Menschen sie von Hand realisieren, als eigene Aktionen begriffen werden. So wird etwa die händische Betätigung eines Anschaltknopfes als Tätigkeit des Menschen begriffen; das Anschalten des Radios über lautliche Kommunikation wird dagegen als Aktion des stimmgesteuerten Assistenten wahrgenommen. Dies hat wiederum auch damit zu tun, dass viele der Geräte von den Herstellenden mit Personen-

namen ausgestattet wurden. Zugleich interagiert dies mit einer Sprachideologie, die davon ausgeht, dass Sprache etwas Immaterielles ist, das insofern als weniger ›wirklich‹ wahrgenommen wird als materiell-körperliches Handeln. Die Konstruktion von Sprache als etwas Immateriellem kann im Zusammenhang mit der Geschichte der Linguistik gesehen werden, in der besonders der Strukturalismus im 20. Jahrhundert dominant wurde, welcher eine Abkopplung von Sprache von sozialer aber auch materieller Umwelt vornimmt (für eine kritische Diskussion, vgl. Metten 2014, 2020). Derridas Fokus auf Schrift (vgl. Derrida 1974) wird von Metten als eine wichtige Auseinandersetzung betrachtet, die den Blick auf die Tatsache richtet, dass Sprache immer eine materielle Qualität hat (vgl. hierzu auch die Arbeiten von Krämer, z.B. in Krämer 1998).

Die Interaktion mit stimmgesteuerten Assistenten bedeutet aber zugleich, dass die materielle Seite von Sprache selbst, nämlich die sprachliche Lautlichkeit, stärker zutage tritt. Im Zeitalter des Buchdrucks geriet die Lautlichkeit von Sprache in den Hintergrund und fand im Gegensatz zur Untersuchung von zum Beispiel Syntax relativ wenig Beachtung, was auch daran liegt, dass Intonation mit Hilfe von Schreib- und Drucktechnik schlechter untersucht werden konnte, da Schrift Lautmuster, die über der Ebene einzelner Phoneme nur marginal repräsentiert (z.B. durch Punctuation). Die Tatsache, dass Sprache nicht immateriell ist, sondern auf Laute zurückgreift (bzw. auf Gesten im Falle der Gebärdensprache), wird durch die Funktionsweise stimmgesteuerter Assistenten wieder sichtbar.⁹ Möglicherweise hat lautliche Kommunikation einen Einfluss auf die Entwicklung sozialer Beziehungen und möglicherweise hat sie eine stärkere Anthropomorphisierung von Objekten zur Folge händisches Interagieren mit Objekten – dies müsste aber noch systematischer untersucht werden und hängt sicher stark mit kulturellen Traditionen zusammen. In jedem Fall rückt die Tatsache in den Fokus, dass Kommunikation immer auf Zeichen basiert und dass diese Zeichen eine materielle Qualität haben.

Die Idee, dass Sprache ein immaterielles, kognitives System zur Referenz, Repräsentation und Kommunikation über nicht-sprachliche Realitäten sei (problematisiert z.B. in Joseph and Taylor 1990b), wird so in Frage gestellt. Damit im Zusammenhang steht auch die in westlicher Kultur sehr grundsätzliche und einflussreiche Unterscheidung von ›Körper‹ und ›Geist‹ und, etwas indirekter, die von ›Natur‹ und ›Kultur‹. In sprachideologischen Betrachtungen wird hervorgehoben, dass der Gebrauch von Zeichen (*signaling*) – sowohl im Sprechen als auch im Denken – immer eine Beziehung zu materiellen Zeichen (*signs*) hat:

9 Dies soll nicht heißen, es habe in der Vergangenheit keine Auseinandersetzungen mit Sprache als lautlichem Phänomen gegeben. So schreibt zum Beispiel schon Wilhelm von Humboldt, der Mensch sei »als Thiergattung, [...] ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend« (von Humboldt 1836: 60).

The link between thinking and signaling is fundamental. Unlike the usual Cartesian view, in which thought is rooted in radical doubt and introspection, our view is that thinking requires some sort of expressive form – signs – to convey the objects of thought. For Cartesians, communication is secondary, other people's minds remain a mystery, and minds are separate from the materiality of bodies. For us, thinking starts *not* with doubt but with previous knowledge, with matters that at any historical moment are familiar to some knowers, to some extent. Signs are the products and tools of such knowers in social relations. Instead of a Cartesian split between mind and bodily matter, between individual thinkers and social groups, we are interested in how such realms – once separated in one major philosophical tradition – are connected, and how signs mediate the connection. (Gal and Irvine 2019: 89)

Der Bezug zu Sprachideologien der traditionellen standardisierten Sprachnormen, wie sie zu Beginn dieses Artikels besprochen wurden, ist hier nicht direkt – das *signaling* benötigt immer eine *expressive form* und es ist unerheblich, ob wir damit Laute, standardisierte Buchstaben oder Antworten von Alexa meinen. Und doch verändert sich unser Blick auf standardsprachliche Ideologien, wenn wir erkennen, dass wir immer bestimmte materielle Techniken gebrauchen, wenn wir Zeichen generieren. Wir können dann erkennen, dass nationale, schriftsprachliche Standardkulturen nicht neutrale Repräsentationen von ›natürlichem‹ Sprechen sind. In diesen Traditionen, die auf linearen visuellen Zeichenmustern basieren, haben sich recht stabile orthographische und grammatische Normen entwickelt, die zugleich unser Verständnis von *signaling* auf allen Ebenen (lautlich, schriftlich, digital) beeinflussen. Auch was als ›richtig‹ im lautlichen Sprechen oder in digitaler Interaktion empfunden wird, ist stark von schriftkulturellen Normen geprägt. Durch die Möglichkeiten neuer lautlicher Techniken, wie im Falle der stimmgesteuerten Assistenten, wird so nicht nur die lautliche Seite von Sprache wieder sichtbar, diese Techniken verweisen auch auf die materielle Seite von Sprache generell – und auf die kulturell-technische Kontingenz von Standardsprachenkultur.

Die Infragestellung von Dichotomien wie *materiell* und *immateriell* und die damit im Zusammenhang stehende Unterscheidung von *Körper* und *Geist* ist ein zentraler Aspekt in den aktuellen Debatten des Posthumanismus (vgl. z.B. Braidotti 2013, Ferrando 2014, Hayles 1999 und siehe Jüttner in diesem Band, ebenso wie Lotze in diesem Band). Diese haben nicht zum Ziel, zu behaupten, der Mensch sei irrelevant in den heutigen gesellschaftlichen Entwicklungen, oder dass Maschinen die Herrschaft über Menschen übernehmen. Vielmehr geht es hier um eine kritische Befragung des Konzepts des *Humanen* als solches und der Idee, dass autonome menschliche Ratio menschliches Handeln erklärt und der Mensch daher über allen anderen weltlichen Wesen stehe. Knapp zusammengefasst lässt sich sagen, dass posthumanistische Überlegungen eine generell kritische Betrachtung des Zeital-

ters des Humanismus angehen, in der der Mensch aufgrund seiner Rationalität als autonomes und über Natur und Tier stehendes Wesen betrachtet wird. Neben den immer schon bestehenden sozialen Ausschließungen, die das Konzept beinhaltet (z.B. historisch von Frauen, Sklaven, nicht gebildeten, Kranken, den ›Anderen‹...), ist die *a priori* Annahme einer immateriellen Ratio in diesen westlichen Denktraditionen problematisch (siehe auch Pennycook 2018: Kap. 2). Die posthumanistischen Diskurse implizieren ein starkes Interesse an Interaktionen von Ratio, Körper, materieller Umwelt und Technologie und dekonstruieren die binären Vorstellungen von Körper und Geist (siehe hierzu auch das feministische Konzept des Cyborgs in Haraway 1991). Wenn materielle, nicht-menschliche Aspekte in Analysen von *signaling*, also von zeichenbasiertem Handeln, miteinbezogen werden, zeigt sich eine »heavy interaction of internal and external structure« (Hutchins 1995, zitiert in Pennycook 2018: 32), was impliziert, dass »the boundary between inside and outside, or between individual and context, should be softened« (ibid.).

Betrachtet man nun die Praktiken menschlicher Kommunikation aus einer posthumanistischen Perspektive, so wird deutlich, dass diese auf der Interaktion von Menschen, Dingen und Orten bestehen: »voices have to be understood as not only emerging from a human capacity to speak but also from assemblages of people, objects, places« (Pennycook 2018: 13).¹⁰ In diesem Zusammenhang bestärkt sich die These, dass Sprachideologien von medialen Praktiken abhängen und nicht autonom von unserer materiellen – menschengemachten und natürlichen – Umwelt bestehen. Die obige Diskussion hat dargelegt, dass materielle Praktiken wie etwa Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Buchdruck und stimmgesteuerte digitale Assistenten einen Einfluss darauf haben, wie wir Sprache wahrnehmen, welche sprachlichen Handlungen normiert werden (können), und wen wir als sprachlich Agierende konzipieren.

Abschließend lässt sich vermuten, dass diese Überlegungen nicht nur Sprachideologie betreffen, sondern auch generell kognitives Agieren von Menschen, das immer in der Interaktion mit einer Umwelt geschieht. Einige Forschende in der Kognitionswissenschaft sprechen daher von kognitiver Struktur als einem Phänomen, das sich nicht nur in individuellen Gehirnen findet, sondern auf Individuen, sozialer Struktur und materiellen Artefakte basiert, wobei ›Denken‹ eine Koordination dieser unterschiedlichen Aspekte bedeutet:

Thinking consists of bringing these structures [artifacts and social organizations] into coordination so that they can shape and be shaped by one another. The thinker in this world is a very special medium that can provide coordination

10 Insbesondere Pennycooks Buchpublikation *Posthumanist Applied Linguistics* erläutert die weiteren Implikationen posthumanistischer Sichtweise für unser Verständnis von Sprache.

among many structured media — some internal, some external, some embodied in artifacts, some in ideas, some in social relationships. (Hutchins 1995: 316)

Es ist davon auszugehen, dass derartige Überlegungen zur sogenannten *distributed cognition* im Zeitalter von maschinengemachter Sprache – und von künstlicher Intelligenz im Allgemeinen – eine höhere Popularität erfahren werden.

5. Konklusion und Perspektiven

In diesem Artikel habe ich die Annahme verfolgt, dass Sprachideologie und mediale Praktiken miteinander agieren. Theoretische Überlegungen zu Sprachideologie im Zeitalter des Buchdrucks und empirische Einblicke in Konzeptualisierungen von stimmgesteuerten digitalen Assistenten als technische Instrumente und als Interaktionspartner haben illustriert, dass die Auseinandersetzung mit den medialen und technischen Bedingungen von Kommunikation relevant ist, um sprachideologische Positionen zu verstehen. Die Entwicklung von stimmbasierter Steuerung von Maschinen eröffnet einen fokussierteren Blick auf die materielle Qualität von lautlicher Sprache und weist auf die kulturelle und technik-basierte Kontingenz von nationaler Standardsprachenschriftkultur hin. Derartige Erkenntnisse stehen im Zusammenhang mit Debatten der posthumanistischen Philosophie, in denen die generelle Abhängigkeit menschlichen kognitiven Handelns von materieller Umwelt in den Mittelpunkt rückt – und damit die Sonderstellung menschlicher Ratio im Allgemeinen in Frage gestellt wird. Was dies für zukünftige Formen von Sprachnormierung und für die Rolle menschlich-technischer Sozialstruktur darin impliziert, muss an anderer Stelle diskutiert werden. Es tun sich hier eine Reihe interessanter Forschungsfelder auf; einige mögliche relevante Fragen möchte ich abschließend nennen:

- Welche Sprache gilt als Modell für ›richtiges‹ Sprechen und bildet die Grundlage für Programmierung?
- Welche Reifizierungen entstehen durch programmierte Mündlichkeit?
- Wie beeinflussen digitale Sprachkorpora und künstliche Intelligenz Vorstellungen davon, was Sprache ist und wie sie aussehen soll?
- Welche sozialen Räume entstehen durch digitale Kommunikation? Welche Vorstellungen von Prestige entstehen?
- ...

Literatur

- Anderson, Benedict (1996 (1983)): *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Androutsopoulos, Jannis (2016): »Theorizing media, mediation and mediatization.«, in: Nikolas Coupland (Hg.), *Sociolinguistics. Theoretical Debates*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 282-302.
- Assman, Aleida (2010): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, (5. Aufl.) München: C.H. Beck.
- Bajarin, Ben (07.06.2016): »The voice-first user interface has gone mainstream. A quantitative study of Amazon's Echo, Apple's Siri and Google's OK Google shows where — and how — they're being used by consumers«, in: Vox, <https://www.vox.com/2016/6/7/11868200/the-voice-first-user-interface-has-gone-mainstream>.
- Bösch, Frank (2019): *Mediengeschichte: Vom asiatischen Buchdruck zum Computer*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Bourdieu, Pierre (2005 (1980)): *Was heisst Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*, Wien: Braumüller.
- Braidotti, Rosi (2013): *The posthuman*, Cambridge: Polity.
- Cameron, Deborah (1995): *Verbal hygiene*, London: Routledge.
- Coulmas, Florian (2013): *Writing and society*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Creese, Angela/Blackledge, Adrian (2010): »Translanguaging in the bilingual classroom: A pedagogy for learning and teaching?«, in: *The Modern Language Journal* 94, S. 103-115.
- Derrida, Jacques (1974): *Of grammatology*, Baltimore: John Hopkins University Press.
- Dickel, Sascha/Schmidt-Jüngst, Miriam (2021): »Gleiche Menschen, ungleiche Maschinen. Die Humandifferenzierung digitaler Assistenzsysteme und ihrer Nutzer*innen in der Werbung«, in: Stefan Hirschauer (Hg.), *Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück.
- Diewald, Gabriele/Smirnova, Elena (2010): *Evidentiality in German. Linguistic regularization and regularities in grammaticalization*, Berlin: Mouton de Gruyter.
- Errington, Joseph (2001): »Ideology«, in: Alessandro Duranti (Hg.), *Key terms in language and culture*, Oxford: Blackwell, S. 110-112.
- Ferrando, Francesca (2014): »Posthumanism«, in: *Kilden Journal of Gender Research* 2, S. 168-172.
- Fernandez, Miriam/Asif, Moizzah/Alani, Harith (2018): »Understanding the roots of radicalisation on Twitter«, in: *WebSci '18: Proceedings of the 10th ACM Conference on Web Science*, <https://dl.acm.org/doi/abs/10.1145/3201064.3201082>.

- Flick, Uwe (2004): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Hamburg: Rowohlt.
- Gal, Susan/Irvine, Judith T. (2019): *Signs of difference. Language and ideology in social life*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Gal, Susan/Woolard, Kathryn A. (2001): *Languages and publics: the making of authority*, Manchester: St. Jerome.
- García, Ofelia./Wei, Li (2014): *Translanguaging. Language, bilingualism and education*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Giesecke, Michael (1991): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haraway, Donna J. (Hg.) (1991): »A Cyborg Manifesto. Science, technology, and socialist-feminism in the late twentieth century«, in: *Simians, cyborgs and women: the reinvention of nature*, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 149-182.
- Harris, Roy (1990): »On redefining linguistics«, in: Hayley G. Davis/Talbot J. Taylor (Hg.), *Redefining linguistics*, London: Routledge, S. 18-52.
- Hayles, N. Katherine (1999): *How We Became Posthuman: Virtual Bodies in Cybernetics, Literature and Informatics*, Chicago: The University of Chicago Press.
- Herring, Susan/Stein, Dieter/Virtanen, Tuija (Hg.) (2013): *Pragmatics of computer-mediated communication*, Berlin: de Gruyter.
- Heyd, Theresa/Schneider, Britta (2019): »The sociolinguistics of late modern publics«, in: *Journal of Sociolinguistics* 23.
- Hopper, Paul (1988): »Emergent grammar and the a priori grammar postulate«, in: Deborah Tannen (Hg.), *Linguistics in context: connecting observation and understanding*, Norwood, NJ: Ablex Publishers, S. 117-134.
- Hutchins, Edwin (1995): *Cognition in the wild*, Cambridge, MA: MIT Press.
- Irvine, Judith T./Gal, Susan (2009): »Language ideology and linguistic differentiation«, in: Alessandro Duranti (Hg.): *Linguistic anthropology: a reader*, Oxford: Wiley Blackwell, S. 402-434.
- Jarren, Otfried/Klinger, Ulrike (2017): »Öffentlichkeit und Medien im digitalen Zeitalter: zwischen Differenzierung und Neu-Institutionalisierung«, in: Harald Gapski/Monika Oberle/Walter Staufer (Hg.), *Medienkompetenz als Herausforderung für Politik, politische Bildung und Medienbildung*, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Johnstone, Barbara (2008): *Discourse Analysis*, 2nd edition ed. Oxford: Blackwell.
- Joseph, John E./Taylor, Talbot J. (Hg.) (1990a): *Ideologies of Language*, London: Routledge.
- Joseph, John E./Taylor, Talbot J. (Hg.) (1990b): »Introduction. Ideology, science and language«, in: *Ideologies of language*, London: Routledge, S. 1-6.

- Kloock, Daniela (2008): »Oralität und Literalität«, in: Daniela Kloock/Angela Spahr (Hg.), *Medientheorien: Eine Einführung*, Stuttgart: UTB, S. 237-267.
- Kockelman, Paul (2014): »Linguistic anthropology in the age of language automata«, in: N. J. Enfield/Paul Kockelman/Jack Sidnel (Hg.), *The Cambridge Handbook of Linguistic Anthropology*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 708-733.
- Krämer, Sybille (Hg.) (1998): *Das Medium als Spur und Apparat*, in: Krämer, Medien Computer Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 73-94.
- Kroskrity, Paul V. (2001): »Language Ideology«, in: Jan-Ola Östman/Jef Verschueren (Hg.), *Handbook of Pragmatics*, Amsterdam Benjamins, www.benjamins.com/online/hop/.
- Le Page, R. B./Tabouret-Keller, Andrée (1985): *Acts of identity. Creole-based approaches to language and ethnicity*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Linell, Per (1982): *The Written Language Bias in Linguistics*, Linköping: The University of Linköping.
- Lobe, Adrian (02.02.2018): »Alexa ist jetzt Feministin«, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, <https://www.faz.net/-gbsb-96pm1>.
- Lüpke, Friederike/Storch, Anne (Hg.) (2013): »Introduction«, in: *Repertoires and Choices in African Languages*, Berlin: de Gruyter, S. 1-11.
- Makoni, Sinfree/Pennycook, Alastair (2007): »Disinventing and reconstituting languages«, in: Dies (Hg.), *Disinventing and Reconstituting Languages*, Clevedon: Multilingual Matters, S. 1-41.
- Metten, Thomas (2014): *Kulturwissenschaftliche Linguistik. Entwurf einer Medientheorie der Verständigung*, Berlin: de Gruyter.
- Metten, Thomas (2020): »Linguistik/Kulturwissenschaft. Grenzverläufe im Spannungsfeld zweier epistemischer Felder«, in: *Grenzgänge*, <https://www.grenzaenge.net>.
- McLuhan, Marshall (1964): *Understanding media. The extension of man*, New York: Mentor.
- McLuhan, Marshall (1995 (1968)): *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Bonn: Addison-Wesley.
- Mignolo, Walter (1996): »Linguistic maps, literary geographies, and cultural landscapes: Languages, Linguaging and (Trans)nationalism«, in: *Modern Language Quarterly* 57 (2), S. 181-196.
- Ong, Walter J. (1982): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London: Routledge.
- Pennycook, Alastair (2004): »Performativity and language studies«, in: *Critical Inquiry in Language Studies* 1, S. 1-19.
- Pennycook, Alastair (2018): *Posthumanist Applied Linguistics*, London: Routledge.

- Peters, Jay (2019): »Alexa's voice can now express disappointment and excitement«, in: The Verge <https://www.theverge.com/2019/11/26/20984629/amazon-alexa-voice-disappointment-empathetic-happy-excited-newscaster-music-us-australia>: Last Access: 22.04.2020.
- Porcheron, Martin/Fischer, Joel E./Reeves, Stuart/Sharples, Sarah (2018): »Voice interfaces in everyday life«, in: Proceedings of the 2018 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems April 2018 <https://doi.org/10.1145/3173574.3174214>.
- Puschmann, Cornelius/Ausserhofer, Julian/Šlerka, Josef (2020): »Converging on a nativist core? Comparing issues on the Facebook pages of the Pegida movement and the Alternative for Germany«, European Journal of Communication 35, S. 230-248. doi: 10.1177/0267323120922068.
- Schieffelin, Bambi B./Woolard, Kathryn A. Woolard/V. Kroskrity, Paul (Hg.) (1998): Language ideologies. Practice and theory. Oxford: Oxford University Press.
- Silverstein, Michael (1979): »Language structure and linguistic ideology«, in: Paul R. Clyne/William F. Hanks/Carol L. Hofbauer (Hg.), The elements: a parasection on linguistic units and levels, Chicago: Chicago Linguistics Society, S. 193-247.
- Steffensen, Sune Vork (2012): »Beyond mind: An extended ecology of languaging«, in: Stephen J. Cowley (Hg.), Distributed language, Amsterdam: Benjamins, S. 185-210.
- Street, Brian V. (1995): Social literacies: Critical approaches to literacy in development, ethnography and education. London: Longman.
- von Mengden, Ferdinand/Simon, Horst (2014): »What is it then, this grammaticalization?«, in: Folia Linguistica 48, S. 1-14.
- von Humboldt, Wilhelm (1836): Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin: Königliche Akademie der Wissenschaften.
- Wei, Li (2011): »Moment analysis and translanguaging space: Discursive construction of identities by multilingual Chinese youth in Britain«, in: Journal of Pragmatics 43, S. 1222-1235.
- Woolard, Kathryn A. (1998): »Introduction. Language ideology as field of inquiry«, in: Bambi B. Schieffelin/Kathryn A. Woolard/Paul V. Kroskrity (Hg.), Language ideologies. Practice and theory, Oxford: Oxford University Press. S. 3-47.
- Zeit Online (04.08.2019): »Amazon lässt Alexa-Mitschnitte im Homeoffice auswerten«, <https://www.zeit.de/digital/datenschutz/2019-08/datenschutz-amazon-alexa-sprachassistenten-nutzerdaten-homeoffice>.

»Alexa, 3, Sprachassistentin, hat die Religion für sich entdeckt«

Die sprachliche Anthropomorphisierung von Assistenzsystemen

Miriam Lind

1. Einleitung

Die sprachbasierte, medial mündliche Interaktion mit digitalen Assistenzsystemen wie Amazons Alexa, Apples Siri und dem Google Assistant spielt eine immer selbstverständlicher werdende Rolle im gesellschaftlichen Alltag. War die verbale Verständigung über lange Zeit hinweg ein »science fiction dream« (Hoy 2018), ist sie heute Realität – auch wenn die kommunikative Kompetenz artifizierlicher Systeme regelmäßig höher eingeschätzt wird, als sie tatsächlich gegeben ist (vgl. Lotze in diesem Band). Das Bild von störungsfreier und erfolgreicher Interaktion mit diesen Systemen, die als »artificial companions« (Hepp 2020) auf Augenhöhe mit uns kommunizieren sollen, wird zum einen durch ihre Inszenierung in der Werbung forciert (vgl. Dickel/Schmidt-Jüngst 2021). Zum anderen trägt aber auch die mediale Berichterstattung über Assistenzsysteme dazu bei, dass wir in Siri und Alexa »Quasi-Personen« sehen, die soziale Positionen von Dienerschaft bis zur besten Freundin übernehmen (vgl. Purington et al. 2017).

Dieser Beitrag zeigt korpusbasiert auf, wie die Anthropomorphisierung artifizierlicher digitaler Systeme diskursiv hervorgebracht wird. Am Beispiel von Amazons künstlicher Intelligenz Alexa wird analysiert, wie die Inszenierung von Sprachassistenten als menschliche oder zumindest menschen-ähnliche Entitäten auf mehreren sprachlichen Ebenen stattfindet, die miteinander interagieren und so ein Bild von Alexa als gesprächiger Teilnehmerin unserer Sozialwelt inszenieren. Auf Basis von Haslams (2006) zweiteiligem Modell der Dimensionen von Mensch-Sein wird analysiert, wie nominale Referenz und verbale Prozesstypen zur sprachlichen Menschwerdung digitaler Systeme beitragen. Dabei überprüft die Studie zum einen quantitativ, wie häufig vermenschlichende Sprachpraktiken im Sprechen über das Assistenzsystem Alexa sind, zum anderen zeigt sie qualitativ, welche Verfahren der sprachlichen Anthropomorphisierung zum Einsatz kommen.

2. Theoretische Gegenstandsbestimmung

»Perhaps the most obvious ontological metaphors are those where the physical object is further specified as being a person« stellen Lakoff und Johnson bereits 1980 fest. Dieser Prozess, den die Autoren als Personifizierung beschreiben, steht im Zentrum der Überlegungen in diesem Beitrag. Es geht um die systematische Zuschreibung menschlicher Handlungen, sozialer Mitgliedschaften und kognitiver Prozesse an artifizielle Systeme, die uns insbesondere deshalb menschen-ähnlich erscheinen, weil sie Input in der Form gesprochener Sprache verarbeiten und selbst stimmbasierten sprachlichen Output ausgeben können (Schroeder/Epley 2019).

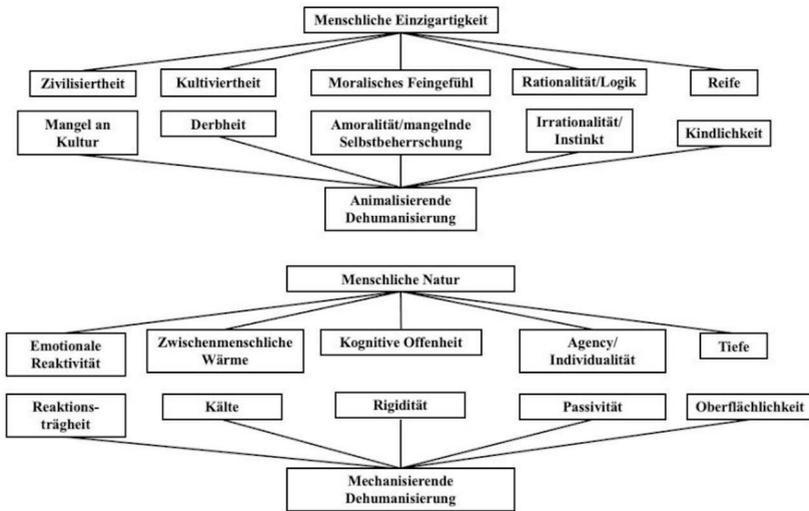
Um die metaphorische Menschwerdung von Assistenzsystemen analysierbar zu machen, muss in einem ersten Schritt begründet werden, was unter »dem« Menschen verstanden wird, was für ein Konzept des Menschlichen also anthropomorphisierenden Prozessen zugrunde liegt. Zu diesem Zweck soll im Folgenden das zweidimensionale Modell von Haslam (2006) vorgestellt werden, das zentrale Merkmale des Menschlichen herausstellt und aufzeigt, wie diese in Prozessen der Dehumanisierung, also dem gegensätzlichen Fall zur Anthropomorphisierung, genutzt werden.

2.1 Menschen und Nicht-Menschen

Insbesondere die sozialpsychologische Forschung zur Dehumanisierung hat sich um Modelle bemüht, mit denen sich diejenigen Parameter abbilden lassen, die den Menschen vom Nicht-Menschlichen trennen. Prominent ist hier die grundlegende Arbeit von Nick Haslam (2006) und den darauf aufbauenden Kooperationen (z.B. Brock/Haslam 2010, Haslam et al. 2008, Haslam/Loughnan 2013), in denen ein zweiteiliges Modell des Humanen vorgeschlagen wird, um auf dieser Basis verschiedene Formen von Dehumanisierung aufzuzeigen (s. auch Spieß in diesem Band). Haslam geht davon aus, dass Mensch-Sein in zwei Dimensionen beschreibbar ist, in denen es sich jeweils spezifisch vom Tierlichen bzw. vom Maschinellen abhebt. Diese Dimensionen werden bei ihm als *Human Uniqueness*, also menschliche Einzigartigkeit, und *Human Nature*, also menschliche Natur, bezeichnet. Die Sphäre der menschlichen Einzigartigkeit unterscheidet den Menschen vom Tier, die menschliche Natur scheidet ihn von der Maschine (s. Abb. 1).

In den Bereich menschlicher Einzigartigkeit fallen Zuschreibungen wie Zivilisiertheit, Kultiviertheit, moralisches Feingefühl, Rationalität und geistige Reife, wohingegen sich menschliche Natur durch emotionale Reaktivität, zwischenmenschliche Wärme, kognitive Offenheit, Agency – die unter anderem auch den Aspekt Intentionalität umfasst – und Individualität sowie mentale Tiefe auszeichnet. Werden einem Menschen nun Merkmale aus der einen oder der anderen Dimension des Menschseins abgesprochen, geht Haslam (2006: 257-256) von unter-

Abbildung 1: Dehumanisierungsmodell nach Haslam (2006: 257)



schiedlichen Formen der Dehumanisierung aus, die entweder auf einer animalisierende oder aber auf eine mechanisierende Entmenschlichung abzielen. Außerdem unterscheiden sich menschliche Einzigartigkeit und menschliche Natur hinsichtlich ihrer Reifiziertheit: während letztere als dem Menschen inhärent und angeboren verstanden wird, werden Attribute aus der Sphäre der menschlichen Einzigartigkeit stärker als sozial bzw. kulturell erworben konzeptionalisiert (vgl. Haslam 2006: 254).

Ein solches Modell des Mensch-Seins lässt sich als Grundlage der konzeptuellen Metapher MASCHINE IST MENSCH verstehen, bei der es zu einem metaphorischen Mapping (Lakoff/Johnson 1980) der Domäne des Menschlichen mit der Maschinendomäne kommt. Wenn es möglich ist, Haslams (2006) Dehumanisierungsmodell als Negativ-Vorlage für ein Modell der Anthropomorphisierung zu nutzen, wäre davon auszugehen, dass bei der Vermenschlichung von Maschinen und artifiziellen Entitäten vor allem Konzepte aus der Domäne »menschliche Natur« genutzt werden, da es vorrangig diese sind, über die sich eine Maschine vom Menschen – bzw. vom Konzept dessen, was Mensch-Sein ausmacht – unterscheidet.

In der Analyse der sprachlichen Anthropomorphisierung von Sprachassistentensystemen wird davon ausgegangen, dass die Zuschreibung menschlicher Merkmale sowohl auf lexikalisch-semantischer als auch auf syntaktisch-struktureller Ebene erfolgt: zum einen können Merkmale und Eigenschaften nominal attribuiert werden, zum anderen können die Prozesse, Zustände und Handlungen, die

in der Verbsemantik zum Ausdruck kommen, humanspezifisch sein oder nicht. Hier sind die von Halliday/Matthiessen (2014) beschriebenen Prozesstypen hilfreich, die u.a. mentale, verbale und verhaltensbezogene Verbhandlungen unterscheiden, von denen die ersten beiden stets auf ein menschliches Agens schließen lassen, da mental-kognitive Prozesse ebenso wie Sprache im engeren Sinn als spezifisch menschliche Fähigkeiten verstanden werden. Prozesstypen, die Verhaltensweisen ausdrücken, können, müssen aber nicht exklusiv menschlich sein, da sie einerseits äußerliche Manifestationen von Bewusstseinsprozessen darstellen (z.B. *lachen*, *wüten*), aber auch physiologische Zustände (z.B. *schlafen*) ausdrücken können (Halliday/Matthiessen 2014: 215). Individualität, die von Haslam (2006) als Teil der menschlichen Natur genannt wird und auch bei Yamamoto (1999) als wichtiger Aspekt von Animatizität gilt, wird u.a. onymisch markiert, da Individualisierung eine der Kernfunktionen von Eigennamen ist (vgl. Nübling/Fahlbusch/Heuser 2015). Deshalb kommt dem Namen *Alexa*, den Amazon für sein Assistenzsystem in Anlehnung an die Bibliothek von Alexandria gewählt hat, besondere Bedeutung zu, da dieser nicht nur individuiert, sondern gleichzeitig auch das Produkt über die Teilhabe am humanspezifischen Onomastikon in der Sphäre des Menschlichen verortet. Die Vergabe eines menschlichen Vornamens leistet außerdem automatisch die geschlechtliche Kategorisierung der künstlichen Intelligenz Alexa, wodurch diese Zugang zu einem der wichtigsten – wenn nicht dem wichtigsten – menschlichen Klassifikationssystem erhält (vgl. Hirschauer 2014).

Die von Haslam (2006) als Aspekt menschlicher Natur beschriebene Agency ist insofern interessant, als der Begriff sowohl eine philosophisch-sozialwissenschaftliche als auch eine linguistische Bedeutungsdimension enthält. Während das Agens einer Handlung in der Systemlinguistik recht klar definiert ist als »typischerweise belebten Partizipanten, welcher die vom verbalen Prädikat bezeichnete Situation absichtlich herbeiführt« (Primus 2012 16f.), ist das allgemeinere Konzept der Agency von Comaroff/Comaroff als »that abstraction greatly underspecified, often misused, much fetishized these day by social scientists« (1997: 37) bezeichnet worden, worin pointiert zum Ausdruck kommt, wie vieldeutig, unscharf und gleichzeitig frequent der Begriff verwendet wird. Kongruent mit dieser scharfzüngigen Bemerkung bleibt auch Haslam (2006) eine klare Definition dessen schuldig, was er unter Agency versteht. Ahearn (2001: 112) gibt folgende Minimaldefinition des Begriffs: »Agency refers to the socioculturally mediated capacity to act«, räumt jedoch direkt im Anschluss ein, dass eine solche Begriffsbestimmung vieles unter-spezifiziert lässt. Gemein ist dem linguistischen Verständnis von Agentivität und dem philosophisch-sozialwissenschaftlichen Konzept Agency, dass es um die Involviertheit von Entitäten in einer Handlung geht: »Agency is, in a way, a matter of relations which a particular entity enters into when it becomes involved in a certain ›action‹« (Yamamoto 2006: 41). Yamamoto stellt darüber hinaus die enge Verzahnung von Agentivität und Animatizität heraus, wenn er schreibt: »Only animate

beings can be agents in a normal sense« (Yamamoto 2006: 29) wobei Animatizität in Anlehnung an Silversteins (1976) Belebtheithierarchie selbst als kognitive Skala angenommen werden kann, die vom Menschen über Animata, also belebte Entitäten, bis zu Inanimata, d.h. Unbelebtem, reicht. Primus verbindet in ihrer o.g. Definition die semantische Rolle des Agens nicht nur mit Belebtheit, sondern darüber hinaus auch mit Intentionalität. Neben Belebtheit und Handlungskontrolle – d.h. Intentionalität – nennt Primus außerdem den Aspekt der Kausalität als relevantes Merkmal des Agens, also dass das Agens die Verbhandlung auslöst und dabei möglichst belebte Objekte durch die Handlung affiziert.

Es lässt sich also zusammenfassend feststellen, dass die Konzeptualisierung des Mensch-Seins auf semantischer Ebene die Dimensionen »menschliche Einzigartigkeit« und »menschliche Natur« umfasst und außerdem auf das grammatisch-semantische System der semantischen Rollen verweist, indem Menschen vorrangig als Agens von Handlungen auftreten. Unser abstrakt-kognitives Wissenssystem bezüglich dessen, was Mensch-Sein ausmacht, kann sich sprachlich also sowohl auf lexikalischer als auch auf satzsemantischer Ebene ausdrücken, die in der vorliegenden Korpusstudie als Parameter der Anthropomorphisierung operationalisiert werden.

2.2 Anthropomorphisierung

Während der vorangegangene Abschnitt zentrale Aspekte dessen beschrieben hat, was das Konzept Mensch ausmacht, sollen im Folgenden anthropomorphisierende sprachliche Praktiken beleuchtet werden. Dabei soll es vor allem um de-mechanistische Anthropomorphisierung gehen, d.h. also um die Vermenschlichung artifizieller Entitäten wie Maschinen, Robotern und künstlichen Intelligenzen. Vermenschlichende Sprache in der Beschreibung von Maschinen und technologischen Produkten wird bereits seit den 1970er Jahren in technologienahen Fächern (s. Marshall 1977, McDaniel/Gong 1982), aber auch in all jenen Disziplinen, die sich mit den Auswirkungen der technologischen Entwicklung auf den Menschen und die Gesellschaft beschäftigen, zum Gegenstand akademischer Auseinandersetzung gemacht (z.B. Epley et al. 2007, Lohmann 2014, Schiffhauer 2015). Durch den rasanten Fortschritt in Forschungsfeldern wie der Robotik und der Künstlichen Intelligenz hat das Interesse daran, inwiefern artifizielle Entitäten als Personen (z.B. Kurki/Pietrzykowski 2017), menschähnlich (z.B. Zlotowski/Strasser/Bartneck 2014) und/oder Teil unserer sozialen Welt (z.B. Muhle 2018) wahrgenommen werden, stark zugenommen. Gerade die Sozialpsychologie hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten um eine systematische Auseinandersetzung mit de-mechanistischen anthropomorphisierenden Prozessen verdient gemacht, auch und insbesondere weil sie als inverser Prozess zur Dehumanisierung (Epley et al. 2007) auch Einblick in degradierende Praktiken im Umgang zwischen Menschen geben.

Studien zur Anthropomorphisierung von artifiziellen Entitäten nutzen häufig das bereits vorgestellte Modell von Haslam (2006) zur Dehumanisierung, indem Anthropomorphisierung als gegenläufiger Prozess zur Dehumanisierung verstanden wird. Zlotowski/Strasser/Bartneck (2014) stellen dabei fest, dass vor allem das Display von Emotionen in Robotern, also von Aspekten menschlicher Natur, zu einer vermenschlichten Wahrnehmung dieser Roboter führt, dies aber bei Intelligenz, die der Dimension »menschliche Einzigartigkeit« zuzuordnen ist, nicht der Fall ist. Dies ist wenig überraschend, da das Modell von Haslam (2006) menschliche Natur als Gegenpol zu Maschinen sieht, sodass naheliegend ist, dass vorrangig eine Steigerung der Faktoren, die zur Wahrnehmung menschlicher Natur beitragen, zu einer Reduktion der wahrgenommenen »Maschinenhaftigkeit« führt. Im Vergleich wäre daher auch davon auszugehen, dass bei einer Vermenschlichung von Tieren vor allem die Zuschreibung von Merkmalen menschlicher Einzigartigkeit, also z.B. von Intelligenz, Rationalität oder Intentionalität, wirksam ist. In einer neueren Studie sehen Zlotowski et al. (2017) allerdings keine statistisch signifikanten Belege dafür, dass die Anthropomorphisierung von Robotern auf der Grundlage des von Haslam (2006) vorgeschlagenen zweigliedrigen Modells des Mensch-Seins geschieht.

Eine systematische und vor allem linguistische Analyse, mit welchen explizit sprachlichen Mitteln die Vermenschlichung von nicht-menschlichen Entitäten stattfindet, hat m.W. bisher nicht stattgefunden. Zwar wurde aus sozialpsychologischer Sicht festgestellt, dass Stimme und Sprechfähigkeit von Robotern zentrale Elemente ihrer Wahrnehmung als menschlich bzw. menschenähnlich sind (vgl. Schroeder/Epley 2019), es fehlt jedoch vor allem an korpusbasierten diskurslinguistischen Untersuchungen, die in den Blick nehmen, welches Wissen über Menschen und Nicht-Menschen beim Sprechen und Schreiben über artifizielle Entitäten realisiert wird. Hier will die vorliegende Studie ansetzen, indem sie anhand von Daten des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) analysiert, welche kognitiv-semantischen Frames in der medialen Berichterstattung über sprachbasierte Assistenzsysteme aktiviert werden.

3. Korpusstudie

3.1 Methode

Die Studie hat das Ziel, den Sprachgebrauch in der Berichterstattung über sprachgesteuerte digitale Assistenzsysteme, genauer Amazons Alexa, in Hinblick darauf zu analysieren, ob und auf welche Arten es zu sprachlichen Anthropomorphisierungen kommt. Dabei soll analysiert werden, welche kognitiven Wissenssysteme von Menschlichem und Nichtmenschlichem in Korpora auftreten, wenn über die

künstliche Intelligenz Alexa gesprochen wird. Die Studie kann insofern als diskurslinguistisches Unternehmen verstanden werden, als dass sie nach den Praktiken fragt, »die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1981: 72). Es wird also davon ausgegangen, dass die Menschen(un)ähnlichkeit von Assistenzsystemen wie Amazons Alexa erst diskursiv erschaffen wird und sich die Konzeptualisierungen dieser Menschen(un)ähnlichkeit musterhaft in Diskursen niederschlagen:

So können sprachliche Strukturen und Verwendungsmuster Hinweise sein für gesellschaftlich typische Denk- und Handlungsweisen, andererseits können sie als Möglichkeitsbedingungen von Wissen bzw. von Wissensstrukturen angesehen werden. (Spieß 2011: 99)

Die Entscheidung für die Analyse auf der Basis eines Referenzkorpus' ist damit zu begründen, dass das Forschungsinteresse primär darauf gerichtet ist, welches implizite Wissen bzw. welche impliziten Konzeptualisierungen des ontologischen Status derartiger Systeme aktiviert werden, wenn über sie berichtet wird. Es geht also gerade nicht um argumentativ gerichtete Konstruktionsmechanismen in Texten, die sich explizit mit der Inklusion oder Exklusion digitaler Entitäten in der Sphäre des Menschlichen beschäftigen, sondern um implizite sprachliche Rahmungen, die das System Alexa in größere Nähe oder Distanz zum Menschen rücken (vgl. Ott 2017 zur diskurslinguistischen Analyse von implizitem Wissen; zu korpusbasierten Diskursanalysen vgl. Baker 2006, Bubenhöfer 2009).

Für die Analyse wurde im w-Archiv des DeReKo nach Belegen für »Alexa« gesucht. Für ein möglichst aktuelles Sampling wurden alle 2141 Treffer für das Jahr 2019 als Volltext exportiert und händisch bereinigt. Aussortiert wurden alle Belege, in denen *Alexa* als Vor- oder Nachname auf eine reale Person verwies (z. B. Alexa Vogel, Alexa Henning von Lange, Alexa Bürgi, Alexa Mall, Alexa Hutter; als Nachname Mihai Alexa), Dopplungen sowie – vermutliche – Schlagzeilenbelege, die aufgrund ihrer Kürze nicht deutbar waren (z. B. *Amazons Alexa* oder *Alexa und Siri* ohne weiteren Kontext). Insgesamt umfasst das so bereinigte Sample 1496 Belege, die auf Amazons Assistenzsystem Alexa referieren. Aus diesen wurde ein zufälliges Sample von 300 Belegen erstellt, das für eine genauere Analyse annotiert wurde.

In einem ersten Schritt wurde die Nominalphrase (NP), in der der Name *Alexa* auftrat, morphosyntaktisch annotiert. Dabei wurden folgende Parameter vermerkt:

- Movierung (also die Affigierung des Suffixes *-in* an Personenbezeichnungen wie bei *Assistent* > *Assistentin*)
- Vorkommen von nicht-obligatorischen Artikeln (*eine Alexa*)

- Hersteller-anzeigende Possessivkonstruktionen (*Amazons Alexa*)¹
- Adjektivattribute (*kommerzielle Sprachassistenten wie Alexa*)
- Koordination mit anderen Substantiven
- *Alexa* als appositives Attribut zu einer Gattungs- oder Personenbezeichnung (*die smarte Assistentin Alexa*; auch *Sprachassistenten wie Alexa*)

Movierungen wurden stets als vermenschlichend kategorisiert, da das Suffix *-in* in der Regel nur an Bezeichnungen für höhere Lebewesen tritt (s. Nübling in diesem Band) – treten *in*-Movierungen mit unbelebten Bezugswörtern auf (z.B. *die Universität als Arbeitgeberin*), handelt es sich bei diesen meist um Kollektiva, die metonymisch für Gruppen menschlicher Akteur*innen stehen (vgl. Szczepaniak 2013). Artikel, die nicht aufgrund der Phrasenstruktur obligatorisch waren (wie es z.B. bei Adjektivattributen im Singular der Fall wäre; Belege wie *die neue Alexa* sind also ausgeschlossen), wurden aufgenommen, da insbesondere bei der Verwendung des Indefinitartikels wie im Beispiel *eine Alexa* die Individualisierung, die der Eigenna-me leistet, reduziert und der Name als Typenbezeichnung verwendet wird, was der Anthropomorphisierung, die der einem Personennamen entsprechende Produktname eigentlich leistet, zuwiderläuft. Zu den Possessivkonstruktionen wurden nur solche Genitivattribute gezählt, die Herstellerangaben machen, in denen *Alexa* also eindeutig als Amazon-Produkt bzw. zu Amazon gehörig bezeichnet wird, da dies ebenso wie die Indefinitartikel als verdinglichend eingeschätzt wurde.² Bei den – insgesamt seltenen – Adjektivattributen wurde notiert, ob sie auf einen technischen, dinglichen Kontext verweisen (z.B. *kommerzielle Sprachassistenten*) oder es sich eher um menschliche Eigenschaften handelt (z.B. *die allwissende Alexa*). Begriffe wie *intelligent* und *smart* wurden, auch wenn sie selbstverständlich auf menschliche Eigenschaften verweisen können, als technische Attribute verstanden, da sie in den relevanten Kontexten in der Regel auf die Internetkonnektivität und digitale Steuerbarkeit von Geräten verweisen.

Zu den Koordinationen wurden alle gleichgeordneten Substantive gezählt, die mit den Konjunktionen *und* bzw. *oder* verbunden wurden, bei mehr als zwei Koordinationsgliedern auch mit Komma getrennt (*Alexa, Siri und der Google Assistant*). Innerhalb der Koordinationen wurde außerdem vermerkt, ob *Alexa* gemeinsam mit anderen Sprachassistenzsystemen (z.B. *Google Assistant* oder *Apples Siri*), mit technischen Geräten und Software-Applikationen (z.B. *WhatsApp* oder *Lautsprecher*)

1 Der umgekehrte Fall, in dem *Alexa* als Possessor in Form eines Genitivattributs auftritt, sind im Sample nicht belegt.

2 Dies gilt natürlich nicht für Possessivkonstruktionen im Allgemeinen, hier wird jedoch davon ausgegangen, dass das kontextspezifische Wissen um Amazon als Unternehmen, das u.a. Sprachassistenzsysteme vertreibt, die Wahrnehmung des Possessums als Produkt beeinflusst.

oder mit Personenbezeichnungen (z. B. *Alexa, Siri und die Kollegen auf der Wiese*) verwendet wurde, um so zwischen eindeutig humanisierenden und technisierenden Kontexten bzw. solchen, die weder das eine noch das andere leisten (bei Koordination mit anderen Sprachassistenzsystemen) unterscheiden zu können.

Als appositive Strukturen wurden zwei unterschiedliche, aber eng verwandte Belegarten kategorisiert: zum einen enge Appositionen wie *der Sprachroboter Alexa*, zum anderen solche Strukturen, in denen Alexa – auch in Koordination mit anderen Assistenzsystemen – beispielhaft mit *wie* an Gattungs- oder Personenbezeichnungen angeschlossen wird (*Sprachassistenten wie Alexa*). Konstruktionen wie diese werden nur selten zu den Appositionen gerechnet (vgl. Eisenberg 1999: 250, Hentschel/Weydt 2013: 369), da sie im Korpus aber offenbar willkürlich als Variation der »echten« engen Apposition auftreten, wurden sie gemeinsam annotiert. Auch diese Konstruktionen wurden dahingehend annotiert, ob es sich bei dem jeweiligen substantivischen Bezugsnomen um dingliche Gattungsbezeichnungen (z. B. *der Sprachassistent Alexa*) handelt oder um Personenbezeichnungen (*Enkelinnen wie Alexa und Siri, freundliche Dienstleister wie Alexa*). Schwerer zu beurteilen ist die Frage, inwieweit die Bezeichnung *Assistent* bzw. *Assistentin* als anthropomorphisierend zu werten ist oder nicht. Die Assistenz-Metapher, die sich für sprachgesteuerte Systeme wie Amazons Alexa, Apples Siri und den Google Assistant etabliert hat (s. auch Lotze in diesem Band), ist natürlich inhärent anthropomorphisierend. Gleichzeitig ist aber davon auszugehen, dass sich die Metapher zunehmend als Bezeichnung für digitale Systeme konventionalisiert und möglicherweise in dieser Spezifität lexikalisiert, so dass die vermenschlichende Semantik zunehmend in den Hintergrund tritt. Da jedoch sprachgesteuerte Assistenzsysteme noch recht jung sind, wird hier nicht davon ausgegangen, dass eine solche Konventionalisierung und Lexikalisierung bereits eingetreten ist, sodass *Assistent* als Personenbezeichnung angesehen und daher als stärker anthropomorphisierend klassifiziert wird als das Kompositum *Sprachassistent*, das auf technische Entitäten verweist. Gestützt wird diese unterschiedliche Bewertung auch vom Duden, der die Bedeutung von *Assistent* ausschließlich mit humaner Referenz angibt und dies vom *Sprachassistenten* unterscheidet, der entweder auf menschliche Assistierende oder auf sprachgesteuerte Systeme wie Amazons Alexa oder Apples Siri referiert.³

In einem zweiten Schritt wurde dann der weitere syntaktische Kontext annotiert, in dem die Alexa-Phrase auftrat. Dabei wurde unterschieden zwischen Verbalphrasen (VP) und anderen Kontexten. Innerhalb der Verbalphrasen wurden dann zum einen semantische Rollen und zum anderen Prozesstypen annotiert, wobei in dieser Studie nur Agenspositionen und agensähnliche Rollen berücksichtigt werden, da diese als besonders sensitiv für vermenschlichende Sprachpraktiken

3 *Assistent* s. <https://www.duden.de/node/9196/revision/9223>, *Sprachassistent* s. [https://www.duden.de/node/239816/revision/243293\(20.02.2021\)](https://www.duden.de/node/239816/revision/243293(20.02.2021)).

angenommen werden. Es wurden unterschiedliche Dimensionen des Proto-Agens sowie agensähnliche Positionen (vgl. Primus 2012: 17-25) definiert:

- Agens – Verursachung
 - o Verursachung eines Geschehens, transitiv oder intransitiv (z.B. *Im Test schlug Alexa auch ohne Nennung des Keywords häufiger an*)
 - o Verursachung einer Zustandsveränderung bei einem anderen Partizipanten, transitiv

Anderer Partizipant ist unbelebt (z.B. *Zusätzlich können Alexa, Google Assistant und Siri auf die jeweiligen hauseigenen Dienste zugreifen*)

Anderer Partizipant ist belebt (z.B. *Wie kann sichergestellt werden, dass Sprach-Assistentinnen wie Alexa nationale Radiosender nicht benachteiligen?*)

- Agens – Intentionalität (z.B. *Lästern Alexa und Siri hinter meinem Rücken über meinen Haaransatz?*)
- Experiencer, also wahrnehmende, wissende oder fühlende Partizipanten (z.B. *Der Autor dieser Zeilen ist Schwabe. Alexa versteht ihn deshalb nicht*)
- Zero, also Partizipanten von Zustandsverben, die für prädikative Zuschreibungen genutzt werden (z.B. *Alexa ist gefährlich*)

Es wird angenommen, dass die Zuschreibung von verursachenden Agensrollen – insbesondere wenn das affizierte Patiens belebt ist oder die Handlung mit Intentionalität einhergeht – besonders stark anthropomorphisierend wirkt. Bei Experiencer-Agenzien ist zwar die Agentivität nicht stark ausgeprägt, es wird jedoch ein empfindungsfähiges Bewusstsein (engl. *sentience*) impliziert, sodass auch solche Agenspositionen als stark anthropomorphisierend bewertet werden: Wenn Alexa z. B. als hörend oder wissend beschrieben wird (z.B. *Amazons Alexa hört genau zu; Alexa weiß nicht genug über die Situation*), wird ein Bewusstsein suggeriert, das diese Wahrnehmungen oder mentalen Vorgänge ermöglicht.

In einem nächsten Schritt wurden außerdem bei denjenigen VPs, in denen Alexa als Agens(-artig) auftritt, die jeweiligen Prozesstypen nach Halliday/Matthiessen (2014) vermerkt:

- Materielle (Prozesse des Handelns oder des Geschehens, z.B. *Alexa erledigt das zur Zufriedenheit des Jungen fünfmal hintereinander*),
- Verhaltensbezogene (Prozesse, die äußere Resultate innerer Vorgänge sind, z.B. *...dass Alexa manchmal unmotiviert zu lachen anfängt*),
- Mentale (Prozesse, die innere Vorgänge eines wahrnehmenden, fühlenden oder wissenden/denkenden Bewusstseins darstellen, z.B. *Alexa weiß nicht genug*),

- Verbale (Sprechhandlungen, z.B. *Sprachassistenten wie Alexa, Siri von Apple oder der Google Assistant können Fragen beantworten*),
- Relationale (Verben, die der Charakterisierung und Identifizierung dienen, i.d.R. sein und haben, z.B. *Siri, Alexa und ihre Komplizinnen sind nicht nur aufmerksam*) und
- Existenzielle Prozesstypen (zeigen an, dass etwas existiert bzw. vorhanden ist, meist Verben wie sein oder geben, z.B. *neben UKW/DAB+ gibt es Internetradio, Bluetooth, Spotify und Alexa*).

Das Auftreten materieller, verhaltensbezogener, mentaler und verbaler Prozesstypen wird im Kontext dieser Studie als potenziell anthropomorphisierend gewertet, wobei materielle und verhaltensbezogene Typen sowohl bei menschlichen als auch bei nicht-menschlichen Agenzien auftreten können (z.B. können Handlungen und Vorgänge wie *kochen, explodieren* oder *reifen* sowohl belebte als auch unbelebte Handlungsträger aufweisen, andere wie *spazieren, umarmen* oder *aufräumen* jedoch ausschließlich menschliche). Hingegen treten mentale und verbale Prozesse in der Regel nur mit belebten menschlichen Agenzien auf: Gerade *sprechen* und *denken* sind Prozesse, die als exklusiv menschlich konzeptualisiert werden. Andere verhaltensbezogene und mentale Prozesstypen wie z.B. *begrüßen, sehen* oder *fühlen* treffen natürlich auch auf nichtmenschliche Tiere zu; Belebtheit ist aber in jedem Fall notwendige Bedingung.

Insgesamt ergibt sich innerhalb der Nominalphrasen, die den Suchbegriff *Alexa* umfassen, und in den Verbalphrasen, deren Argumente diese NPs sind, das folgende Merkmalsschema, nach dem sich die sprachliche Vermenschlichung von *Alexa* klassifizieren lässt (Tabelle 1). Aufgeführt werden nur die Merkmale, die als konzeptuelle Merkmale des Mensch-Seins gesehen werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass insbesondere das Mapping der Domäne »menschliche Natur«, die in Haslams (2006) Modell als Gegenpol zu mechanischen Merkmalen verstanden wird, stark anthropomorphisierend im Kontext artifizierender Entitäten wirkt.

Tabelle 1: Klassifizierungssystem vermenschlichender Sprachpraktiken

		vermenschlichend	verdinglichend
Nominalphrase	Movierung	+	-
	bloßer Eigenname	+	-
	Indefinitartikel	-	+
	Possessivkonstruktionen	-	+
	Adjektivattribute		
	technisch	-	+
	menschlich	+	-
	Koordination mit		
	Sachbezeichnungen	-	+
	Personenbezeichnungen	+	-
	Apposition zu		
	Sachbezeichnungen	-	+
Personenbezeichnungen	+	-	
VP: Semantische Rollen	Agens		
	- verursachend	(+)	-
	- geschehensverändernd		
	- zustandsverändernd, unbelebtes Patiens	+	-
	- zustandsverändernd, belebtes Patiens	++	-
	- intentional	++	-
VP: Prozesstypen	Experiencer	±	±
	materiell	±	±
	mental	+(+)	-
	verbal	++	-
	verhaltensbezogen	(+)	(-)
	relational	±	±

3.2 Auswertung

Die Korpusdaten zeigen deutlich, dass auf Amazons Assistenzprogramm Alexa ganz überwiegend mit dem ausschließlichen Gebrauch des Eigennamens *Alexa* Bezug genommen wird. Im annotierten Sample aus 300 Belegen besteht die NP, die den Suchbegriff *Alexa* enthält, in knapp der Hälfte der Fälle (47,7 %) nur aus dem Eigennamen. Ein Blick in die Gesamttabelle der DeReKo-Belege für *Alexa* aus

dem Jahr 2019 zeigt, dass das Sample repräsentativ ist: in den Gesamtdaten wird in 48,4 % der Treffer unter der ausschließlichen Verwendung des Namens *Alexa* auf das System verwiesen. Diese Dominanz der exklusiv onymischen Referenz ist nur in geringem Umfang darauf zurückzuführen, dass Beispiele für die direkte Adressierung des Systems (z.B. *Alexa, lebst du?*) gegeben werden; nur 19 Belege des Samples weisen diese Struktur auf.

Tabelle 2 schlüsselt die weitere syntaktische Struktur der Alexa-NPs auf, wobei jeweils die absolute Vorkommenshäufigkeit genannt wird. Da sich mehrere der Parameter nicht gegenseitig ausschließen müssen – Possessivkonstruktionen wie *Amazons Alexa* können z.B. sowohl innerhalb von Koordinationen (*Amazons Alexa und Apples Siri*) als auch in Appositionen auftreten (*Amazons Sprachassistentin Alexa*) – wurde von relativen Angaben abgesehen.

Tabelle 2: Struktur der Nominalphrasen mit dem Suchbegriff *Alexa*

	Häufigkeit	Beispiel
nur EN	143	<i>Alexa hört nicht nur mit</i>
Movierung	15	<i>Wer meint, <u>die Sprachassistentin Alexa</u> sei dumm</i>
Indefinitartikel	3	<i><u>eine Alexa</u> macht noch kein Haus schlau</i>
Possessivkonstruktionen (Hersteller)	37	<i>Man navigiert online, lässt sich unterhalten oder spricht mit <u>Amazons Assistenzsystem Alexa</u></i>
Adjektivattribute	30	<i>Jeff Bezos [...], der die Menschheit mit der <u>umstrittenen</u> Lautsprecherwanze <i>Alexa</i> beglückte</i>
Koordination	83	<i>Deshalb überlegen sich Computerforscher, die Sprachassistenten <i>Siri</i> und <i>Alexa</i> genderneutral klingen zu lassen</i>
Apposition	86	<i>Evar und Fränki sind lange tot. Doch sie leben weiter <u>in ihren Enkelinnen wie Siri oder Alexa</u></i>

Deutlich wird, dass neben der reinen Namensnennung vor allem koordinative und appositive Strukturen auftreten. Movierungen von Bezugsnomen zu *Alexa* treten in nur 15 Fällen auf, die sich nahezu hälftig auf Objekt- (46,7 %) und Personenbezeichnungen (53,3 %) verteilen: *Amazon hat die Marke von 100 Millionen verkauften Geräten mit seiner Sprachassistentin Alexa geknackt; wer meint, die Sprachassistentin Alexa sei dumm vs. weil sie etwa Alexa für eine Spionin [...] halten; die vermeintliche Alleskönnerin Alexa ist dem Spaßmacher ziemlich suspekt; sie leben weiter in ihren Enkelinnen wie Siri*. Auffällig ist insbesondere die Referenz auf *Alexa* und *Siri* als Enkelinnen, wodurch sie nicht nur als menschlich, sondern als Mitglieder einer Familie ausgewiesen werden.

Nicht-obligatorische Artikel treten nur in drei Fällen und stets indefinit auf. Bereits das Beispiel in Tabelle 2 – ebenso wie die beiden anderen Belege (*Haben Sie zuhause eine Alexa, mit der Sie sprechen?, einer Alexa schlägt man schließlich keinen Wunsch ab*) – zeigt, dass die indefinite Verwendung *eine Alexa* stark de-individuierend und typisierend wirkt; es geht nicht mehr um das konkrete Assistenzsystem, sondern um Sprachassistenten an sich, für die der Name *Alexa* stellvertretend steht. Die 30 Adjektive, die in der *Alexa*-Phrase auftreten, sind ganz überwiegend (79,3 %) aus dem technischen Bereich und attribuieren nur in einem Fall *Alexa* direkt (*die elektronische Alexa*); in allen anderen Fällen beziehen sie sich auf das Bezugsnomen von *Alexa*: *die smarte Assistentin Alexa, die künstliche Intelligenz Alexa* oder *digitale Diener wie Alexa*. In gut 17 % der Adjektivbelege lassen sich diese dem Konzept Mensch zuordnen, z. B. wenn von *freundliche »Dienstleister« wie Alexa* oder von *jene allwissende, mutmaßlich göttliche Telefon-Domina Alexa* gesprochen wird. Drei Adjektive ließen sich nicht klar in der Dichotomie Mensch/Maschine bzw. Mensch/Produkt verorten, nämlich *hauseigen, umstritten* und *vermeintlich*. Insgesamt ist das Auftreten von Adjektivattributen jedoch gering, sodass die Aussagekraft durch ein größeres Sample überprüft werden müsste.

Die Analyse der 83 Koordinationen zeigt, dass *Alexa* besonders häufig mit anderen Sprachassistenzsystemen auftritt (90,4 %). In 7,2 % erscheint *Alexa* gemeinsam mit anderen technischen Geräten bzw. Computer-Applikationen (z. B. *es geht um viel mehr als Alexa; Chatbots und von Computern verfasste Börsenberichte*). Für die Koordination mit Personenbezeichnungen finden sich im Sample nur zwei Belege: *Siri, Alexa und ihre Komplizinnen sind nicht nur aufmerksam und so fügsam wie schon jetzt Alexa, Siri und die Kollegen auf der Wiese*. Am häufigsten wird *Alexa* mit *Siri* koordiniert (34,7 %, z. B. *Siri und Alexa standen Pate*), auch dreigliedrig gemeinsam mit *Google Assistant* (20 %, z. B. *digitale Sprachhelfer wie Alexa, Siri und der Google Assistant*), mit *Cortana* (4 %, z. B. *die digitalen Nannys namens Siri, Alexa und Cortana*) oder mit Verweis auf andere Sprachassistenten (8 %). Nur mit *Google Assistant* verpartnert wird *Alexa* in 17,3 % der Koordinationen (z. B. *Sonos bietet bei mehreren Modellen die Integration von Alexa und Google Assistant an*) und in 12 % der Belege werden andere Sprachassistenten mit *und Co.* oder *und andere digitale Assistenten* zusammengefasst (z. B. *die Meinungen über Alexa und Co. gehen auseinander*). Die viergliedrige Koordination von *Alexa, Siri, Google Assistant* und *Cortana* tritt dreimal auf, z. B. im Beleg *Die Welt hört auf Alexa, Siri, Cortana und Google*. Auffällig ist, dass Movierungen nur bei der Koordination von *Alexa* und *Siri* auftreten (*Siri, Alexa und ihre Komplizinnen; Enkelinnen wie Siri und Alexa; virtuelle Assistentinnen wie Alexa und Siri*), also denjenigen Sprachassistenten, die real existierende weibliche Personennamen tragen.

In den 86 appositiven Strukturen überwiegen klar die technischen Bezüge, insbesondere durch das regelmäßige Auftreten des Bezugsnomens *Sprachassistent* und Variationen davon (78,8 % technisch vs. 21,2 % menschlich). Tatsächlich macht die Bezeichnung *Sprachassistent* 59,1 % der auf das Konzept »Maschine« verweisenden

Belege aus. Die anderen technischen Bezugsnomen zu Alexa sind vor allem *System* (z. B. *Spracherkennungssysteme wie Apples Siri oder Amazons Alexa können Sprache so gut erkennen wie Menschen*) oder *Software* (z. B. *Bei Assistenzsoftware wie Amazons Alexa, dem Google Assistant und Siri wurden Fragmente von Mitschnitten [...] auch von Menschen abgehört*), gelegentlich kommt es aber auch zu kreativeren Bezeichnungspraktiken wie die umstrittene *Lautsprecherwanze Alexa* oder *Computerwesen wie Alexa*. Auch bei den menschlichen Bezugsnomen überwiegt die Verwendung der Assistenzmetapher (z. B. *ein paar günstige Speaker, die mit der smarten Assistentin Alexa ausgestattet sind*), die in den Fällen, in denen sie nicht als Kompositum *Sprachassistent* auftreten, als anthropomorphisierend gewertet wurden, wie bereits in 3.1 beschrieben. Weitere anthropomorphisierende Bezugsnomen sind *Diener, Alleskönnerin, Gehilfen, Nannys, Telefon-Domina* und *Enkelinnen*. Ein Aspekt ist in Hinblick auf die anthropomorphisierenden Bezugsnomen von *Alexa* bemerkenswert: unter den 18 Personenbezeichnungen, die *Alexa* charakterisieren, finden sich sechs Femininmovierungen (4x *Assistentin(nen)*, *Alleskönnerin*, *Enkelinnen*). Im Gesamtsample aus 300 Belegen treten nur 15 Movierungen auf, die Häufung ihres Vorkommens im Kontext menschlicher Bezugsnomen ist also deutlich überzufällig. Über die *in*-Movierungen hinaus treten die zwei inhärent weiblich gegenderten Begriffe *Nanny* und *Domina* auf – interessanterweise existieren zu keinem der beiden männliche Entsprechungen. Die Vermenschlichung von Assistenzsystemen wie *Alexa* verläuft also ganz klar über ihre Genderisierung: Geschlecht als soziales Ordnungssystem ist eine genuin menschliche Zuschreibung, relevant im Fortpflanzungssinn zwar auch für andere Lebewesen, von sozialer Bedeutung jedoch primär in der Sphäre des Menschen. Die Zuschreibung von Geschlecht an ein Assistenzsystem kann so als höchst bedeutungsvolle Praktik der Vermenschlichung beschrieben werden, die nach Haslams (2006) Modell als Zuschreibung menschlicher Natur zu werten ist. Die Einordnung von *Doing Gender* als Teil eines *Doing Being Human* lässt sich auch dadurch stützen, dass die Dehumanisierung von Personen, die mit der traditionellen Geschlechterordnung mehr oder weniger bewusst brechen, regelmäßig über das Absprechen von Geschlecht durch Verwendung von neutralem Genus erfolgt (vgl. Nübling/Lind demn., Lind demn.). Dass auch die Wahl des weiblichen Personennamens zur weiblichen und dadurch menschlichen Wahrnehmung beiträgt, lässt sich außerdem dadurch belegen, dass Femininmovierungen sowie die Wahl inhärent weiblicher Lexeme als Bezugsnomen von Assistenzsystemen im Sample nur bei *Alexa* und *Siri* – und in einem Fall mit dem zumindest phonologisch eindeutig weiblichen Namen *Cortana* – auftreten. Sobald der *Google Assistant* in Koordination mit *Alexa* (oder mit *Siri* und *Alexa*) auftritt, werden, wenn überhaupt, maskuline Personenbezeichnungen gewählt. Obwohl auch dieses Assistenzsystem als Default eine weibliche Stimme hat, scheint die maskuline Produktbezeichnung, die im Gegensatz zu den Systemen von *Amazon* und *Apple* gerade keinen Personennamencharakter hat, die Verwendung grammatisch femininer Bezeichnungen

zu verhindern, was auch die Anthropomorphisierung einschränken dürfte. Dies zeigt sich auch darin, dass die Koordination von Alexa und Google Assistant ohne die Nennung anderer Assistenzsysteme nahezu exklusiv in den technischen Bereich verweist (84,6 %), die Koordination von Alexa und Siri dagegen nur in 30,8 % der Fälle.

Von den 300 Nominalphrasen, die sich direkt auf Alexa beziehen, sind die meisten in Verbalphrasen eingebunden (183 bzw. 61 %), wobei die Alexa-Phrase in gut der Hälfte der Fälle (95 bzw. 51,9 %) als Agens oder in einer agensähnlichen Rolle (Experienter, Zero) auftritt. Tabelle 3 bietet eine Übersicht über die Verteilung der agentiven und agensähnlichen Rollen, die die Alexa-Phrasen einnehmen:

Tabelle 3: Agens(-ähnliche) Rollen der Alexa-Phrase (n = 95)

	Häufigkeit	Beispiel
Verursacher (ohne Affizierte)	25,3 %	<i>Alexa fährt mit</i>
Verursacher (unbelebte Affizierte)	18,7 %	<i>Da spielt Alexa die Musik, an die wir gerade erst gedacht haben</i>
Verursacher (belebte Affizierte)	4,4 %	<i>Da Alexa mit uns sprechen kann</i>
Experienter	16,5 %	<i>Alexa würde also permanent mithören</i>
Zero	34,1 %	<i>Alexa ist unsere Universalwaffe</i>
Possessor	1,1 %	<i>Siri und Alexa haben einen Opa</i>

Den überwiegenden Teil der VPs, in denen die Alexa-Phrase als agentives oder agensähnliches Argument auftritt, lässt nicht per se auf eine ausgeprägte Vermenschlichung schließen. Die semantischen Rollen, die Alexa einnimmt, sind mehrheitlich solche, die sowohl von belebten als auch unbelebten Entitäten besetzt sein können. Am häufigsten sind solche Agenzien, die keine weiteren Partizipanten involvieren oder affizieren, also intransitive Handlungs- und Vorgangsverben (Verursacher ohne Affizierte, Experienter) oder Zustandsverben, die für prädikative Zuschreibungen genutzt werden (Zero), z.B. *steht in der künstlerischen Kritik; ist gefährlich; ist nur wegen ihrer angenehmen Stimme so beliebt* oder *ist als Hausnotrufsystem nicht geeignet*. Affiziert Alexa andere Partizipanten, so sind diese ganz überwiegend unbelebt: *Alexa, Siri und Co. umschiffen Klippen, Alexa zeichnet einen Einbruch auf, steuert Geräte* oder *greift auf Dienste zu*. Es scheint also vorrangig darum zu gehen, die Fähigkeiten und Einsatzgebiete von Sprachassistenzsystemen auszuloten. In nur vier Belegen wirkt Alexas Handeln auf menschliche Partizipanten ein, die interessanterweise in drei dieser vier Fälle nahezu vollständig ausgeblendet werden: *Amazons Alexa soll alsbald nach einem Husten oder Niesen*

über passende Medikamente informieren; wie kann sichergestellt werden, dass Sprach-Assistenten wie Alexa nationale Radiosender nicht benachteiligen? und künftig soll man von Alexa Auskunft erhalten können. Dass ein artifizielles System wie Alexa Menschen beeinflusst, wird mal präsupponiert, indem das Patiens ausgelassen wird (wen Alexa über passende Medikamente informieren soll, wird nicht spezifiziert), mal, indem Radiosender metonymisch für die Mitarbeitenden und deren Arbeit steht, die Alexa benachteiligen und so unsichtbar machen könnte, im dritten Beispiel ist es das Indefinitpronomen *man*, das Auskünfte von Alexa bekommt. Dieses sprachliche Muster, mit dem das aktive Einwirken von Assistenzsystemen auf den Menschen satzsemantisch in den Hintergrund gerückt wird, erstreckt sich auch dahingehend weiter, dass diese in nicht-agentiven Positionen auftreten, obwohl sie eigentlich Handlungsträger in den beschriebenen Situationen sind: *Die Welt hört auf Alexa, Siri, Cortana und Google, ein Ehepaar lässt sich jeden Morgen von Alexa wecken* – offenbar darf Alexa *sprechen, dienen und lachen*, als Agens auf patientive Menschen einzuwirken geht aber offenbar einen Schritt zu weit.

Interessant sind weiterhin die Belege, in denen Alexa als Experiencer beschrieben wird, also als wahrnehmendes, fühlendes oder wissendes Subjekt auftritt. Damit entspricht Experiencer der Partizipantenrolle von solchen Verben, die bei Halliday/Matthiessen (2014) als mentaler Prozesstyp beschrieben werden. Die semantische Rolle »Experiencer« ist im Sample 16-mal für Alexa belegt, wobei die Fähigkeit, zu hören (43,7%), zu verstehen/erkennen (25%) und ihr Wissen (31,3%) die zentralen Komponenten ihrer mentalen Kompetenz darstellen: *Amazons Alexa hört genau zu; Alexa lauscht; Alexa versteht nur Kommandosprache; Alexa weiß nicht genug über die Situation*. Die Verwendung des Verbs *lauschen* ist insofern auffällig, als dass es im Vergleich zu *hören* deutlich stärker Intentionalität suggeriert.

Die Prozesstypen, die mit Alexa als Agens oder agensähnlich auftreten (insgesamt 95), sind in Tabelle 4 wiedergegeben:

Tabelle 4: Prozesstypen mit Alexa als Agens oder agensähnlicher Rolle

Prozesstyp	rel. Häufigkeit	Prozesse
<i>materiell</i>	34,7 %	<i>abspielen, (sich) aktivieren, anschlagen, aufzeichnen, beitragen, bieten, bringen, Einzug halten, entdecken, erledigen, funktionieren, laufen, umschiffen, machen, mitfahren, öffnen, sammeln, steuern, übertragen, umgehen, verarbeiten, werden, zugreifen</i>
<i>verhaltensbezogen</i>	4,2 %	<i>benachteiligen, lachen, reagieren</i>
<i>mental</i>	18,9 %	<i>erkennen, hören, horchen, lauschen, mithören, verstehen, wissen, zuhören</i>
<i>verbal</i>	8,4 %	<i>Auskunft geben, beantworten, erwidern, informieren, lästern, lügen, sprechen</i>
<i>relational</i>	22,1 %	<i>bergen, gehören, haben, sein</i>
<i>existenziell</i>	10,5 %	<i>ein Eigenleben führen, geben, kommen, sein, stecken, stehen,</i>

Besonders vier Prozesse fallen hier ins Auge: *sich aktivieren* (die virtuelle Assistentin Alexa habe sich unbemerkt aktiviert), *lügen* (Sie hatten zum Beispiel das Gefühl, dass Alexa lügt), *lästern* (Lästern Alexa und Siri hinter meinen Rücken über meinen Haaransatz?) und *ein Eigenleben führen* (Will niemand wissen, dass Alexa ein Eigenleben führt?), da sie ein hohes Maß an Intentionalität implizieren, das eine künstliche Intelligenz – zumindest beim derzeitigen Entwicklungsstand – nicht aufweisen kann.

Die materiellen Prozesse, die die häufigsten Prozesstypen sind, fokussieren vorrangig auf solche Vorgänge, die unbelebte Agenzien zulassen: *Alexa läuft zum Beispiel im neuen VW Golf 8; Alexa spielt die Musik; Alexa, Google Assistant und Siri können auf die jeweiligen hauseigenen Dienste zugreifen* sind nur drei dieser Belege. Es gibt jedoch auch bei diesen Prozesstypen solche, die ein belebtes, meist menschliches Agens voraussetzen: *Innen zieht Alexa ein; Alexa, 3, Sprachassistentin, hat die Religion für sich entdeckt; damit Alexa ihre Job optimal erledigen kann; Alexa fährt mit;* und auch ein Satz wie *Alexa, Siri und Co. umschiffen diese Klippen* impliziert eindeutig handelnde Personen, die bewusst Schwierigkeiten vermeiden.

Die relationalen Prozesstypen dienen primär der Zuschreibung von Attributen und somit der Charakterisierung ihres Subjekts. Am häufigsten sind Belege, die diskutieren, was Alexa kann oder nicht kann und für welche Zwecke sie sich eignet (36,8 %): *kommerzielle Sprachassistenten wie Siri und Alexa sind noch weit von einer natürlich-sprachigen Kommunikation entfernt; ob Sprach-Assistenten wie Siri oder Alexa auch ihren Haushalt im Griff haben; in ein paar Jahren werden Mercedes, Siri und Alexa so gut sein wie K.I.T.T.; ...dass Alexa als Hausnotrufsystem für seinen Vater nicht geeignet ist.* Frequente relationale Typen sind im Sample außerdem solche, die Alexa als Sicherheitsrisiko rahmen (26,3 %): *so gefährlich ist Alexa für Kinder; der Sprachassistent*

Alexa birgt [...] Risiken für Minderjährige und unbeteiligte Besucher; wie sicher aber ist Alexa für den Nutzer noch? Es treten aber auch relationale Prozesstypen auf, die Alexa eindeutig in eine menschliche Position rücken, etwa wenn davon die Rede ist, dass *Alexa und Siri einen Opa haben*, dass *Siri, Alexa und ihre Komplizinnen nicht nur aufmerksam sind, sondern auch ein gutes Gedächtnis haben*, oder die *Sprachassistentin Alexa für dumm gehalten wird*. Auch der Beleg *die vermeintliche Alleskönnerin Alexa ist dem Spaßmacher ziemlich suspekt* kann als anthropomorphisierend gewertet werden, da z.B. ein Blick in das DWDS-Wortprofil von *suspekt* zeigt, dass damit ganz überwiegend Menschen charakterisiert werden.⁴

Vernachlässigbar sind die neun Belege für existenzielle Prozesstypen, die vorrangig das Vorhandensein, die Existenz oder den Zustand von Alexa angeben (z.B. *der Sprachassistent Alexa ist mittlerweile in vielen Haushalten zu finden*, *Alexa wird bald häufiger anzutreffen sein*). Insgesamt lässt sich also festhalten, dass Amazons KI-System Alexa überwiegend in solchen Verbalphrasen als Agens oder in einer agensähnlichen Rolle auftritt, die nicht per se Hinweise auf ihren ontologischen Status geben. Im Vordergrund stehen ihre technischen Einsatzmöglichkeiten, also etwa, dass das System Daten verarbeitet, Musik abspielt oder andere Geräte steuern kann. Auch wenn diese Verwendungen, in denen Alexa eindeutig als technische Entität konzeptualisiert wird, dominieren, sind anthropomorphisierende Verbalphrasen keine Seltenheit; mentale und verbale Prozesse, die stets belebte und in den meisten Fällen auch humane Agenzien voraussetzen, machen immerhin ein Viertel der VPs aus, in denen die Alexa-Phrase Agens oder agensähnlich ist.

Abschließend soll darauf fokussiert werden, wie vermenschlichende sprachliche Praktiken in der direkten Referenz auf Amazons Assistenzsystem Alexa – also z.B. durch ausschließlich onymische Referenz, durch movierte Bezugsnomen und Personenbezeichnungen – auf unterschiedliche semantische Rollen und Prozesstypen verteilt sind, ob es also zu Interaktionen prozessbezogener und nominaler Anthropomorphisierungen kommt.

Zuerst wurde die Referenz mit dem Personen- und Produktnamen *Alexa* bei anthropomorphisierenden Prozesstypen (n = 43) überprüft; diese tritt in 60,5 % dieser Prozesse auf. Im Vergleich dazu macht die Verwendung des Namens *Alexa* ohne weitere Spezifikation 47,7 % der *Alexa*-Phrasen im Gesamt-Sample aus. Die unterschiedliche Verteilung deutet darauf hin, dass die Verwendung des Eigennamens ohne weitere Spezifizierungen mit Anthropomorphisierung auf Ebene der Prozesstypen einhergeht. Noch eindeutiger ist die Korrelation von anthropomorphisierenden Prozesstypen und movierten Formen: Bei 13,9 % der Prozesstypen, die spezifisch menschliche Handlungen oder Zustände beschreiben, tritt *Alexa* mit einem movierten Bezugsnomen auf, z.B. *Siri, Alexa und ihre Komplizinnen sind nicht*

4 [https://www.dwds.de/wp/suspekt\(20.02.2021\)](https://www.dwds.de/wp/suspekt(20.02.2021)).

nur aufmerksam, sie haben auch ein gutes Gedächtnis; die virtuelle Assistentin Alexa [...] habe sich unbemerkt aktiviert; die vermeintliche Alleskönnerin ist dem Spaßmacher ziemlich suspekt. Im Vergleich zum Vorkommen von Movierungen im Gesamt-Sample (5 %) ist das gehäufte Auftreten in diesen vermenschlichenden Kontexten klar überzufällig. Es zeigt sich also insgesamt, dass die sprachliche Markierung von Geschlecht eine der salientesten Anthropomorphisierungspraktiken ausmacht.

4. Fazit

Die Korpusanalyse zeigt, dass die konzeptuelle ontologische Metapher MASCHINE IST MENSCH zwar nicht konsequent das Sprechen über Amazons Alexa dominiert, in jedem Fall aber ein frequentes Phänomen ist, mit dem Assistenzsysteme in der Sphäre des Menschlichen platziert werden. Die Verwendung dieser metaphorischen Menschwerdung beginnt bereits mit der Benennung des KI-Systems, die von den Hersteller*innen mit Sicherheit auch in dem strategischen Wissen gewählt wurde, dass Anthropomorphisierung zum erfolgreichen Marketing beiträgt (vgl. Gröppel-Klein/Pfeifer/Helfgen 2015). Tatsächlich konnte auf Basis der Korpusanalyse gezeigt werden, dass der Eigenname *Alexa* vorrangig ohne weitere Spezifikationen auftritt, die ihn deutlich als Produktnamen ausweisen, sodass auf onymischer Ebene eindeutig Menschlichkeit suggeriert wird. Die vermenschlichende Wirkung von Personennamen in der Benennung sprachgesteuerter Assistenzsysteme zeigt sich auch darin, dass *Alexa* und *Siri* koordiniert vorrangig in vermenschlichenden Kontexten auftreten (also z.B. *einen Opa haben, Enkelinnen sind* und möglicherweise gemeinsam *lästern*), wohingegen *Alexa* und *Google* gemeinsam vor allem als technische Geräte beschrieben werden (z.B. als Instrumente, *über* die sich SmartHome-Geräte wie *Trädfri und Hue ansprechen lassen* oder als Implementierungen, für deren *Integration andere Hersteller mehrere Modelle anbieten*). Genauere Erkenntnisse hierzu könnte eine kontrastive Korpusanalyse zu *Alexa, Siri* und *Google Assistant* liefern. In jedem Fall lässt sich aber festhalten, dass die Produktbenennung über einen Personennamen in die Domäne »menschliche Natur« verweist, also über das Merkmal Individualität Menschlichkeit zuschreibt.

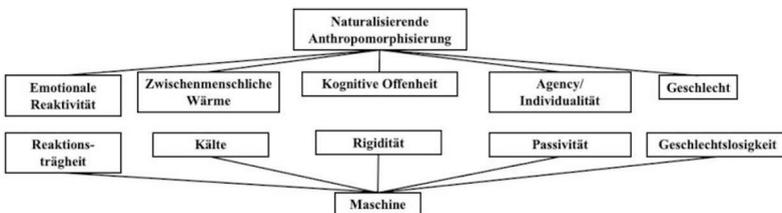
Ein vergleichbarer Pfad der Vermenschlichung wird mit der Zuschreibung von Agentivität begangen, was vorrangig durch das Auftreten in der semantischen Rolle des Agens geschieht. Dem Assistenzsystem werden regelmäßig Agenspositionen bzw. agensähnliche Rollen zugeschrieben, die Handlungsträgerschaft ausweisen. Deutlich wurde in den Daten, dass Amazons *Alexa* durchaus als handelnd beschrieben wird, dass aber in den – insgesamt allerdings seltenen – Fällen, in denen das System auf ein menschliches Patiens affizierend einwirkt, diese Patiensrolle nicht expliziert oder durch Indefinitpronomen oder Kollektivbezeichnungen be-

setzt wird. Inwieweit es sich dabei um ein regelmäßig auftretendes Muster handelt, muss auf Basis einer umfangreicheren Datenanalyse gezeigt werden.

Es wurde weiterhin gezeigt, dass der KI Alexa auch andere Merkmale menschlicher Natur zugeschrieben werden, insbesondere Responsivität: Alexa *reagiert, antwortet, erwidert* und *gibt Auskunft*. Interpersonelle Wärme wird ihr vor allem dadurch eingeschrieben, dass sie in ein Familiensystem eingebunden wird, in dem sie *Enkelin* ist und einen *Opa* hat, sich aber gleichzeitig auch als *Nanny* um Menschen und insbesondere menschliche Kinder kümmert. Ihr kognitives Vermögen wird vor allem in mentalen Prozessen konstruiert: Alexa *hört zu, weiß alles, sie versteht und erkennt* Dinge und ist eine *Alleskönnerin*.

Als wichtiger Faktor der Verhandlung von menschlichem Status, der in Haslams (2006) Modell des Mensch-Seins und der Dehumanisierung fehlt, ist zudem Geschlecht zu nennen (s. Abbildung 2). Das Absprechen von Geschlechtszugehörigkeit ist eine Dehumanisierungspraktik, die vorrangig menschliche Natur negiert (vgl. Nübling/Lind demn.). Umgekehrt bedeutet die Zuweisung von Geschlecht eine naturalisierende Einbürgerung in die menschliche Sozialwelt. Bereits die Wahl des auch phonologisch äußerst femininen Personennamens *Alexa* weist das Assistenzsystem eindeutig als weiblich aus (zur geschlechtsspezifischen Phonologie von Vornamen vgl. Nübling 2009, Schmidt-Jüngst 2020), wobei auch die feminine Stimme diesem Eindruck zuträglich ist. Sprachlich korrespondieren damit movierte Personenbezeichnungen als Bezugsnomen von Alexa (*Spionin, Assistentin, Enkelin, Komplizin* etc.) ebenso wie inhärent gegenderte Rollenzuschreibungen wie *Domi-na* oder die bereits genannte *Nanny*. Insgesamt ist diese genderisierte Form der Anthropomorphisierung zwar relativ selten, sie ist jedoch nichtsdestotrotz eine wirkmächtige Praktik, die ein maschinistisches Verständnis von Assistenzsystemen verunmöglicht.

Abbildung 2: Modell naturalisierender Anthropomorphisierung



Die Studie hat also insgesamt gezeigt, dass die Anthropomorphisierung von sprachgesteuerten Assistenzsystemen über die Zuschreibung von menschlicher Natur nach Haslam (2006) verläuft, sodass man auf Basis seines Modells und der

Ergebnisse der vorliegenden Korpusstudie ein gegenläufiges Modell der naturalisierenden Anthropomorphisierung entwerfen kann (s. Abbildung 2), dessen Validität in einer umfangreicheren Studie überprüft werden sollte. Darin zeigt sich, dass es insbesondere die naturalisierenden Zuschreibungen von Geschlecht, Agentivität, Wahrnehmung/Bewusstsein, zwischenmenschliche Wärme und Responsivität sind, die Alexa einen menschlichen Status zuweisen.

Literatur

- Ahearn, Laura M. (2001): »Language and Agency«, in *Annual Review of Anthropology* 30, S. 109-137.
- Baker, Paul (2006): *Using Corpora in Discourse Analysis*. London/New York: continuum.
- Bubenhöfer, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Brock, Bastian/Haslam, Nick (2019): »Excluded from humanity: The dehumanizing effects of social ostracism«, in: *Journal of Experimental Social Psychology* 46, S. 107-113.
- Bußmann, Hadumod (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.
- Comaroff, John L./Comaroff, Jean (1997): *Of Revelation and Revolution. The Dialectics of Modernity on a South African Frontier. Vol. 2*, Chicago: Chicago University Press.
- Dickel, Sascha/Schmidt-Jüngst, Miriam (2021): »Gleiche Menschen, ungleiche Maschinen. Die Humandifferenzierung digitaler Assistenzsysteme und ihrer Nutzer:innen in der Werbung«, in: Dilek Dizdar et al. (Hg.), *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*, Weilerswist: Velbrück, S. 342-367.
- Eisenberg, Peter (1999): *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 2: Der Satz*, Stuttgart: Metzler.
- Epley, Nicholas et al. (2007): »On seeing human: A three-factor theory of anthropomorphism«, in: *Psychological Review* 114 (4), S. 864-886.
- Foucault, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a.M.: suhrkamp.
- Gröppel-Klein, Andrea/Pfeifer, Katja/Helfgen, Jennifer (2015): »Mit Personifizierungen wirkungsvoll in der Marketingkommunikation emotionalisieren«, in: Tobias Langner/Franz-Rudolf Esch/Manfred Bruhn (Hg.), *Handbuch Sozialtechniken der Kommunikation*, Wiesbaden: Springer, S. 1-18.
- Halliday, Michael A.K./Matthiessen, Christian M.I.M (2014): *Halliday's Introduction to Functional Grammar*, London/New York: Routledge.

- Haslam, Nick (2006): »Dehumanization: An Integrative Review«, in: *Personality and Social Psychology Review* 10 (3), S. 252-264.
- Haslam, Nick et al. (2008): »Subhuman, inhuman, and superhuman: Contrasting humans with nonhumans in three cultures«, in: *Social Cognition* 26 (2), S. 248-258.
- Haslam, Nick/Steve Loughnan (2013): »Dehumanization and Infrahumanization«, in: *Annual Review of Psychology* 65, S. 399-423.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (2013): *Handbuch der deutschen Grammatik*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Hepp, Andreas (2020): »Artificial companions, social bots and work bots: communicative robots as research objects of media and communication studies«, in: *Media, Culture & Society* 42 (7-8), S. 1410-1426.
- Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (3), S. 170-191.
- Hoy, Matthew B. (2018): »Alexa, Siri, Cortana, and More: An Introduction to Voice Assistants«, in: *Medical Reference Services Quarterly* 37 (1), S. 81-88.
- Kurki, Visa A.J./Pietrzykowski (2017): *Legal Personhood: Animals, Artificial Intelligence and the Unborn*, Cham: Springer.
- Lakoff, George/Johnsen, Mark (2003): *Metaphors we live by*, London: University of Chicago Press.
- Lind, Miriam (demn.): »No Gender, No Human: The Discursive Construction of Nonbinary Gender as Subhuman in German Social Media Comments«, in: Martin Carlsholtz Unger/Sylvia Jaki/Klaus Geyer (Hg.), *Hate Speech in Modern Societies*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Lohmann, Melinda Florina (2014): »Von vermenschlichten Maschinen und maschinisierten Menschen. Bemerkungen zur Wortsemantik in der Robotik«, in: Sandra Brändli et al. (Hg.), *Mensch und Maschine – Symbiose oder Parasitismus?*, Bern: Stämpfli Verlag, S. 125-142.
- Marshall, John C. (1977): »Minds, Machines and Metaphors«, in: *Social Studies of Science* 7, S. 475-488.
- McDaniel, Ellen/Gong, Gwendolyn (1982): »The Language of Robotics: Use and Abuse of Personification«, in: *IEEE Transactions on professional communication* 25 (4), S. 178-181.
- Nübling, Damaris (2009): »Von Monika zu Mia, von Norbert zu Noah: Zur Androgenisierung der Rufnamenseit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene«, in: *Beiträge zur Namenforschung* 44 (1), 67-110.
- Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2015): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen: Narr.
- Nübling, Damaris/Lind, Miriam (demn.): »The Neutering Neuter – Grammatical Gender and the Dehumanisation of Women in German«, in: *Journal of Language and Discrimination* 5 (2).

- Ott, Christine (2017): »Vom Wort zur diskurskonstitutiven Struktur: Linguistische Epistemologie von Geschlecht«, in: Martin Reisigl/Constanze Spieß (Hg.), *Sprache und Geschlecht. Band 2: Empirische Analysen*, Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr, S. 167-190.
- Primus, Beatrice (2012): *Semantische Rollen*, Heidelberg: Winter.
- Purington, Amanda et al. (2017): »«Alexa is my new BFF»: Social Roles, User Satisfaction, and Personification of the Amazon Echo«, in: *Proceedings of the 2017 CHI Conference Extended Abstracts on Human Factors in Computing Systems – CHI EA '17*, S. 2853-2859.
- Schiffhauer, Birte (2015): *Determinanten von Anthropomorphismus und ihre Bedeutung für Dehumanisierung. Zuschreibung und Absprechen von Menschlichkeit gegenüber Menschen und nicht-menschlichen Entitäten*, Bielefeld: Universitätsbibliothek.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2020): *Namenwechsel. Die soziale Funktion von Vornamen im Transitionsprozess transgeschlechtlicher Personen*, Berlin/Boston: de Gruyter.
- Schroeder, Juliane/Epley, Nicholas (2019): »Mistaking Minds and Machines: How Speech Affects Dehumanization and Anthropomorphism«, in: Rajesh Bachi et al. (Hg.), *NA – Advances in Consumer Research Volume 47*, Duluth, MN: Association for Consumer Research, S. 259-264.
- Silverstein, Michael (1976): »Hierarchy of features and ergativity«, in: Robert M. W. Dixon (Hg.), *Grammatical Categories in Australian Languages*. Canberra: Australian National University, S. 112-171.
- Spieß, Constanze (2011). *Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte*, Berlin/New York: De Gruyter.
- Szczepaniak, Renata (2013): »Grammatikalisierung in der Sackgasse: Wandelt sich das Movierungssuffix -in zum Kongruenzmarker?«, in: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 4 (1), S. 222-235.
- Yamamoto, Mutsumi (1999): *Animacy and reference. A cognitive approach to corpus linguistics*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Yamamoto, Mutsumi (2006): *Agency and impersonality. Their linguistic and cultural manifestations*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Zlotowski, Jakub/Strasser, Ewald/Bartneck, Christoph (2014): »Dimensions of Anthropomorphism. From Humanness to Humanlikeness«, in: *Proceeding of the 2014 ACM/IEEE international conference on human-robot interaction, HRI '14*, New York, S. 66-73.
- Zlotowski et al. (2017): »Understanding Anthropomorphism: Anthropomorphism is not a Reverse Process of Dehumanization«, in: Abderrahmane Kheddar et al. (Hg.), *Social Robotics. 9th International Conference, ICSR 2017, Tsukuba, Japan, November 22-24, 2017 proceedings*, Cham: Springer, S. 618-627.

Zu den Autor*innen

Stéphane Hardy ist Lehrkraft für besondere Aufgaben im Bereich französische Sprachwissenschaft und Sprachpraxis an der Universität Siegen. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Sonder- und Geheimsprachenforschung sowie in der Onomastik.

Sandra Herling, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Romanistik an der Universität Siegen. Sie forscht zu onomastischen Themen, Human-Animal Studies und im Bereich der Soziolinguistik.

Lisa Jüttner, M.A., arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Ihre Forschung beschäftigt sich mit Konzeptionen von Geschlecht in der Literatur nach 2000.

Hiloko Kato, Dr., ist Postdoktorandin am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, wo sie zu Textlinguistik, Game Studies, Human-Animal Studies und multimodaler Kommunikation arbeitet.

Miriam Lind (geb. Schmidt-Jüngst), Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für historische Sprachwissenschaft am Deutschen Institut der Universität Mainz und forscht dort in den Bereichen Genderlinguistik, Diskursanalyse, Onomastik und kulturanalytische Linguistik.

Netaya Lotze, Dr., ist akademische Oberrätin am Institut für Germanistik der Universität Münster. Derzeit vertritt sie die Professur »Schriftlinguistik« an der Universität Hamburg. Sie forscht zu linguistischer Mensch-Maschine-Interaktion, Sprache & Identität und zu kritischer Medienlinguistik und hat 2014 an der Universität Hannover zu Chatbots promoviert.

E. A. Mathias, Dr., hat an der Universität Hannover zu dehumanisierenden Metaphern promoviert und lehrt und forscht u.a. zu Politolinguistik, Soziolinguistik, Hate Speech und Diskursanalyse.

Damaris Nübling, Prof. Dr., hat den Lehrstuhl für historische Sprachwissenschaft am Deutschen Institut der Universität Mainz inne und ist Leiterin von Projekten in der Onomastik und Genderlinguistik. Neben diesen Schwerpunkten forscht sie außerdem zu morphologischem Wandel und sprachlichen Zweifelsfällen.

Heike Rettig, Dr., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau. Sie arbeitet zu Human-Animal Studies, interaktionaler Linguistik und wissenschaftlichem Schreiben.

Anna Schneider, M.A., promoviert an der Universität Erlangen-Nürnberg am Institut für Soziologie zu Mensch-Tier-Interaktionen. Ihre Forschungsinteressen liegen in der Kulturosoziologie, qualitativer Forschung und digitalen Sozialwissenschaften.

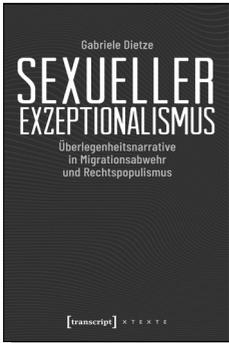
Britta Schneider, JProf. Dr., ist Professorin für Sprachgebrauch und Migration an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Sie forscht u.a. zu sprachlicher Diversität und Sprachkontakt, sprachlicher Materialität und Sprachideologie.

Lena Späth, M.A., promoviert in germanistischer Sprachwissenschaft an der Universität Mainz zur linguistischen Fundierung der Tier/Mensch-Grenze im Deutschen. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich historische Soziolinguistik und linguistische Anthropologie.

Constanze Spieß, Prof. Dr., ist Inhaberin der Professur »Pragmalinguistik« an der Universität Marburg. Ihre Forschung umfasst Diskurslinguistik, Sprache und Politik, Text- und Genderlinguistik sowie Sprache und Bioethik.

Renata Szczepaniak, Prof. Dr., hat den Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Bamberg inne, wo sie u.a. zu Graphematik, Grammatikalisierung, kontrastiver Linguistik und Sprachwandel forscht.

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze

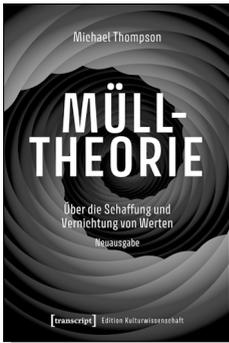
Sexueller Exzeptionalismus

Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und
Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6



Michael Thompson

Mülltheorie

Über die Schaffung und Vernichtung von Werten

April 2021, 324 S., kart., Dispersionsbindung,

57 SW-Abbildungen

27,00 € (DE), 978-3-8376-5224-6

E-Book:

PDF: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5224-0

EPUB: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5224-6



Erika Fischer-Lichte

Performativität

Eine kulturwissenschaftliche Einführung

April 2021, 274 S., kart., Dispersionsbindung, 3 SW-Abbildungen

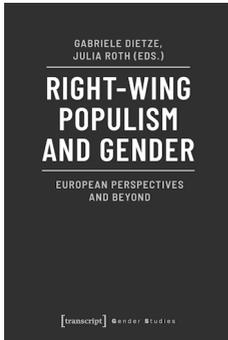
22,00 € (DE), 978-3-8376-5377-9

E-Book:

PDF: 20,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5377-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)

Right-Wing Populism and Gender European Perspectives and Beyond

2020, 286 p., pb., ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow, Robin Curtis,
Heinz Drügh, Mascha Jacobs, Annekathrin Kohout, Nicolas
Pethes, Miriam Zeh (Hg.)

POP

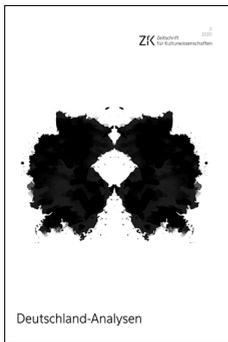
Kultur und Kritik (Jg. 10, 1/2021)

April 2021, 178 S., kart.

16,80 € (DE), 978-3-8376-5393-9

E-Book:

PDF: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-5393-3



Marcus Hahn, Frederic Ponten (Hg.)

Deutschland-Analysen

Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2020

2020, 240 S., kart., Dispersionsbindung, 23 Farbabbildungen

14,99 € (DE), 978-3-8376-4954-3

E-Book:

PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4954-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**